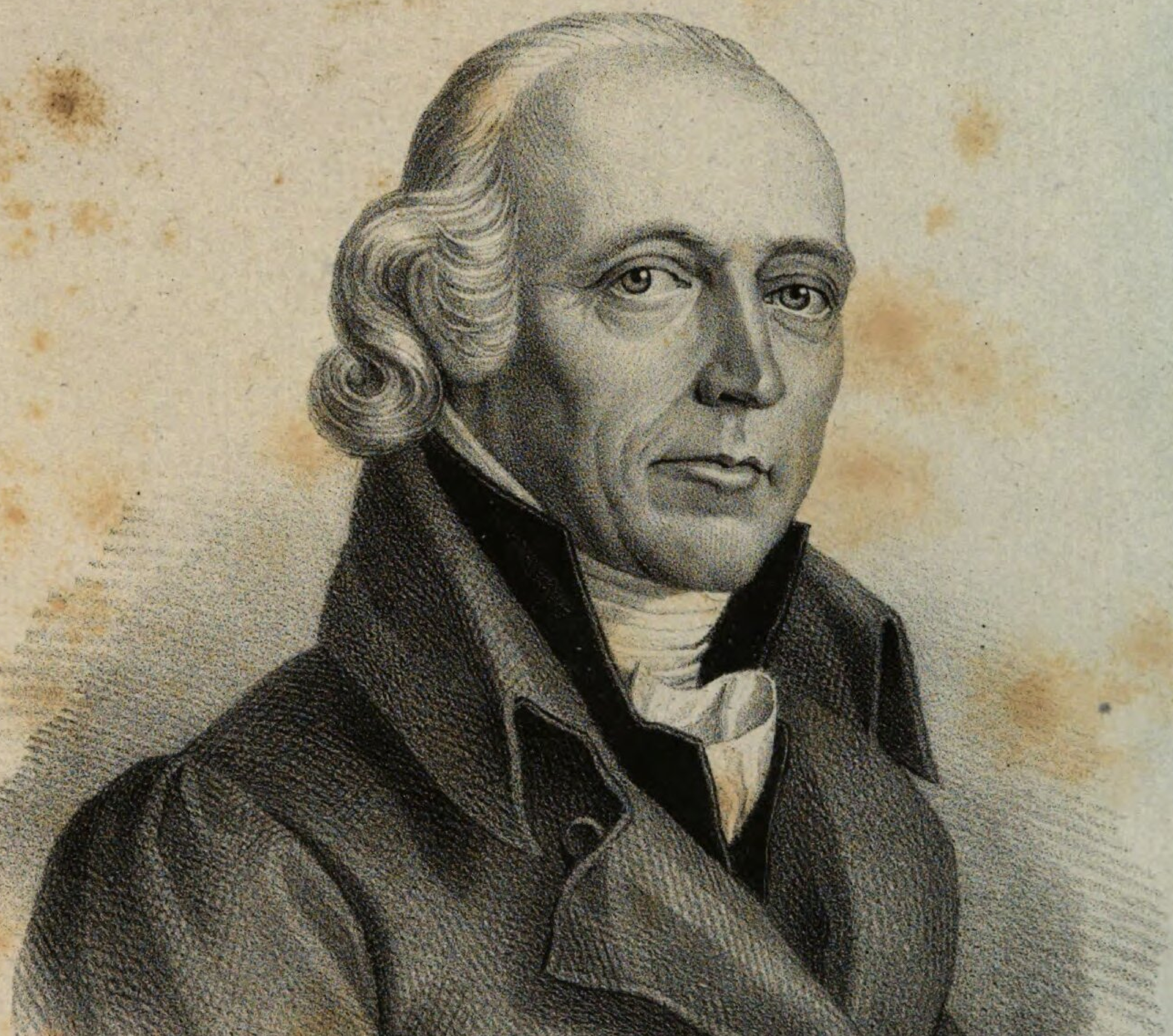
Hottinger, Johann Jakob,

Hans Conrad Escher von der Linth Charakterbild eines Republikaners

Zürich 1852



Lith von Orell Füssli & Cie in Zürich.

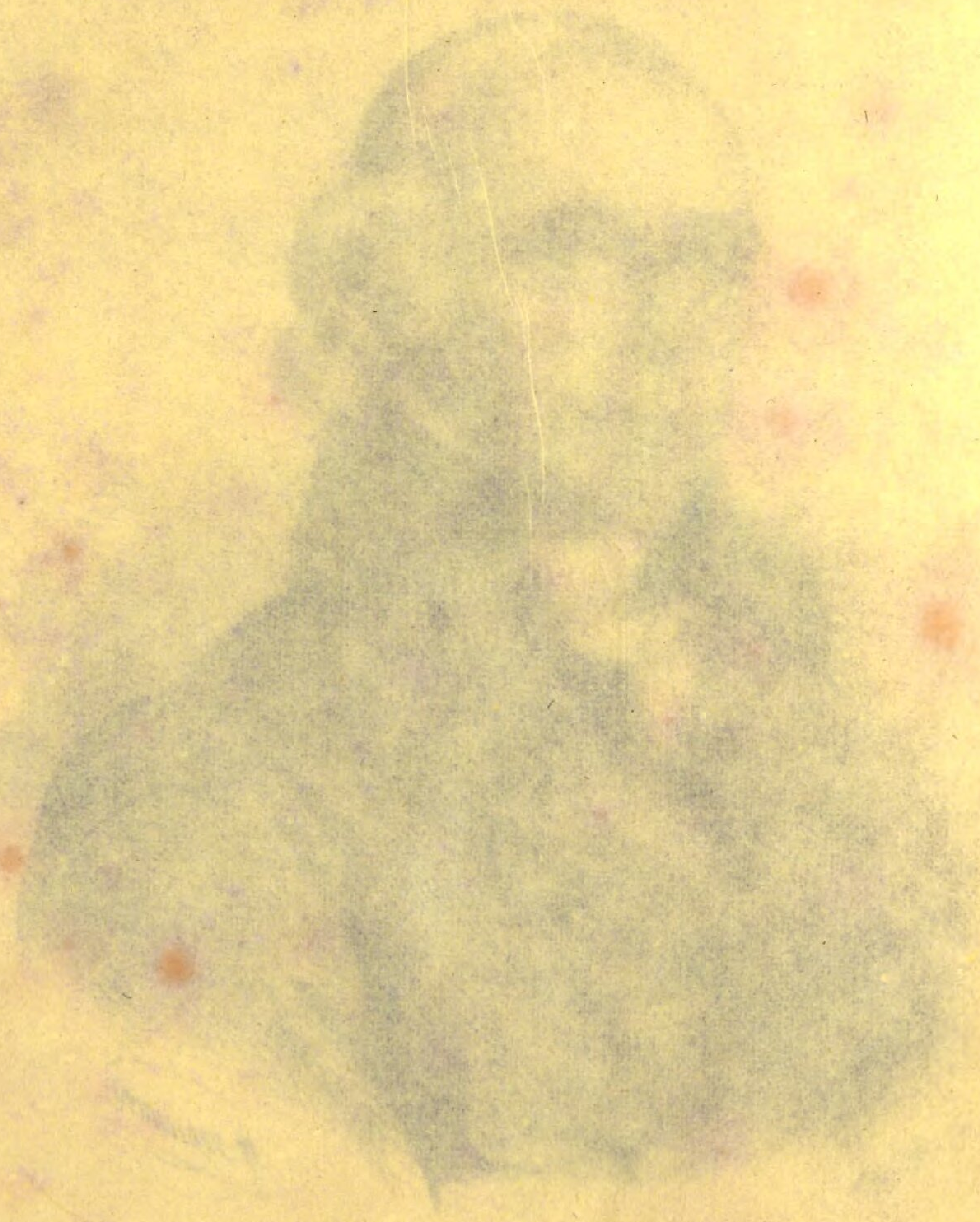
Hans Conrad Escher von der Linth.

Charakterbild eines Republikaners

von

J. J. Hottinger.

Zürich,
Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp.
1852.



Hans Conrad Escher von der Linth.

Charakterbild eines Republikaners

von

J. J. Hottinger.

Zürich,

Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp.

1852.

Cari sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares; sed omnes omnium caritates patria una complexa est.

CICERO de officiis.

Vorwort.

Durch die Schlußzeilen der am Ende dieses Buches mitgetheilten Inschrift des Denkmales, welches die eidgenössische Tagsatzung dem Manne gesetzt hat, dessen Leben hier geschildert wird, ist der Zweck dieser Arbeit hinreichend bezeichnet. Wohl hingegen sind einige Worte über die Entstehung und Anlage derselben erforderlich.

Nicht lange nach Eschers Hinschied unternahm es derjenige Mann, der ihm den größern Theil seines Lebens hindurch näher als wenige andre gestanden hatte, der damalige Staatsrath, nachherige Bürgermeister Usteri, die Biographie desselben zu schreiben. Niemand war in der That auch besser geeignet, dieses in befriedigender Weise zu thun. Das Werk wurde begonnen und mit beharrlichem Eifer bis nahe an diejenige Zeit fortgesetzt, wo Escher in den helvetischen Staatsdienst eintrat. Durch die reinste Freundschaft, ja eine bei dem geistig so hochstehenden Verfasser doppelt liebenswürdige Pietät gegen den Verstorbenen geleitet, nahm derselbe aus Eschers, auch über seine Jugendgeschichte schon ziemlich reichem, handschriftlichem Nachlasse vollständig auf, was ihm irgend charakteristisch und belehrend schien, und ergänzte dann dieses aus seiner eigenen ebenso reichen Erinnerung. Fortgesetzt nach dieser ursprünglichen Anlage wäre das Werk zu wenigstens zwei starken Bänden erwachsen.

Wer den Umfang von Usteri's wissenschaftlicher und politischer Thätigkeit kennt, muß über den Muth zu einer solchen Nebenarbeit erstaunen. Allein es traten Umstände ein, welche die Fortsetzung derselben unmöglich machten und so blieb die Kunde des bereits geleisteten auf denjenigen wissenschaftlichen Kreis beschränkt, dem Usteri selbst periodische Mittheilungen davon gemacht hatte. Als nun vollends auch er starb und einige Jahre später Albrecht Rengger, der ebenfalls an eine Biographie Eschers gedacht und einige Vorarbeiten gemacht hatte, ihm nachfolgte, war von den näheren Freunden desselben niemand mehr übrig, der das Werk nach dem ursprünglichen Plan und in dem nämlichen Geiste hätte durchführen können. Unterdessen hatte Eschers Sohn noch immerfort Materialien zu einer Biographie gesammelt, und von verschiedenen Seiten her waren ihm auch noch Briefe seines Vaters oder andre Mittheilungen über denselben zugekommen, so daß nun der Gedanke einer neuen Arbeit nach etwas beschränkterem Plane unter Zugrundlegung freilich der Usterischen entstand. Mit der Ausführung desselben begann auch der seither ebenfalls verstorbene Regierungsrath Ferdinand Meier sich zu beschäftigen. Bei den vielfachen andern Arbeiten indessen, die ihm gegen das Ende seines Lebens noch aufgeladen wurden und seiner erschütterten Gesundheit, blieb es bei einem sorgfältigen Auszuge aus dem Briefwechsel zwischen Rengger und Escher, der indessen vollständiger seither von Aarau aus im Druck erschienen ist. Erst vor einigen Jahren wurde nun dem Verfasser der ehrenvolle Antrag, die Arbeit wieder aufzunehmen.

In früher Jugend Mitglied einer der S. 83 dieser Ar-

beit erwähnten Knabengesellschaften hatte er Eschern als Vorsteher derselben lieben gelernt. Mit steigender Achtung verfolgte er später dessen diplomatische Wirksamkeit. Als dann aber dieser, beim Beginne der Mediationsperiode in die Vaterstadt zurückgekehrt, in den Zürcher'schen Erziehungsrath und später auch zum ersten Vorsteher der Kunstschule gewählt wurde, trat ihm der Verfasser, damals Lehrer an dieser Anstalt, wieder näher und erhielt bis zu Eschers Lebensende wiederholte Beweise seines Vertrauens. Dieser Umstand, die aufrichtige Verehrung, welche er dem edeln Manne jederzeit gezollt hat, der Wunsch seines einzigen Sohnes und die Bereitwilligkeit, womit derselbe alle in seinem Besitze befindlichen Materialien zu dessen Verfügung gestellt hat, mögen den Verfasser bei seinem Unternehmen rechtfertigen und die Entstehung desselben erklären.

Was Plan und Anlage betrifft, so waren sie dem Verfasser durch seinen Vorgänger, Usteri, dem die ersten 70 Seiten der Arbeit beinahe vollständig gehören, bereits gegeben. Escher sollte sich selbst schildern, anderweitige Mittheilungen und Stellen aus den Briefen seiner Freunde, nur insoweit es für diesen Zweck erforderlich war, ergänzend hinzukommen, des Verfassers eigene Arbeit aber sich darauf beschränken, diese Materialien gehörig zu ordnen, und wo dann noch vorhandene Lücken dieses nöthig machten, durch so sparsam als möglich eingeflochtene Zusätze oder Bemerkungen dem Ganzen Zusammenhang und Haltung zu geben.

Wenn aus der mannigfaltigen und reichen Wirksamkeit Eschers das Linthwerk unstreitig als die Hauptaufgabe seines Lebens hervortritt, so weiß der Verfasser sehr wohl, daß in

spätern Zeiten und in andern Ländern unter dem Beistande neuer Erfindungen und mit weit reichern Mitteln großartigere Unternehmungen ausgeführt worden sind, wenn aber das Verdienst der Leiter solcher Unternehmungen durch die Festigkeit ihres Willens, die Beharrlichkeit ihrer Ausführung, die eigene Hingebung bei denselben bedingt wird, dann dürfte Escher in diesen Beziehungen hinter keinem andern zurückstehn; die Eidgenossenschaft selbst aber wird immer auf sein Werk mit Dank und Verehrung als auf das schönste hinblicken, das bis zur Stunde noch durch vereinigte Nationalkräfte zu Stande gebracht worden ist.

Der Biographie hat dann auf die Bitte ihres Verfassers Hr. Dr. Arnold Escher von der Linth einen Anhang über die Leistungen seines sel. Vaters als Gebirgsforscher beigefügt und ebenso hat der Ingenieur-Oberst, Hr. Heinrich Pestalozzi, der nach Eschers Tode eine längere Reihe von Jahren hindurch bei der Verwaltung des Linthwerkes wesentlich betheiligt war, dem Ansuchen entsprochen, dasselbe auch in hydrotechnischer Beziehung zu schildern. Durch diese Arbeiten ist auf verdankenswerthe Weise dasjenige, was in der Biographie selbst über Eschers Fleiß, Gewissenhaftigkeit und erfolgreiche Bestrebungen in den beiden genannten Wirkungskreisen nur im Allgemeinen bemerkt werden konnte, auch thatsächlich belegt und aus wissenschaftlichem Standpunkte gründlicher durchgeführt worden, während sie zugleich ihres eigenen inneren Werthes wegen den Männern vom Fache noch besonders willkommen sein werden.

Zürich, im Februar 1852.

J. J. Hottinger.

1. Eschers Familie und Jugendzeit im väterlichen Hause.

Die Familie Eschers gelangte zum Bürgerrechte der Stadt Zürich durch zwei Brüder, welche, von Kaiserstuhl herstammend, um das Jahr 1384 in derselben sich niedergelassen hatten. Sie theilte sich später in zwei Hauptstämme der Escher vom Luchs, welche 1433 Adelsrang erhielten, und der Escher vom Glas, die bürgerlich geblieben sind.

Zum letztern Stamme, der in seinem Wappen ein Lampenglas führt, gehörte der Statthalter Heinrich Escher, (geb. 1688, gest. 1747), welcher die Herrschaft Keffikon und Islikon an sich kaufte. Sein ältester Sohn, gleiches Namens und ebenfalls Statthalter, ist als Staatsmann in den Jahrbüchern der Eidgenossenschaft, wie in denen seiner Vaterstadt rühmlich ausgezeichnet und es verdankt die letztere seinem Gemeinsinne insbesondere die Gründung ihres Waisenhauses.

Nach dessen kinderlosem Absterben wurde ein jüngerer Bruder, Hans Kaspar Escher, Inhaber der erwähnten Herrschaften. Dieser hatte in gedoppelter Ehe zwölf Kinder erzeugt. Mit seiner ersten Gattin, Elisabetha Escher, vier Söhne, von denen die zwei jüngern minderjährig starben; in der zweiten Ehe mit Anna Landolt, Tochter des Bürgermeisters Hans Caspar Landolt, drei Söhne und fünf Töchter. Von jenen starb der älteste im vierten, der dritte im ersten Jahre. Derjenige, dem die nachfolgende Darstellung gewidmet ist, war der zweite. Von den fünf Töchtern ist Dorothea, die jüngste, geb. 1773, noch am Leben.

Die Verhältnisse und die nächsten Umgebungen, unter denen Hans Konrad Escher am 24. August 1767 in Zürich geboren ward, dürfen mit Recht glücklich genannt werden. Sie begünstigten eine freie und edle Entwicklung der ersten Gefühle und Empfindungen, welche die Grundlage des Charakters bilden.

Die Ältern gehörten einem Geschlechte an, das seit Jahrhunderten der Eidgenossenschaft wie der Vaterstadt nützliche Dienste geleistet und sich ehrenvollen Einfluß erworben hatte. Der Vater, von ansehnlichem Wuchse, wohlgebildet und ernster Sinnesart, besorgte neben seinen Geschäften als Mitglied der Regierung diejenigen eines Seidengewerbes und einer Kreppflor-Fabrik, welche er gemeinsam mit seinen Brüdern besaß und die den Wohlstand der Familie wesentlich begründet hatten. Ein guter Hausvater, rechtschaffen und wohlwollend, besaß er die Eigenschaften eines achtungswerthen Privatmannes. Die Mutter, eine schöne, schlanke Frau, vereinigte mit der herzlichsten Gutmüthigkeit einen hellen Verstand und einnehmende Sitte. Die Söhne aus des Vaters erster Ehe hatten das Haus bereits verlassen; sie befanden sich in einer Erziehungsanstalt der französischen Schweiz und späterhin auf Reisen. Es beschränkte sich also im väterlichen Hause Eschers Umgang auf die Schwestern und in demselben entwickelte sich frühzeitig diejenige gegenseitige und herzliche Zuneigung, die, durch keinen Schicksalswechsel unterbrochen oder getrübt, bis an den Tod sich erprobt hat. Einfache Sitten und Frömmigkeit waren im älterlichen Hause vorherrschend und wenn des Vaters Ernst eine etwas scheue Ehrfurcht in dem jugendlichen Gemüthe begründete, so ward dieses hingegen durch die Sanftmuth und Güte der Mutter mit unbedingtem Vertrauen und Liebe an dieselbe gefesselt, so daß jene bekannte Vermuthung Iselins, welcher zufolge die Geschichte darthun würde, daß unter zehn durch Religion und Tugend ausgezeichneten Männern immer neune möchten gefunden werden, die diesen Vortheil ihren Müttern schuldig sind, sich allerdings auch in Eschers Leben bewährt findet

und daß eben damit denn auch die Quelle der als überwiegende Schattirung seines Charakters erscheinenden Herzensgüte bezeichnet ist. Der Stand und das Vermögen der Familie boten jenes mittlere Verhältniß dar, welches, von jedem Uebermaß und von drückenden Bedürfnissen gleich entfernt, zwischen den gefährlichen Klippen wie des Uebermuthes so des Kleinmuthes hindurchführt.

Im fünften Lebensjahre ward der gesunde und muntere Knabe in eine jener sogenannten Hausschulen gesandt, worin beide Geschlechter vereint lesen, schreiben und den Katechismus lernen sollten. Die Schule ward von einem gutmüthigen alten Ehepaar gehalten und der kleine Hans Konrad zeigte sich darin wie ein Kind von gewöhnlichen Anlagen und ohne Spuren von schnellerer Fassungskraft. Der Lehrer, wenn er zuweilen zum Besuche bei den Ältern kam, brachte meist ein Bleistift als Geschenk mit und zeichnete damit ein Haus oder eine Kirche aufs Papier, was bei seinem Schüler vielleicht den ersten Grund zu dessen späterer Neigung für das Zeichnen gelegt hat. Jene Bleistiftzeichnungen wurden dann mit Farben ausgemahlt, das letztere Geschäft auch auf Kupferstiche übergetragen und damit die Stunden ausgefüllt, welche theils die Schule, theils eine sehr geregelte Hausordnung und die kleinen Besuche bei Verwandten und einigen Nachbarskindern übrig ließen. Im Hause des mütterlichen Großvaters wandte sich die Liebe und Anhänglichkeit des Knaben einem Oheim, dem Rathsherrn und Zeughausaufseher Hans Konrad Landolt, zu, der in französischem Kriegsdienste gestanden und aus der Schlacht bei Crefeld ein krummgeschossenes Bein heimgebracht hatte, der gern mit ihm scherzen mochte, ihm auch Anleitung zu mancherlei mechanischen Arbeiten gab und zugleich der erste gewesen ist, welcher der Mutter sagte: „Aus deinem Konrad wird mit der Zeit noch etwas Brauchbares werden.“

Mit dem Eintritte ins siebente Jahr erfolgte die Beförderung in eine Knabenschule, wo zu dem schon erwähnten Unterrichte noch einiges von deutscher Sprachlehre und das Rechnen hinzukam. Wenn

nun zwar im Schreiben und Rechnen die Fortschritte ganz ordentlich waren, so vermochten dagegen weder die auswendig gelernten Antworten des Katechismus das schlummernde Gedächtniß zu wecken, noch wurde durch einen sehr mechanischen Sprachunterricht die Fassungskraft angeregt und ebensowenig war die Nachhülfe eines Privatlehrers *) auf Ausfüllung dieser Lücken des Schulunterrichtes berechnet. Wohl hingegen mag die trauliche Unterhaltung dieses Mannes, dem Eschers dankbare und freundschaftliche Achtung das ganze Leben hindurch zugesichert blieb, nicht ohne Mitwirkung des zuvor schon angeregten religiösen Gefühls dazu beigetragen haben, das frühe sich entwickelnde stille Nachdenken seines Zöglings jener sichern Bahn zuzuleiten, die er nachher nie wieder verließ und auf welcher fortschreitend er zu immer festern Grundsätzen gelangte, die seine ganze Lebensrichtung beherrschten. An die Vorlegung historisch-topographischer Bilderblätter wurden nämlich Erzählungen und Gespräche geknüpft, welche meist entweder denkwürdige Züge der vaterländischen Geschichte, oder die Merkwürdigkeiten des Schweizerlandes betrafen.

Ueber diese Unterhaltungen und zugleich über den Gang seiner ersten Geistesentwicklung und die unbefriedigenden Erfolge des Schulbesuchs hat sich Escher selbst in folgender Weise geäußert: „Die durch solche Mittheilungen empfangenen Begriffe faßten tiefe Wurzeln in meiner Seele. Ich fühlte Vaterlandsliebe schon als siebenjähriger Knabe. Ich betrachtete die Schweizergebirge, den Zürichsee und die Umgegend von Zürich mit Wohlgefallen und Aufmerksamkeit. Die Liebhaberei fürs Zeichnen und Illuminiren schloß sich diesen an und eine Sammlung vaterländischer Kupfer, die freilich meist auf Zürchersche Neujahrsblätter **) beschränkt blieb, gewährte mir viele Freude.

*) Des nachherigen Pfarrers zu Maur im Zürcherischen Bezirk Uster, Salomon Hirzel.

**) Diese sogenannten Neujahrsblätter, die von wissenschaftlichen Gesellschaften Zürichs zum Theil seit anderthalb hundert Jahren alljährlich an die Jugend aus-

Diese unmittelbaren Anschauungen weckten aber auch gleichzeitig das Nachdenken über Verhältnisse und Fragen, von denen ich unstreitig nur noch dunkle Ahnungen fassen konnte. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich bereits in jenem Zeitraume bei hellen Nächten oftmals die funkelnden Gestirne betrachtete und über die Ausdehnung der Weltschöpfung sowol als über den Begriff von ihrem Urheber nachgedacht habe. Ich fragte mich: Was findet sich jenseits dieser Sterne und jenseits dieses Raumes? und was da, wo alles dieses aufhört? Wie mit dem Raume ging's mit der Zeit. Was war, fragte ich mich, ehe die Welt erschaffen war? Wann wird die Zeit enden? und was wird hernach sein? Was mir als achtjährigem Knaben hierüber unbestimmt vorgeschwebt hatte, war mir zwanzig Jahre später in guter Erinnerung geblieben, als ich die verwandten Begriffe in Kants philosophischen Schriften genau und bestimmt dargestellt fand."

„Das Nachdenken über solche Gegenstände entwickelte frühe schon meine Einbildungskraft und verlieh ihr eine ausdauernde Stärke und Reizbarkeit. Ihr zur Seite stand dann aber eine große Charakterschwäche, die sich im Umgange mit den Schulkameraden am auffallendsten erwies und mich der Verführung zu allerlei Jugendstreichen preis gab. Ich war furchtsam, schüchtern und ängstlich und es dauerte sehr lange, ehe ich diese zum Theil auf Körperschwäche beruhenden Fehler vermittelst anhaltender Kämpfe eines lebhaften Ehrgefühls zu besiegen, oder einigermaßen zu beseitigen vermochte. Einen eigentlichen Freund hatte ich unter meinen Schulgenossen nicht. Ich liebte sie alle und immer diejenigen am meisten, bei denen ich mich eben befand; ich theilte allen mit, was ich besaß und stand mit allen

---

gegeben werden, enthalten bildliche Darstellungen in der Regel von Begebenheiten aus der Schweizergeschichte oder andern vaterländischen Merkwürdigkeiten, die Bildnisse berühmter Männer u. s. w. mit beigefügter Erklärung. Auch der Verfasser dieser Lebensbeschreibung verdankt denselben mancherlei Anregung zur Liebe des Vaterlandes und den ersten Reiz zur Erforschung seiner Geschichte.

in gutem Vernehmen; aber es war keiner, dem ich meine natürliche Furchtsamkeit oder meine Vorkehren zu ihrer Ueberwindung hätte eingestehen dürfen; keiner, der mit mir illuminirte, Kupfer sammelte, die Gestirne beschaute, oder mit dem ich über die Vorwürfe meines Nachdenkens Begriffe tauschte."

„In meinem neunten Jahre kam ich in die erste Klasse der lateinischen Schule an welcher ein alter sehr unphilosophischer Lehrer stand, bei dem ich die lateinische Grammatik mit unsaglicher Mühe und Abneigung auswendig lernen mußte. Wortgedächtniß schien ich keines zu haben und Begriffe wurden mir nicht nachgewiesen. So saß ich dann meist an einer der untersten Stellen und die im Hersagen der für mich sinnlosen lateinischen Zeitwörter begangenen Fehler wurden meist mit empfindlichen Streichen auf die Hände gebüßt. Nach zwei mühevollen Jahren war ich kümmerlich in die zweite Klasse befördert worden, wo nun die für mich noch viel abstoßenderen griechischen Sprachelemente neben den lateinischen gelehrt wurden. Der Erfolg blieb auch unter jüngern und in besserm Rufe stehenden Lehrern der nämliche. Ich saß auf der letzten Bank, bekam Schläge, aber keine Begriffe und aller Anstrengungen ungeachtet doch kein Gedächtniß für die todten Worte. Keiner meiner Lehrer konnte Anlagen bei mir entdecken. Einige Entschädigung fand ich bei meinen Mitschülern. Diese erkannten und bewunderten auch wol meinen Fleiß und meine Ordnung. Ich allein hatte ohne Auftrag erhalten zu haben, alle Uebersetzungen aus dem lateinischen Lesebuch (dem sogenannten Manuductor) zusammen ins Reine geschrieben und über die darin vorkommende römische und griechische Geschichte wußte ich mehr Auskunft zu geben als Andere. In den allzu seltenen Schreib- und Rechnungsstunden war ich einer der bessern Schüler und die wenigen damals auch uns von Lehrern der Kunstschule ertheilten Unterrichtsstunden in Geometrie und Zeichnen ließen mich wieder Zutrauen zu mir selbst fassen. Meine Hauslehrer hatten in dieser Zeit gewechselt, ohne irgend merklichen Einfluß auf Verbesserung der

Schulergebnisse. Diese verursachten meiner Mutter oft Kummer; doch bemerkte ich, daß sie mich für keinen Dummkopf hielt, weil ich kein Gedächtniß besaß. Mein Vater war zuweilen mißmuthig über meine Ungeschicklichkeit; inzwischen fand er, daß ich schön schreibe, nicht übel rechne und die Erdbeschreibung, worin er mir selbst Unterricht ertheilt hatte, recht gut begriff. Daher entschloß er sich denn endlich zu meiner großen Freude, mich so bald ich das Alter dazu haben werde, aus der lateinischen in die Kunstschule *) überzusetzen. Meßkunde und Zeichnen erfüllten mich mit froher Hoffnung, während ich mir selbst und meiner guten Mutter zum Trost wiederholte, die lateinische Sprache, die ja nirgends mehr üblich sei, könne mir doch keinen Nutzen bringen."

„Um diese Zeit ungefähr hielt mein Vater für zweckmäßig, daß ich anfange Bücher zu lesen, um weniger müßig zu gehn; allein in Ermanglung einer guten Auswahl von Kinderschriften ließ man den Zufall walten. Ich bekam eine Anekdotensammlung „der lustige Student" in die Hände, hatte aber doch gesunden Sinnes genug, diese Erzählungen albern zu finden. Etwas später erhielt ich „Heideggers **Acerra philologica**", die mir schon besser gefiel und noch etwas später den alten „Robinson Krusoe". Dieser entzündete meine ohnehin regsame Einbildungskraft vollends, so daß das Bauen spanischer Schlösser Liebhaberei für mich wurde, ja manchmal in Leidenschaft überging. Robinsonaden aller Art beschäftigten mich nun bisweilen selbst im Traume und ich fing an, in dieser neuen Welt beinahe mehr als in der wirklichen für mich bereits alt gewordenen zu leben. In die letztere indessen zurückgeführt und mit ihr wieder

*) Die Zürchersche Kunstschule wurde im Jahr 1773 errichtet. Sie hatte die allgemeine Bildung der Kaufleute, Künstler und Handwerker zum Zwecke. Im Jahr 1832 ist an deren Stelle nach erweitertem Lehrplan eine Industrieschule mit einer untern und obern Abtheilung eröffnet worden, die zahlreich besucht wird.

ausgesöhnt wurde ich dann durch den Aufenthalt in Keffikon*), dem Paradies meiner Knabenjahre. Ich hatte diese Besitzung zum erstenmal im Jahr 1775 gesehen, als mein Vater mir eine große Freude machte, indem er mich zum Besuch seines Bruders, des Statthalters Escher, mitnahm. Hier erschien mir alles neu, prachtvoll und erstaunenswerth und die Erzählungen eines alten treuen Kammerdieners meines unverehlichten Oheims von den Gütern und herrschaftlichen Rechten des Schloßherrn brachten mir vollends sehr hohe Begriffe von der Würde desselben bei. Jetzt war bei dem Tode jenes allgemein geachteten Staatsmannes (1777) der Besitz der Herrschaft an meinen Vater übergegangen und schon im Herbst zogen wir hin. Hier schwanden nun, wie gesagt, die Träumereien vor einer wirklichen Welt, deren Glückseligkeit jene niemals erreichen mochten. Mit einer aus mehr denn 50 Personen bestehenden Winzerschaar beim Geläute der Schloßglocke und beim Klang aller Traubenkübel, auf welche mit den Winzermessern geschlagen ward, in die Weinberge ziehen, bis zum Abend da verweilen, diesen dann in der „Weintrotte" zubringen, mit den sehr ergebenen Kindern im Dorfe allerlei Spiele vornehmen, die Hirten auf der Weide besuchen, bei ihren Feuern Rüben und Kartoffeln braten, zuweilen mit Flinte, Jagdtasche und Mundvorrath im Jägerbegleit ausziehen; des Sonntags nach der eine halbe Stunde entfernten Kirche von Gachnang und nach Frauenfeld zum Besuch einer befreundeten Familie wandern, — diese Beschäftigungen füllten die glücklichen Tage eines ländlichen Aufenthaltes, welcher von da an regelmäßig jeden Sommer und jeden Herbst einige Wochen andauerte und dessen Freuden auch jedesmal neuen Zuwachs und Umfang erhielten."

*) Damaliger Herrschafts- und jetziger Landsitz. Das gleichnamige Dorf, worin es liegt, gehört theils zum Kanton Thurgau, in dessen Kirchgemeine Gachnang es eingepfarrt ist, theils zum Kanton Zürich. Die Gränze zwischen beiden Kantonen zieht sich mitten durchs Schloßgebäude.

„Ich war zwölf Jahre alt, als mir Lavaters Tagebuch*) in die Hände fiel, welches ich mit Begierde las und wieder las, mich auf ähnliche Weise selbst zu beobachten dadurch angeregt und bald auch ein ähnliches Tagebuch zu führen veranlaßt ward. Dieß geschah eine geraume Zeit mit Fleiß und Umständlichkeit, alsdann oberflächlicher und nicht ohne Unterbrechungen. Immerhin ward es etwa sieben Jahre fortgesetzt und später erst in einem Anfalle von Unmuth über die darin enthaltenen Kindereien verbrannt, was mir nachher leid that."

„Zum Eintritte in die Kunstschule mußte man das dreizehnte Altersjahr angetreten haben. In der Herbstprüfung des Jahrs 1779 saß ich gewohntermaßen auf der letzten Bank in meiner Klasse der lateinischen Schule, aus der ich nun von meinen Lehrern als ein schwacher Knabe ohne Anlagen und ohne Fleiß mit Vergnügen an die Kunstschule übergeben ward. Hier wandte sich auf einmal alles anders. Ein deutlicher und zweckmäßiger Unterricht in der Arithmetik und Geometrie, der zwar etwas weniger vorzügliche in Geschichte und Erdbeschreibung, die Anfangsgründe der französischen Sprache und die Anleitung zum Zeichnen nahmen nicht nur meine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in der Schule in Anspruch, sondern auch alle für dieselbe aufgegebenen Arbeiten wurden sorgfältig und vollständig geliefert. Breitingers**) mathematische Lehrstunden zogen mich am meisten an. In ihrem zweiten Kurse wurden die Anfangsgründe der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik gründlich vorgetragen und ich faßte ihre Lehrsätze mit solcher Bestimmtheit auf, daß ich im Stande war, die dahin einschlagenden Erscheinungen im Gebiete der Natur und Kunst ziemlich richtig zu beurtheilen. Das Zeichnen ward mir nun immer mehr Liebhaberei. Neben den Schul-

---

*) Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst. Frankfurt und Leipzig 1772.

**) David Breitinger (geb. 1737, gest. 1817) ein um die Schulanstalten Zürichs und die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse sehr verdienter Mann.

stunden erhielt ich darin bei Professor Bullinger*) noch Privatunterricht, so daß ich während der Ferienzeit bisweilen ganze Tage in Arbeit und angenehmem Gespräch bei ihm zubrachte, und unter seiner Anleitung Landschaften nach der Natur zu zeichnen anfing, was ich von da an allezeit fortgesetzt habe."

„Im Allgemeinen faßte ich also den ganzen Unterricht dieser Schule richtig auf und blieb in keinem seiner Theile zurück. Ich wäre vielmehr fähig gewesen, in allen Fächern desselben einen noch weiter gehenden und wissenschaftlichern Unterricht zu empfangen; denn in keinem wurden eigentlich meine Geisteskräfte in vollen Anspruch genommen und sattsam angestrengt. Das Verhältniß, zufolge dessen die öffentlichen Unterrichtsanstalten auf die Mittelklasse der Schüler berechnet sind, so daß die bessern Köpfe zurückgehalten werden, ist ein Nachtheil für diese letztern, dem durch Privatunterricht nachgeholfen werden sollte. Einen solchen genoß ich nun zwar in der französischen Sprache und im Zeichnen; allein es hätte vielmehr eines anstrengendern Unterrichtes in der Arithmetik und Mathematik bedurft und die lateinische Sprache hätte nach einer bessern Methode, als sie früher die Schule bot, jetzt wieder vorgenommen werden sollen."

„Drei Jahre hindurch besuchte ich nun die Kunstschule und verließ dann dieselbe mit einem Zeugnisse, das eben so günstig war, als dasjenige übel gelautet hatte, womit ich aus der lateinischen Schule getreten war. Man erklärte mich für einen fähigen und fleißigen Knaben, der besonders für angewandte Mathematik viele Anlagen zeige."

„Mit mir war zugleich Heinrich Lavater, der Sohn unsers berühmten Joh. Kaspar Lavater, welcher in der lateinischen Schule ebenfalls geringe Fortschritte machte, in die Kunstschule übergetreten. Mit ihm entspann sich die erste wirkliche Jugendfreund-

---

*) Johann Balthasar Bullinger (geb. 1713, gest. 1793) ein fleißiger und beliebter Landschaftszeichner.

schaft. Sein lebhafter Geist regte meinen ruhigern auf und seine Wißbegierde war der meinigen ähnlich. Hingegen wurde von ihm manches rasch und flüchtig aufgefaßt, was ich nur ernst und gewissenhaft ergreifen konnte. Durch Lavatern ward ich mit dem damals allgelesenen „Siegwart“ bekannt, der mir einen köstlichen Genuß verschaffte und dabei in Verbindung mit dem „aufrichtigen Tagebuch“ vieles beitrug, mich auf der Bahn der Sittlichkeit zu erhalten und vor den Gefahren erwachender Sinnlichkeit zu bewahren. Mein Freund Lavater war damals verliebt; ich war es auch; der Unterschied aber zwischen uns bestand darin, daß er mich zum Vertrauten seiner Liebe machte, während ich die meinige tief im Innersten des Gemüthes verschloß. Etwas später las ich Geßners Idyllen und seinen Tod Abels, der meiner Gemüthsstimmung mehr noch als die ersteren zusprach.“

„Eine zweite Jugendfreundschaft schloß ich mit einem durch stille Bescheidenheit und Fleiß mir näher verwandten Mitschüler Konrad Weber. Wir waren beide zur Schwärmerei geneigt, unterhielten uns zumal auf Spaziergängen gerne von der Unzerstörbarkeit unsrer Freundschaft, von Schöpfung, Zukunft u. dgl.; jedoch hinwieder auch von den Gegenständen unsers gemeinsamen Unterrichts. Wir stifteten unter den fleißigern Schülern unserer Klasse eine Abendgesellschaft, worin die Lehrfächer erörtert, Aufsätze gelesen und Reden vorgetragen werden sollten; aber nach einigen Wochen schon waren die beiden Stifter allein übrig geblieben. An einem Sonntage, als meine Ältern einen Besuch auf dem Lande machten, unternahm ich, ohne dafür erhaltene Bewilligung, mit meinem Freunde eine Wanderung nach Greifensee, wo damals der bekannte Obrist Landolt*) Landvogt war. Auf dem Hinweg erzählten wir uns die spaßhaften Anekdoten, welche von seiner Regierungsweise im Umlaufe waren

---

*) S. über denselben: Salomon Landolt, ein Charakterbild nach dem Leben ausgemahlt von David Heß. Zürich, 1820.

und schwatzten über die Möglichkeit, daß er uns festsetzen ließe. Als wir nun Nachmittags dem Schlosse gegenüber, um dasselbe zu zeichnen, am Seeufer saßen, bemerkte uns der Landvogt, und ließ uns ins Schloß rufen. Wir zitterten an Leib und Seele, mußten aber gehorchen. Wir wurden vom Schloßherrn und seiner Gesellschaft aufs Beßte empfangen und gut bewirthet. Herr Landolt lud uns ein, bei ihm zu bleiben, um mit ihm einen Wasserfall in einiger Entfernung vom Schlosse zu zeichnen. Wir stellten aufs lebhafteste vor, daß unsre Ältern uns auf den Abend zurückerwarteten — daß ich heimlich ausgerissen sei, durfte ich nicht sagen —; es half aber nichts. Er behauptete, man werde zu Hause sich wol vorstellen, daß er uns bei sich behalten habe. Aller Widersprüche ungeachtet mußten wir auf den Weg zum Wasserfalle mitgehen. Mir ward todesangst beim Gedanken an die Heimath. Die Gesellschaft war ziemlich groß und in munterem Gespräche begriffen. Wir gezwungene Begleiter schlichen hintennach. Bei einem Scheideweg gab ich meinem Gefährten ein Zeichen zum Desertiren und nun gings im strengsten Lauf über Fällanden den Zürichberg hinauf, wo wir vor Verfolgung uns gesichert achtend und auf den anmuthigen Greifensee zurückschauend, ausruhten und nach glücklich bestandenem Abentheuer den Berg hinunter getrost nach Hause zogen."

„Aus den drei Jahren unsers fast täglichen Beisammenseins erinnere ich mich keines bedeutenderen Fehltrittes, den wir gemeinsam begangen hätten; aber ich fühlte mich in Webers Umgang aufgeweckter zur Bewunderung der Werke des Schöpfers und zur Liebe des Vaterlands. Eine eigenthümliche Wirkung meiner Verbindung mit diesem Schulkameraden muß auch noch erwähnt werden. Durch meinen Lehrer Hirzel hatte ich bereits Achtung und eine gewisse Zuneigung für die demokratischen Kantone erhalten und mein eigenes Nachdenken hatte mich in dem Gefühl bestärkt, daß die Menschen vom Schöpfer gleiche Rechte empfangen hätten. In Webers Haus, dessen Vater kein Stadtbürger, sein Sohn aber geschickter als ich war, wurde

jenes Gefühl nun lebendiger. Zwar vernahm ich dort nie eigentliche Klagen über unsre bürgerlichen Verhältnisse, aber ich wußte, daß die Ältern meines Freundes als Fabrikarbeiter ihre Erzeugnisse in der Stadt abliefern mußten und daß ihnen freier Handel verboten war. Dieses Verhältniß kränkte mich nicht wenig und die Besuche, die ich von Keffikon aus alljährlich während des eidgenössischen Syndicats in dem nahen Frauenfeld zu machen im Falle war, wo ich von Ungerechtigkeiten verschiedener Beamten und von Bestechlichkeit der über sie gesetzten Richter manche ärgerliche Geschichte erzählen hörte, haben jenes Gefühl noch mehr gesteigert und den natürlichen Abscheu vor ungerechter Gewalt und Unterdrückung, sowie die Achtung vor Freiheit und Recht zu Grundregeln für mein Gemüth und meine Bestrebungen ausgebildet. Die Abrechnungen über den Todtenfall, die ich im Schlosse Keffikon mit dem betrübten Hinterlassenen der zur Herrschaft gehörigen leibeigenen Haushaltungen vornehmen sah, waren, ungeachtet aller Nachsicht, mit der mein Vater dabei zu Werke ging, auch nicht geeignet, jene Empfindungen zu schwächen; im Gegentheil schon der bloße Gedanke leibeigener Schweizer war für mich im höchsten Grade empörend."

„Der andauernden Liebhaberei zum Zeichnen gesellten sich allmälig andere bei. Die militärischen Knabenspiele und Uebungen wurden mir um so anziehender, als mein Muth und meine Einsicht bei den Kameraden in gutem Rufe standen und mir nicht selten Anführerrollen zuwandten. Mein Oheim, der Rathsherr Landolt, hatte einiges Talent für mechanische Arbeiten bei mir bemerkt und nahm mich oft in die unter seiner Aufsicht stehenden Zeughäuser, wo ich drehen, hobeln und ähnliche Verrichtungen lernte. Durch den geometrischen Unterricht auf der Kunstschule war ich auch dazu gelangt, mancherlei Papparbeiten zu verfertigen. Spaziergänge, die ich im Begleit meines Zeichnungslehrers und zum Behuf des Zeichnens nach der Natur vornahm, waren für mich die angenehmste Erholung. Es wurden dabei vorzüglich zerfallene Schlösser aufgesucht und stets

erinnere ich mich mit lebhaftem Vergnügen der kleinen Wanderungen nach Neu- und Alt-Regensberg, auf den Ütliberg und Albis, zur Aufsuchung der Ruinen von Balp und Wurb, in einige malerisch gelegene Mühlen, nach Wytikon, Leimbach u. s. w. Diese Spaziergänge legten den Grund zur Liebhaberei für meine späterhin zu naturwissenschaftlichen Zwecken unternommenen Berg- und Alpenwanderungen, sowie ich ihnen hinwieder die Uebung und Leichtigkeit im Zeichnen nach der Natur verdanke, ein Geschäft, das ich von da an nie mehr bei Seite gesetzt habe."

„Durch diese mannigfaltigen Beschäftigungen gewöhnte ich mich an ununterbrochene Thätigkeit des Geistes und Körpers. Müssiggang ward mir unerträglich, hingegen Wechsel der Arbeiten sehr angenehm. Bei zweckmäßigerer Leitung meiner Thätigkeit hätte ich ohne Zweifel mehr körperliche und wissenschaftliche Ausbildung, alsdann aber auch schwerlich jenen eigenthümlichen Arbeitstrieb und die selbstständigere Entwicklung und Gewandtheit erhalten, die mir nunmehr bei einer Vereinbarung von sehr ungleichen Berufsgeschäften trefflich zu statten kömmt."

„Unter leichten Arbeiten, wie der Schulunterricht sie mitbrachte und bei wechselnden Beschäftigungen und Vergnügungen hatte ich nunmehr mein sechszehntes Jahr erreicht. Bald hernach mit dem Ende des Jahres 1782 war auch mein Schulkurs abgelaufen und damit zugleich das mir damals bestimmte Maß des öffentlichen Unterrichtes erschöpft. Tief gerührt verließ ich die Kunstschule, in der ich meine glücklichsten Jahre verlebt hatte. Ohne wissenschaftliche Vorbildung in strengerem Sinne, aber mit einer nicht unbedeutenden Mannigfaltigkeit von Vorbegriffen sollte ich nun zum künftigen Berufsleben übergehn."

Soweit Escher selbst in einem im Jahr 1814 niedergeschriebenen Aufsatz über seine frühere Jugendbildung.

Der Kunstschule entlassen trat er nun als Gehülfe bei Leitung der Seidenflorfabrik seines Vaters ein, wo er zu den einfachen Ge-

schäften dieses Verkehrs Anleitung erhielt und einen Theil der Vormittagsstunden dabei zubrachte. Die übrige Zeit füllten neben dem fortgesetzten Unterricht in der französischen Sprache und im Zeichnen, die obenbemerkten Beschäftigungen und Lesereien. Als diese letztern einsweilen auf Romane beschränkt geblieben waren, machte seine älteste Schwester darüber Vorstellungen und empfahl hingegen Reisebeschreibungen und Geschichte. Der gute Rath ward befolgt; das Romanenlesen für einmal ausgesetzt und auch später mit ziemlich seltenen Ausnahmen nie wieder vorgenommen.

---

2. Aufenthalt in Morsee und Genf.

Die Einführung und Anleitung zum kaufmännischen Berufe ward indessen bald unterbrochen; denn wie zuvor die Brüder und auch die älteste Schwester zum Behuf ihrer Ausbildung einige Jahre theils in Genf, theils im Waadtlande zugebracht hatten, so sollte dieser Vortheil auch den jüngern Kindern zu gute kommen. Für Eschern ward dazu die auf eine kleine Zahl von Jünglingen beschränkte Kostanstalt im Pfarrhause zu Morsee, für die zweite Schwester eine ausgedehntere in Genf gewählt. Beide wurden im April 1783 durch den Vater selbst dahin begleitet. In Bern nahmen vorzugsweise die Festlichkeiten des Ostermontags die Aufmerksamkeit der jungen Reisenden in Anspruch. In Morsee fand sich die Anstalt im Pfarrhause ziemlich dürftig bestellt, und unter den übrigen Kostgängern (zwei Franzosen, ein Britte und ein Schweizer) mit denen Arbeits- und Schlafzimmer getheilt werden mußte, war keiner, mit dem sich der Jüngling bewogen fand, nähere Freundschaft zu schließen. Der Pfarrer Guex, ein wohlwollender und verständiger Mann von ziemlich vorgerücktem Alter, flößte Achtung und Liebe ein, seine kränkliche Gattin war eine gute und verständige Hausfrau. Es herrschten

traulicher und gutmüthiger Ton und Umgang in der Pfarrwohnung, die der mitgebrachten Neigung für Sittsamkeit und häusliche Eingezogenheit zusprachen und sie zu befestnen auch wol geeignet waren. Der Unterricht, welchen lediglich der Kosthalter gab, sollte nebst der französischen Sprache vornehmlich die schönen Wissenschaften umfassen und es ward derselbe auf eine zwar angenehme, aber ziemlich oberflächliche Weise ertheilt, so daß hier von eigentlich entwickelnder Anstrengung nochmals keine Rede war und die Kostgänger für ihre Ausbildung sich selbst überlassen blieben. In Ermanglung freundschaftlicher Verhältnisse zwischen den Altersgenossen im Kosthause wurden deren außerhalb gesucht und auch gefunden. Als Zeichnungslehrer lebte in Morsee ein Zürcher, welcher Eschern durch Gemüthlichkeit und Liebe für seine Kunst anzog; durch Charakterverwandtschaft hinwieder bildete sich hier zuerst die andauernde und vertraute Freundschaft mit Kasthofer aus Bern, dem nachherigen Staatsschreiber des Kantons Aargau, welcher seinen Freund Escher nur um wenige Wochen überlebt hat. Mit dem einen oder dem andern dieser Freunde, nicht selten aber auch einsam ward die reizende Umgegend des anmuthigen Städtchens fast täglich durchwandert, die Hochwache Belais und die Höhe von Wüfflens erstiegen, auf selbstgeleitetem Kahne der schöne See befahren und die erste nachmittägliche Stunde meist mit einem Lesebuch, wofür die Stadtbibliothek eine gute Auswahl darbot, auf der von ihrer Fernsicht benannten und zunächst vor dem Städtchen befindlichen Banc de la belle vue zugebracht. Aber auch die erste Bergwanderung wurde von hier mit dem männlichen Theile des Pfarrhaushaltes in das Thal vom Lac de Joux unternommen. Sie ist in lebhaftem Andenken geblieben, weil einerseits in jenen prachtvollen Landschaften, welche sich von der Dolekuppel herab dem Beschauer darbieten, der Sinn für Schönheit und Größe der Natur durch neue Bilder höhere Anregung empfangen und weil anderseits in dem freundlichen Pfarrhause von St. Cergues sowol als in den Gartenanlagen der reizenden Wohnung

eines zu Begnins zwischen St. Cergues und Rolle angesiedelten Britten die zu romantischen Träumereien sich hinneigende Einbildungskraft hinreichende Nahrung gefunden hatte.

Auf Ostern 1784 erhielt Escher von Herrn Pfarrer Guex gemeinsam mit etlichen jungen Frauenzimmern einen sehr umständlichen Konfirmationsunterricht. Es ergibt sich schon aus dem bisher angeführten, vorzüglich auch aus demjenigen, was er selbst von seiner frühern Jugendzeit erzählt hat, daß schon damals bei ihm die Entfaltung der religiösen Anlage unter den günstigsten äußern Einwirkungen zu Stande kam. Des älterlichen Hauses fromme Sitte, das eigene reine Gemüth, die natürliche Scheue vor roher oder niedriger die Unschuld gefährdender Begegnung, die für Naturschönheit und die Wunder der Schöpfung mit ungewöhnlicher Regsamkeit empfängliche Einbildungskraft und damit verbunden ein stilles Nachdenken über die Ursachen und Wirkungen jener Erscheinungen, die Verehrung edler und verdienstvoller Mitmenschen wurden eben so viele Grundlagen eines tiefen und religiosen Gefühles, das sich durch alle Perioden von Eschers Leben ununterbrochen wohlthätig erzeigt und seine Wahrheit und Güte in den schönsten Früchten bewährt hat. Der Unterricht in der positiven Religion hätte dieser edeln Naturanlage mit psychologischer Weisheit sich anschließen sollen. Dieß war aber nicht der Fall. Er entsprach bei allem guten Willen des redlichen Lehrers keineswegs dem vorhandenen Bedürfniß. Der trockene Vortrag eines kalten abgeschlossenen der bereits vorhandenen Grundanschauung nirgends begegnenden Glaubenssystems stellte sich dem tief erweckten religiosen Gefühle zur Seite und vermochte weder das Herz zu erwärmen, noch den Verstand zu erleuchten. Die Ablegung des Glaubensgelübdes geschah daher auch nur mit lauer Empfindung und ohne theilnehmende Ueberzeugung.

Allein das Gebäude jener sichern inneren Ueberzeugung von der Güte, Weisheit und Allmacht, welche über der Schöpfung und dem in ihr begriffenen Menschen waltet, sowie die daran geknüpfte Er-

kenntniß der Pflichten, von deren Beobachtung das Glück und die Zufriedenheit des Einzelnen abhangen und für deren Erfüllung ununterbrochene Wachsamkeit und Selbstprüfung erforderlich sind, stand zum Wohl des Jünglings schon allzu fest, um durch Zweifel über Glaubenslehren erschüttert zu werden. Diese konnten und mußten wol einigen Einfluß auf die Ansicht und Beurtheilung der äußern Religionsübungen haben. Die Religiosität des warmen Herzens ward dadurch nie gefährdet. Jene Zweifel und Urtheile selbst aber blieben immer nur der Vorwurf des eigenen stillen Nachdenkens, oder der ruhigen Erörterung mit wenigen vertrauten Freunden. Ohne bestandene Kämpfe und ohne weder aufwärts die Stufen religioser Schwärmerei, noch abwärts die zum Unglauben hinneigenden durchwandert zu haben, gelangte der redliche Forscher immer vertrauter werdend mit den Offenbarungen Gottes in der Natur und in der Geschichte der Menschheit durch eigene Anstrengung zu jener edeln und geläuterten Religiosität, welche auch jede frohe Ahnung des Christenthums innerhalb der weiten dem menschlichen Geiste angewiesenen Schranken des Denkens begierig erfaßt, seinen beseligenden Einfluß auf alle Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft in vollem Maße würdigt und mit der wahren Bedeutung seiner Formen vertraut geworden, auch diese ehren und dem göttlichen Welterlöser mit der aufrichtigsten Liebe sich hingeben lernt.

Nach Abfluß eines Jahres fanden und wiederholten sich in den nach Hause geschriebenen Briefen Klagen über Mangel an hinlänglicher Beschäftigung, auch sprach sich in denselben immer stärker der Überdruß an der einförmigen Lebensart in der Pfarrwohnung des kleinen Städtchens aus. Die Ältern fühlten selbst, daß einer der Hauptzwecke dieses Aufenthaltes, der auf Erwerbung von Lebensart und Umgangssitte gerichtet war, unerreicht bleibe. Weder der sonntägliche Besuch einer Frauenzimmergesellschaft, noch die Erlaubniß bisweilen im Schlosse des Bernerschen Landvogtes sich einzufinden, vermochten die natürliche Schüchternheit zu überwinden, die aus dem

Gefühle des Mangels der in diesen Kreisen geforderten Vorzüge hervorging, die aber auch sich zu erwerben der Jüngling nicht eben besondere Neigung empfand. Eschers Vater hoffte, daß diesem Mangel in Genf eher abgeholfen werde und der Sohn freute sich dieser Nachricht um so mehr, als er dadurch in die unmittelbare Nähe seiner zweiten Schwester versetzt wurde, die daselbst noch in der obenerwähnten weiblichen Erziehungsanstalt verweilte.

Den dritten November traf Escher in Genf ein. Sein neuer Kostherr war ein bejahrter deutscher Kaufmann, Herr Bürlin, welcher sich in jener Stadt verehlicht und angesiedelt hatte. Seine Geschäftsverbindung mit Zürich hatte die Wahl bestimmt. Der Empfang war gefällig und freundschaftlich. Die häusliche Einrichtung gewährte auch mehr Befriedigung als diejenige in Morsee; aber bald zeigte sich, daß auch hier in Hinsicht auf weitere Ausbildung der Jüngling sich selbst, oder vielmehr seinem günstigen Geschicke überlassen blieb. Der beinebens besser und deßhalb auch lieber deutsch sprechende Hausherr fand aus unbekannten Gründen nicht für gut, den neuen Kostgänger auch in seine Schreibstube einzuführen, oder mit seinem Geschäftsverkehr bekannt zu machen. Er begnügte sich, einen Lehrer der Buchhaltung für ihn anzustellen, von dem wenig zu lernen war und, in wissenschaftlichen Kenntnissen selbst ein Fremdling, hatte er sich nach einem jungen Geistlichen umgesehen, der das Übrige thun sollte. — „Ich werde Ihnen — sagte er zu Eschern — einen jungen Mann an die Hand geben, der recht gute Studien gemacht hat und Ihnen Unterricht in der Philosophie geben soll." Dieser junge Mann war Herr Vaucher*), welcher auf die höhere wissenschaftliche Bildung seines Zöglings einen entschiedenen Einfluß ausübte, bald auch sein innig vertrauter Freund ward und für welchen Escher in

*) Jean Pierre Vaucher, später Professor der Kirchengeschichte an der Akademie in Genf, durch werthvolle botanische Schriften auch als Naturforscher bekannt.

dieser Eigenschaft und in derjenigen seines Lehrers sein ganzes Leben hindurch eine unbegränzte Hochachtung und Liebe bezeugt hat. Die Anhänglichkeit an Genf, den Ort, der ihm nach der Vaterstadt der wertheste blieb, war gewissermaßen von dem Verhältniß zu Herrn Vaucher ausgegangen und gerne und oft hat Escher in allen spätern Zeiten mündlich und schriftlich bei Erinnerungen verweilt, deren Auffrischung auch durch gegenseitige Besuche möglichst vervielfacht wurde. Einer Erzählung der ersten Bekanntschaft mit dem theuern Freunde sind die folgenden Angaben enthoben:

„Herr Vaucher war etwa vier Jahre älter als ich. Er sollte mir täglich eine Unterrichtsstunde in der Philosophie geben. Sein etwas finsteres Aussehen gefiel mir anfangs eben sowenig, als sein trockener Unterricht über einige mir höchst langweilig vorkommende Abschnitte der Vernunftlehre. Ich sann auf allerlei Mittel, mich dieser mir unangenehmen Vorträge zu entledigen. Glücklicher Weise blieben meine Versuche fruchtlos; denn so wie sein Unterricht vorrückte und zur Naturlehre überging, so gewann ich allmälig Geschmack daran und verband mich freundschaftlich mit dem Lehrer. Zwar war der Lehrplan desselben nicht streng systematisch entworfen; allein der Unterricht selbst wurde auf eine zweckmäßige Art ertheilt, indem er meine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm und diese zu weiterer Entwicklung immer gespannt erhielt. Herr Vaucher war mir an Geisteskraft und Kenntnissen so überlegen, daß ich seinen Erklärungen und seiner Beweisführung nicht ohne Mühe und unter steter Anstrengung folgen konnte, und da sich der Unterricht allmälig in freundschaftliche Unterhaltung umwandelte, so war ich genöthigt, meine kurzsichtigen Ansichten zu entwickeln, in eine Art gelehrter Streitübung einzutreten, die überwiegenden Gegengründe zu prüfen und auf diesem Wege selbstständig untersuchen und urtheilen zu lernen. Diesem, obgleich kurzen, Unterrichte habe ich einen wesentlichen Theil meiner Ausbildung zu danken. Schade, daß die Gegenstände desselben nicht völlig planmäßig angeordnet, sondern abge-

brochen und unzusammenhängend waren. Neben den Vortheilen des Unterrichts wurde dann aber diese Bekanntschaft und die allmälig sich entwickelnde Freundschaft mit Herrn Vaucher mir noch in anderer Beziehung von unschätzbarem Werthe. Seine reine Sittlichkeit und seine großherzige und einsichtsvolle Humanität wirkten wohlthätig auf mich zurück. Ich betrachtete meinen Lehrer und Freund als ein sittliches Ideal, dem ich nachstreben wollte und welches mir in manchen Lebensperioden und im Kampfe mit meinen Leidenschaften durch die bloße Erinnerung an dieses Vorbild den Sieg erringen half. Auch die reine und edle Vaterlandsliebe meines Freundes stärkte die meinige und gab ihr eine geregelte Richtung."

In Gesellschaft dieses Lehrers und einiger andrer Altersgenossen wurden kleine Wanderungen in der Nachbarschaft nach Ferney, zum Rhonesturz, auf den Salève und den Gebirgsstock des Môle unternommen. Als Botaniker herborisirte Herr Vaucher bei diesen Spaziergängen und weckte dadurch auch bei Escher die Neigung zur Pflanzenkunde. Wo bei solcher Gelegenheit die Schweizergränze überschritten ward, da fand sich im Anblicke der Abnahme des Wohlstandes der Einwohner und der zurückgebliebenen Landeskultur oft erwünschte Nahrung der Vaterlandsliebe.

Auch die Bekanntschaft mit dem damaligen deutschen Prediger in Genf, Herrn Pfarrer Fels aus St. Gallen, dessen Kirche Escher besuchte, und mit dem er über persönliche und vaterländische Verhältnisse sich bisweilen zu unterhalten den Anlaß hatte, war für ihn belehrend, erwünscht und ermunternd. Verschiedentlicher Unterricht wurde daneben im Tanzen und auf der Reitschule, vornehmlich aber im Zeichnen genommen theils nach Büsten, theils auf einer Akademie, wo nach lebenden Modellen gezeichnet ward. Auch im Portraitfache wurden einige Versuche gemacht; am meisten jedoch die Landschaftzeichnung in den reizvollen Umgebungen der Stadt geübt. Noch andere Beschäftigung gewährte der immer fleißig unterhaltene Briefwechsel nach Hause und das Lesen nicht eben vieler, aber gewählter

Bücher, worunter sich die Alpenreisen von Saussüre und Bourrit auszeichneten. Einige damals berühmte Werke der französischen Literatur wurden meist in häuslichen Kreisen und zur gesellschaftlichen Unterhaltung gelesen, zuweilen in der Familie des Kostherrn öfters aber bei den fast täglichen Abendbesuchen der geliebten Schwester in der Anstalt der Madame Müssard. Diese würdige Erzieherin hatte den Bruder ihrer Schülerin, ehe er nach Genf kam, bereits kennen gelernt und überraschte ihn beim ersten Besuche durch die gefällige Äußerung: „Es hätten seine aus Morsee an die Schwester geschriebenen muntern Briefe jedesmal der ganzen Anstalt Freude gemacht."

In ihrem Hause wurde dem durch sein Betragen sich empfehlenden Jünglinge gerne der Zutritt gestattet und der unbefangene und gefällige, wenn gleich in den Schranken strenger Sittlichkeit gehaltene Umgang, wobei Escher den Winter über meist Vorleser, im Frühjahr beständiger Begleiter der jungen Frauenzimmer auf Spaziergängen war, überwand allmälig seine frühere Schüchternheit, die fürderhin nur noch in größern Gesellschaftskreisen, am meisten indessen ihm selbst nur fühlbar geblieben ist. Jener Umgang verlieh ihm zugleich gefälligen Anstand und befestigte wie seine Achtung für die Würde, so seine Empfänglichkeit für die Anmuth des weiblichen Geschlechts.

Die Reibungen der politischen Parteien in Genf waren damals zwar in keine Stürme ausgebrochen; dennoch aber fürdauernd. Eschers Hausherr gehörte zu der Partei der Demokraten, oder der sogenannten Repräsentanten und sein Kostgänger theilte diese Ansichten. Die Negativen oder Aristokraten, welche zu jener Zeit die Oberhand erhalten hatten, suchten vermittelst öffentlicher Vergnügungen Vereinbarung und Zufriedenheit herzustellen. Es war dafür ein Theater errichtet, das von den eifrigen Repräsentanten unbesucht blieb. Escher, dem diese Zerstreuung sonst wenig behagte, war nur selten hingegangen. Jetzt aber wurden auch Bälle im Theater angekündigt,

welche alles bisher in Genf von dieser Art Gesehene übertreffen sollten. Die Repräsentanten verständigten sich nochmals zum Nichtbesuch und in Herrn Bürli's Hause war die Wichtigkeit und Pflichtmäßigkeit des Anschlusses an diese Oppositionsmaßregel zum gewohnten Tischgespräche geworden. Escher verhielt sich still dabei, verschaffte sich aber, weil er gern tanzen und einmal einen großen Ball sehen mochte, eben so still eine Eintrittskarte, ging hin und vergnügte sich ganz wohl bei dem Feste. Der Kostherr, ohne dessen Wissen dieses geschehen war, zürnte so sehr darüber, daß er selbst die Erzieherin der Schwester mit seiner Klage glaubte behelligen zu müssen, um ihre Mitwirkung gegen die arge Verirrung zu erzielen. Die politischer Parteiung fern stehende Frau glaubte indessen, daß sie wenigstens hier keinerlei Unrecht zu rügen habe.

Frühzeitige Reife und Richtigkeit des Urtheils zeigte Escher rücksichtlich des damals berühmten, auf den Verkehr mit fremden Staatspapieren gerichteten Spekulationsgeistes des genferschen Handelstandes. Einem nahen Verwandten, welcher ihn ermuntert hatte, seinen Aufenthalt für Erwerbung einer vollständigen Kenntniß dieses Spekulationszweiges zu benutzen, um damit sich und seiner Vaterstadt ähnliche Vortheile zuzuwenden, wie Genf durch so viele reiche Mitbürger genieße, antwortete er, daß dieses nicht geschehen werde, und daß ihm die durch Künste des Papierverkehrs und der Agiotage erworbenen Reichthümer ein nur zweideutiges Glück für die Einzelnen, hingegen ein offenbarer Nachtheil für das Gemeinwesen zu sein scheinen. Jene würden durch ihren Reichthum zu unmäßigem Luxus verleitet, während in umgekehrtem Verhältniß wie wenige ausnehmend reich werden, sich hingegen die Zahl der Verarmenden vermehre. Ein solches Mißverhältniß könne aber für republikanische Staaten anders nicht als nachtheilig und gefährlich sein.

Nach neunmonatlichem Aufenthalte in Genf ward die Heimreise beschlossen. Sie sollte benutzt werden zum Besuche der Gletscher von Faucigni, sowie denn auch in seiner ganzen Länge des Rhone-

thals. Für den ersten Theil dieser Bergwanderung war Herr Vaucher der erwünschte Begleiter; der zweite ward in Gesellschaft eines aus der Pension im Waadtlande gleichfalls heimreisenden jungen Zürichers zurückgelegt. Von Chamouny aus wurden daher im August 1785 die Gletscher des Thales besucht, der **Col de Balme** erstiegen, die majestätische Kuppel des Montblanc und der erstaunenswürdige Zauber ihrer Umgebungen bewundert, beineben auch fleißig herborisirt; dann folgte von Valorsine aus am zweiten Tage die Ersteigung des Buet, des höchsten in jener Zeit erreichten Gipfels dieser Felsenkette.

Den 4. August nahm Escher gerührten Abschied von Herrn Vaucher. Dann schlugen die Reisenden den Weg thalaufwärts nach Martinach ein, von wo ein Abstecher in's Waadtland gemacht, die Salzwerke von Aigle besehen, in Vevey ein Paar Tage zugebracht wurden. Nun ging es zurück durch die Landschaft, deren Reize Rousseau geschildert, in gemächlicher Wanderung wegen des Pflanzensammelns und Zeichnens abermals über Villeneuve über Bex, St. Moritz und Martinach, dann empor am großen Bernhardsberge bis zum Klostergebäude auf dessen Höhe. „Hier, meldet der nach Hause geschriebene Reisebericht, stiegen wir ab. Des morgenden Festes (Maria Himmelfahrt 15. August) wegen wimmelte es von Menschen in seinem zweiten Erdgeschoße. Mühsam drängten wir uns in's obere Stockwerk, wo wir von einem der Chorherren in ein Zimmer geführt wurden, in welchem bereits auch andere Reisende sich am Kaminfeuer wärmten. Um eilf Uhr rief man uns in den großen Speisesaal, wo der Probst an der Spitze von einem Dutzend Chorherren uns gefällig empfing. Ich hatte das Glück neben einem dieser Ordensmänner bei Tische zu sitzen, der mir über die Verhältnisse des Klosters mancherlei Auskunft gab. Die ausgezeichnete Gastfreundschaft, womit Reisende ohne Unterschied aufgenommen und nach Bedürfniß gepflegt und beherbergt werden und die Sorgfalt, mit der bei schlimmer Witterung an beiden Gebirgsabhängen die etwa in Gefahr gerathenen Wanderer aufgesucht werden, setzte mich in Er-

staunen und erfüllte mich mit Ehrfurcht gegen diese Klostergesellschaft. Aber eben so sehr erstaunte ich hinwieder, als ich durch weitere vertrauliche Mittheilungen erfuhr, daß auch in diesem Kreise der Gott und hülfsbedürftigen Menschen sich ausschließlich widmenden Väter Eifersucht und Mißgunst zu Hause sind, wie in der übrigen Gesellschaft. Der Probst hatte einige gemächliche Pfarreien unter seine Jünger zu vergeben, und dieß war hinreichend, um hier auf der einsamen Höhe, wie unten in den bevölkerten Städten, menschliche Leidenschaften anzufachen.

Nach kurzem Überschreiten der piemontesischen Gränze ging die Wanderung über St. Pierre und Sitten nach dem Leukerbade, von da aus durch das Oberwallis über den Grimselpaß nach dem Berner-Oberlande; und über Thun, Bern und Solothurn ward dieselbe in Schinznach vollendet, wo Ältern und Schwestern des geliebten Sohnes und Bruders harrten, in deren Gesellschaft nach dritthalbjähriger Abwesenheit der Wiedereintritt in's väterliche Haus den 31. August 1785 erfolgte.

Zu Hause bildete sich alsbald wieder eine aus ununterbrochenen Beschäftigungen zusammengesetzte Tagesordnung. Neben den Morgenstunden, welche Escher in den Gewerbszimmern dem Vater und den zwei ältern Brüdern zur Seite zubrachte, und wo jetzt die Austheilung der rohen und die Abnahme der bearbeiteten Stoffe seine besondere Aufgabe ward, füllten einige die weitere Ausbildung bezweckende, aber wenig planmäßig geordnete Studien und mancherlei Liebhabereien die übrigen Stunden. Auf fast täglichen Spaziergängen wurden theils für ein Herbarium Pflanzen gesammelt, theils Landschaften gezeichnet, von diesen auch einzelne hinwieder in Kupfer geäzt, worunter eine Ansicht vom Bernhardsberg und die Gegend von Vevey sich befinden. An diese einfache Beschäftigung schloß sich der Unterricht in der italienischen Sprache und das Lesen von Reisebeschreibungen, aus denen der Jüngling Auszüge machte. Zu Erfüllung der bürgerlichen Pflichten erfolgte sowol die Aufnahme in

die väterliche Zunft zur Konstafel, auf der sich für einen nicht späten Eintritt in den großen Rath nach der Berechnung des Vaters die beßten Aussichten darboten, als hinwieder auch der Eintritt in die Kantonsmiliz. Für diesen ward die Infanterie des sogenannten „Trülliker-Quartiers" gewählt, welchem der zweite Bruder vorstand. Auch an den Übungen des damaligen „Militair-Kollegiums" nahm Escher fleißigen Antheil. Der herbstliche Aufenthalt in Keffikon bot seine ersehnten Freuden in vollem Maße erneuert dar und nach der Rückkehr zur Stadt fand den Winter hindurch der Besuch auch etlicher größerer Gesellschaftskreise statt: so der zu vierzehn Tagen sich folgenden Konzerte freilich in Ermanglung jedes Sinnes für die Tonkunst ohne lebhafte Theilnahme; der wöchentlichen sogenannten Assembleen, wo Boston gespielt ward, weil man nicht schicklich daraus wegbleiben durfte; mit Vergnügen und Genuß hingegen der kleinen Bälle oder sogenannten „Tanzpartien", welche damals nur noch in Privathäusern statt haben durften. Aller leichten Berührung mit dem schönen Geschlechte ungeachtet behielt indessen der Jüngling seine völlige Unbefangenheit. Es rührte diese wol hauptsächlich von dem Freundschaftsverhältnisse zu seiner drei Jahre ältern Schwester her. Diese, ausgezeichnet durch lebhaften Geist, natürlichen Verstand und feine gesellschaftliche Bildung, war in Folge einer schlimmen Verkältung durch unheilbar gebliebene Lähmung an's Haus gefesselt. Mit ihr hatte der Bruder schon von Morsee und Genf aus fortwährend einen geflissenen Briefwechsel unterhalten. Jetzt ersetzten ihn tägliche Gespräche, denen die spätern Abendstunden gewidmet wurden. Mit Freude und Rührung hatte Escher derselben öfters auch lange nach dem Hinscheide der Schwester gedacht.

Im Frühjahr 1786 brachten die Theilnahme an einigen größern militärischen Übungen, sowie ein mehrtägiger Besuch bei seinem ehemaligen Lehrer, Herrn Pfarrer Hirzel, damals in Grüningen, mit welchem Escher von Zeit zu Zeit Briefe wechselte, einige Unterbrechung der gewohnten Lebensweise und im Sommer ward ein sehr

erwünschter Besuch des Herrn Baucher zu verschiedenen Ausflügen in die Nachbarschaft und für eine größere Wanderung nach dem Appenzellerlande benutzt.

---

3. Universitätsstudien und Reisen.

Nun aber schien eine Reise, welche Eschers älterer Bruder in Handelsgeschäften vorzunehmen im Sinne hatte, den Ältern die günstige Gelegenheit zu bieten, um auch den jüngern Sohn in die größere Welt einzuführen, oder wie es in Zürich damals Sitte war, die sogenannte „Fremdereise" antreten zu lassen, auf der die Jünglinge aus den vornehmern Familien meist ohne Vorbereitung und gewöhnlich auch nur mit dem allgemeinen Zweck, feinere gesellschaftliche Bildung und Weltkenntniß sich anzueignen, einige Jahre im Auslande zubrachten. Es war inzwischen vor der Hand nur von einem Aufenthalte in Paris die Rede und alles Weitere blieb noch unerörtert. Die Ältern mochten sich durch die Sittlichkeit und den Fleiß des verständigen Sohnes beruhigt finden; dieser aber, auf ihre Güte vertrauend, glaubte für seine etwas ausgedehnten Plane ihre Zustimmung leichter in einzelnen Zeitabschnitten, als vorhinaus auf einmal zu erhalten. Die Reisen wünschte er nämlich durch einen Aufenthalt auf der Hochschule in Göttingen zum Behufe geregelter Studien zu unterbrechen, fürchtete aber, dieser Wunsch im väterlichen Hause jetzt schon ausgesprochen, könnte bedeutende Einsprache finden.

Den 15. August 1786 ward die Reise angetreten in Begleit des Bruders und zweier seiner Handelsgenossen. Auf dem kürzesten Weg und ohne Aufenthalt über Basel, Befort, Chaumont und Bar sur Aube trafen die Reisenden vier Tage später in Paris ein. Der Aufenthalt war für zwei Monate berechnet und Escher, dem Geschäfte seiner Begleiter völlig fremd, obgleich mit ihnen gemeinsam wohnend,

blieb für den Besuch aller Merkwürdigkeiten der großen Hauptstadt sich selbst überlassen. In Ermanglung persönlicher Bekanntschaft mit Gelehrten und Künstlern hielt sich der wißbegierige Jüngling um so gewissenhafter an die Notizen, die er sich aus Reisebeschreibungen und gedruckten Wegweisern gesammelt hatte. Die Wanderung jedes Tages ward einer oder etlichen der Hauptmerkwürdigkeiten gewidmet und unterwegs kam hinzu, was sich dem Beobachter darbot. Das Mittagsmahl nahm er ein, wo sich dazu die bequemste Gelegenheit bot und lernte so zugleich die Garküche in allen ihren Abstufungen kennen. Der Abend ward im Theater oder auf Spaziergängen zugebracht, noch später aber, oder in den frühen Morgenstunden das Gesehene mit den erhaltenen Eindrücken aufgezeichnet und für ausführliche Reiseberichte nach Hause benutzt. In diesen sprachen sich der geläuterte Sinn für alles Edle und Schöne, eine reine Menschenliebe, strenge Sittlichkeit und warme Vaterlandsliebe überall aus. Als Probe seiner eigenthümlichen Ansichten seien etliche Bemerkungen über den Besuch einiger öffentlicher, meist Polizei- und Armenanstalten, hier eingeflochten, wie sie in ihrem damaligen Zustande das Gefühl für Humanität, Recht und Ordnung im jugendlichen Gemüth beleidigend aufregten:

„Öfters besuchte ich das volkreiche Hospital des **Hôtel de Dieu**, in welchem mehrere tausend Kranke zusammengedrängt sind. Mit Entsetzen durchwanderte ich die weitläufigen Säle, in welchen Bette an Bette dicht aneinander gereiht steht und in jedem vier Menschen also gelagert sind, daß die Füße der Einen zwischen die Achseln der Andern zu liegen kommen. Täglich werden nur zweimal die Todten weggeholt, so daß öfters zwischen den Lebenden stundenlang eine Leiche zurückbleibt. Wenn ich denn vollends noch die Gleichgültigkeit der Ärzte und Wärter bei Besorgung dieser Schaaren elender und kranker Menschen betrachtete und mich der schönen Worte des Heilandes erinnerte: „Alles was ihr einem der geringsten meiner Brüder gethan haben werdet, das habet ihr mir gethan“ —

da ward es mir unbegreiflich, daß Menschen, die sich Christen nennen, ihre Nebenmenschen ohne Mitleid und Theilnahme also schmachten und verderben lassen können. Noch größer ward mein Entsetzen beim Besuche der Salpetrière, worin neben verschiedenen Krankheitsgattungen auch Gemüthskranke, Irren und Findelkinder versorgt sind. Diese letztern bewillkommen den Besuchenden mit dem Zurufe: «Bon jour mon Papa, comment te portes tu? Donne moi un sol.» Am schauerhaftesten ist der Zustand der verrückten Weiber, die theils in einer Art von Ställen angekettet sind, theils auch völlig nackt durch einen Hofraum heulend hin- und herrennen und um Erbarmen flehn. Man versicherte mich, der Oberverwalter des Hauses, ein Hofmann, habe sein Vermögen im Spiel durchgebracht und die Stelle erhalten, um in etlichen Jahren wieder wohlhabend zu werden. Tröstender war für mich ein Besuch im Couvent de charité, wo eine, zwar kleine, Zahl Kranker human und zweckmäßig aus religiosem Eifer verpflegt wird. Jeder hat sein eigenes reinliches Bette. Im Innern des Gebäudes findet sich ein mit Bäumen besetzter Hofraum zur Bewegung der Genesenden in freier Luft. Würden alle Klöster auf diese Art Gott und den Menschen dienen, so sollten die zur Reformationszeit aufgehobenen hergestellt werden. Minder befriedigend, doch ungleich besser als das Hôtel de Dieu fand ich das Hôpital des petites maisons, das zunächst für angesteckte Dirnen bestimmt ist. Im Hôpital de piété werden einige hundert Findelknaben erzogen. Auch hier wird jedermann als Papa begrüßt. Die Kinder sind schlecht gekleidet und schlecht gezogen, so daß dieser Aufwachs keine beruhigende Aussicht gewährt. Dem Anscheine nach ist das größere Hotel des Enfans trouvés gut besorgt, aber die Sterblichkeit darin erscheint ungeheuer. Die Aufschrift: «Vos pères et vos mères vous ont abandonné mais le Seigneur a soin de vous.» ist rührend und wer könnte beim Durchgang der Säle mit den vielen hundert Kindern ohne Wehmuth die Masse der Verkehrtheiten

des Elendes und Kummers überdenken, die diese armen Geschöpfe versammelt hat und den Gedanken verfolgen, wie viele ihrer Mütter doch nur durch schauerliche Verhältnisse gedrängt, die heiligsten Gefühle verläugnet und ihre Kinder verstoßen haben."

„Im Justizpalaste wohnte ich einer Verhandlung bei, in welcher mir der Mangel an Aufmerksamkeit und Theilnahme von Seite der Richter und der Wortkram der Advokaten gleich unangenehm auffiel. Nie kann ich bei der Bildsäule Heinrichs **IV.** auf der neuen Brücke vorbeigehn, ohne über die vier am Fußgestell angeschmiedeten Sclaven zu zürnen, an deren Stelle die Bilder einiger glücklicher Landleute besser gestanden hätten; weniger dürfte allerdings beim Denkmale Ludwigs **XIV.** ein solcher Tausch verlangt werden. Mit Wohlgefallen durchging ich die schönen Säle des Invalidenpalastes, wo einige hundert ausgediente Soldaten reinlich und gut unterhalten werden. Freilich findet sich in dem ganzen Gebäude und in seiner Kirche ein solches Übermaß von Pracht, daß ein sparsamer Republikaner sich des Gedankens nicht enthalten kann, entweder könnten diese Kriegsleute ungleich wohlfeiler und eben so gut beherbergt werden, oder man hätte der Anstalt mit den darauf verwendeten Summen eine doppelte und mehrfache Ausdehnung geben können. Ähnliche königliche Pracht bei übrigens zweckmäßiger Einrichtung fand ich in der Militairschule, worin junge Edelleute zum Kriegsdienste erzogen werden. Ihre kleinen Befestigungswerke, ihr Planzeichnen, ihr mathematischer Unterricht u. s. w. waren mir sehr anziehend."

Die Umgebungen der Hauptstadt besuchte Escher zum Theil in Gesellschaft der Zürcherischen Reisegefährten, so am Ludwigsfeste, 25. August, den Herrscherſitz von Versailles, wo die Feier des Tages Gelegenheit bot, nicht das Schloß nur, sondern auch dessen königliche Bewohner in der Fülle ihres damaligen Glanzes und ganz in der Nähe zu sehen. Von einem spätern Besuche in St. Cloud heißt es: „Gegen Abend kam die Königin in einem offenen Wagen

von 8 Pferden gezogen, dem etliche sechsspännige folgten. Sie fuhr langsam durch den Park, dießmal nicht in dem häßlichen Hofkostüme, dem ungeheuern Reifrocke des Ludwigsfestes, sondern weiß und zierlich gekleidet. Ihr Aussehen war schön und majestätisch; aber auffallend erschien mir die Kälte oder vielmehr der Trotz, womit sie von dem zahlreichen lustwandelnden Publikum empfangen wurde. Etliche, vermuthlich dazu hingestellte Jungen schrieen wol: «Vive la Reine!» aber kein Mensch stimmte ein. Nur unwillig und langsam machte die wogende Menge der Spaziergänger dem Wagen Platz und was sich auf beiden Seiten zusammendrängte, bezeugte nicht die geringste Ehrfurcht. Keiner zog auch nur den Hut ab. Die eben jetzt verhandelte Halsbandgeschichte und die herrschende Meinung von der Verschwendung der prachtliebenden Frau scheinen die Ursache dieser Mißstimmung zu sein, welche die Königin — ich sah sie mehrere Male ganz nahe — recht wohl bemerkte, aber, mit stolzem Ernst über die Menge wegblickend, erwiderte."

Bei einem zweiten Besuche in Versailles, 3. Oktober, wohnten die Reisenden in der Schloßkapelle der Messe bei, wo Escher sich besonders durch die edle Erscheinung der Madame Elisabeth, Schwester des Königs, die den Charakter ungeheuchelter Frömmigkeit, wie anspruchloser Würde trug, angezogen fühlte.

Im Allgemeinen blieben während seines zweimonatlichen Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt Eschers Beobachtungen beschränkt auf das öffentliche und äußere Leben und Treiben derselben. Ein vertrauteres Eingehen in die gesellschaftlichen Zustände, besonders der vornehmern Welt, unterblieb nicht allein aus jugendlicher Schüchternheit, sondern mehr noch, weil er sich überredete, es könne der Zweck oder das Ergebniß von solchem Umgang ohne Gefahr für gute Sitten und republikanischen Sinn nicht erreicht werden. Der Jüngling gedachte des Scheidewegs und als einer seiner Landsleute ihm Vorwürfe machte, daß er seinen Aufenthalt

nicht für Erwerbung von Weltkenntniß und gewandter Lebensweise benutze, pflichtete er nur um so entschiedener einem andern Mitbürger, dem mit Paris noch ein wenig besser als selbst mit dem Vaterlande bekannten Gelehrten und Schriftsteller Heinrich Meister, bei, der bei einem traulichen Gastmale, wozu ein dritter in Paris angesiedelter Zürcher die Landsleute geladen hatte, sich äußerte: „Er bedaure die Zeit und das Geld, welche seine jungen begüterten Mitbürger in Paris verschleudern, weil der Nutzen, den sie davon ziehen mögen, mit der Gefährdung ihrer Sittlichkeit und Gesundheit in keinen Vergleich komme.

Schon in Zürich hatte Escher den Wunsch gehegt, von Paris auch nach London zu reisen, um alsdann im kommenden Frühjahr Göttingen zu besuchen. Für die erstere Reise gesellte sich ihm Herr Breitinger, späterhin Aufseher des Zürcherschen Zeughauses bei und am 15. Oktober wurde der Ausflug nach dem Insellande, wovon nicht eher als bei der Ankunft in London das älterliche Haus Kunde erhielt, begonnen. Der Weg führte über Rouen und Havre. Bei den Leuchtthürmen neben dieser letztern Stadt auf dem Hügel am Ufer der Seinemündung überraschte die Reisenden zuerst der hehre Anblick des Meeres. „Die See — schreibt Escher — nahm den größten Theil des Horizontes ein und von dem hohen Standpunkte übersahen wir eine weit ausgedehnte Wasserfläche, deren Ausdehnung den Mangel eines Hintergrundes ersetzen konnte. Bereits senkte sich die Sonne gegen den Horizont hin und beleuchtete glänzend das Meer, über die Atmosphäre verbreitete sich das schönste Abendroth. Endlich berührte sie den in ihren Strahlen schimmernden Rand des Gewässers. Sie sank immer tiefer, verschwand jetzt gänzlich und mit ihr aller Glanz auf dem großen Wasserspiegel, der nun durch einen dunkeln scharf gezeichneten Rand von der noch glänzenden Atmosphäre abgeschnitten war. Dieses Einsinken der Sonne in das Meer ist zwar ihrem Versinken hinter unsern Gebirgen ganz ähnlich; hier aber weckt die unbegränzte Seeaussicht

den Begriff von der Ründung der Erde und ihrer Größe vollständiger und ich werde den Eindruck des großen Anblicks und der ihn begleitenden Vorstellungen unauslöschlich behalten."

Ein nach Portsmouth abgehendes Paketboot nahm die Reisenden am 21. Oktober auf und half ihnen noch am gleichen Tage zu den Erfahrungen theils der Seekrankheit, theils eines ziemlich heftigen Sturmes; aber mit günstigem Winde wurde am folgenden Tage die brittische Küste erreicht. „Die Stadt Portsmouth — sagt das Tagebuch — hat ein gutes Aussehen, welches durch das ihr zunächst liegende Marine-Invalidenhaus gehoben wird. Ein Wald von Segelbäumen deutete uns den großen Seehafen an. Ein guter Theil der englischen Seemacht, bei 150 Kriegsschiffe aller Größen, war in dem einem kleinen See gleichenden Hafen stationirt, dessen Einfahrt allseitig durch zahlreiche von Kanonen besetzte Batterien beschützt ist. Weil die Flotte größtentheils abgetakelt war, so verlor ihr Eindruck bedeutend; aber die gewaltigen Massen hölzerner Gebäude, zwischen denen wir durchfuhren, bildeten mit ihren dreifachen Geschützreihen einen furchtbaren Anblick. Wir fuhren durch lange Straßen dieser Wassergebäude, von deren Verdecken die Matrosen wie von Häuserzinnen auf uns herabsahen. Die Lebhaftigkeit des Hafens ward noch durch eine Menge Kauffahrteischiffe und durch das Getümmel der überall umherfahrenden Boote vermehrt. Das ganze Schauspiel hat meine Begriffe von Größe und Kraft der im Staatsvereine lebenden Menschen gehoben. Überhaupt fand ich, keine zwanzig Stunden von Frankreich getrennt, alles verschieden und besser als dort: Die Häuser durchaus von rothen Backsteinen erbaut, die Straßen zu beiden Seiten mit schönen Trottoirs für die Fußgänger versehen, überall das Gepräge von Reinlichkeit und Wohlstand. Es war Sonntag und die wohlthätige Einrichtung dieses Ruhetages wurde streng beobachtet. Wir sahen nur festlich gekleidete Spaziergänger auf den Straßen. Das gute, kräftige und charaktervolle Aussehen der Menschen erfreute uns. Auf allen Gesichtern drückten

sich Selbstgefühl und Selbstständigkeit aus, auch bei den Weibern. An diesen waren mir die meist entweder völlig schwarzen, oder dann stark hochgelben Haare auffallend. Die jungen Frauenzimmer, welche in zahlreichen muntern Gruppen des Abends spazirten, trugen ihr Haar völlig offen in anscheinend natürlichen Locken über Rücken und Schultern niederhängend, was, zumal bei der Einfachheit ihrer Kleidung, dem beinahe allgemein schönen Wuchs vortheilhaft zusprach. Das zahlreiche Militär verrieth gute Haltung und die ausgedehnten wohlunterhaltenen Festungswerke waren mit Feuerschlünden stark besetzt. Kurz die Engländer scheinen mir bessere und kraftvollere Menschen zu sein als die Franzosen, ihre häuslichen und öffentlichen Einrichtungen von mehr Wohlstand und Zweckmäßigkeit zu zeugen als die französischen."

Ein zweimonatlicher Aufenthalt in London wurde von Escher ungefähr auf ähnliche Weise benutzt, wie der frühere in Paris mit den Vortheilen, welche bisherige Erfahrungen und eine vergleichende Würdigung des Beobachteten gewährten. In der volkreichen Hauptstadt selbst indessen erlitt der beim Eintritt in's große Inselreich von seinen Bewohnern erhaltene gute Eindruck verschiedentliche Beschränkung. „Die mittlere immer noch vielen Wohlstand verrathende Klasse der Einwohner ist — so schreibt der Reisende — der kostbaren Hausmiethen wegen meist in sehr enge Wohnungen zusammengedrängt; die niedrigste Menschenklasse aber, welche die Straßen füllt, gewährt einen nichts weniger als erfreulichen Anblick. Tagelöhner, Marktleute und Bettler sehen erbärmlich schlecht, schmutzig, ungebildet und roh aus. Die Marktweiber halten meist eine kurze Tabackspfeife im Munde und sind ächte Originale für Callots und Hogarths Zerrbilder. Von verstümmelten und ausgehungerten Bettlern wimmelt es in der Königsstadt, die in dieser, wie in mancher andern Hinsicht aller Polizei zu ermangeln scheint. Manche Bettler besitzen die Geschicklichkeit, auf den Steinplatten der Fußwege mit schöner Kreideschrift das Mitleid des Publikums anzu-

sprechen, welches ihre Kunst durch schonende Behandlung allezeit und häufig auch durch Gewährung der Bitte ehrt. Sehr auffallend muß die mangelnde Polizei in den alle Gränzen des Anstandes und der Sittlichkeit verletzenden Karrikaturen erscheinen, welche die königliche Familie, wie die ersten Staatsbeamten beschimpfen und ungehindert öffentlich feilgeboten werden."

In umständlicher Beschreibung drückt sich das innige Vergnügen des Reisenden beim Besuche der zahlreichen, vortrefflich eingerichteten Londoner Spitäler aus. Im Bartholomäus-Hospital wohnte derselbe der Ablösung einer Hand bei, deren Eindruck dem ungewohnten Beschauer mit Ohnmacht drohte und schnelle Entfernung gebot. Mit Befriedigung sah er das Invalidenhaus und den Findlingsspital. Besser als zu Paris schienen ihm hier die Kinder eine sorgfältige für den Handwerksstand berechnete Bildung zu erhalten; sie erschienen reinlich, gut gekleidet und in umgekehrtem Verhältniß anständig und gesittet, wie die Knaben der Pariseranstalt ungesittet und roh.

Die Empfindungen, welche der erste Besuch öffentlicher Kriminalgerichtsverhandlungen weckte, werden also geschildert: „Zwölf Männer in bürgerlicher Kleidung waren als geschworne Richter versammelt; die Beklagten standen in Ketten an den Schranken; ein Ankläger und ein Vertheidiger trugen den Gegenstand der Verhandlung vor; die Beklagten sprachen entweder selbst was sie zu ihrer Vertheidigung sagen wollten oder sie beauftragten ihren Vertheidiger; die gestohlenen Sachen lagen vor Augen. Der Vorstand der Richter, schwarz gekleidet, fragte mehrmals die Beklagten freundlich nach entschuldigenden Umständen und am Schlusse der Verhöre, ob sie weiter etwas zu eröffnen hätten? Zahlreiche Zuhörer wohnten der Verhandlung gleichsam als Partei gegen die zu beurtheilenden Störer der öffentlichen Sicherheit bei und das Ganze erhielt dadurch eine Gewähr von Unparteilichkeit und Humanität, die mich innig erfreute und die zuverlässig auch das Selbstgefühl und den Gemeingeist

der vielen Zeugen solcher Verhandlungen stärken und jenen kräftigen Nationalwillen befestigen muß, durch welchen England so mächtig ist. Die Strafurtheile gegen größere und kleinere Diebe sind meist Versetzung nach Botany-Bay; bei den nur allzu häufig angewandten Todesstrafen mag man sich im Hinblick auf die Betrügereien in der Landesverwaltung und im Handelsverkehr der Erinnerung an das Sprichwort: „Kleine Diebe hängt man, große fahren in der Kutsche", nicht enthalten."

Der Besuch eines im Schuldengefängniß der Kings-Bench verhafteten deutschen Instrumentenmachers, der von seiner Kunst hier so behaglich lebte, als ob er in völliger Freiheit wäre, dagegen aber auch nichts von seinem Verdienst an die Gläubiger abgab, gab Anlaß zur Vergleichung der berüchtigten Freiheiten dieses Verhafthauses mit dem obbemerkten Verfahren gegen Diebe, welche um geringer Entwendungen willen öfters nach Botany-Bay gebracht wurden, während der leichtsinnige und manchmal auch betrügliche Bankerottierer in einfacher Haft bequem lebt, sich vergnügt und seiner vielleicht in Unglück und Armuth gerathenen Gläubiger spottet.

Über Banks, den Vorstand der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, den Escher in einer Sitzung derselben zu sehen bekam, bemerkte derselbe: „Er ist ein äußerlich völlig anspruchloser Mann, der einem ganz gemeinen, dicken, phlegmatischen Londner Bürger gleicht; aber der Gedanke, daß dieser begüterte Mann aus Liebe für die Wissenschaften eine so beschwerliche und gefahrvolle Reise gemacht, mit den Einwohnern von Otaheiti und Neuseeland Umgang gepflogen und in Cook's Begleit eine reiche Beute von Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt hat, fesselte meinen Blick an seine Gestalt und ich durchging, während der mir gutentheils unverständlichen Vorlesungen Herschel's und anderer Mitglieder die ganze mir noch in lebhaftem Andenken gebliebene Beschreibung seiner Weltumseglung."

Von dem reformirten französischen Pfarrer Roustan aus Genf, an welchen Escher empfohlen war und den er öfters besuchte, sagt das Tagebuch: „Ich fand bei ihm manche Berührungspunkte: Liebe zum Vaterland, strenge Sittlichkeit, Religiosität und brennenden Eifer für alles, was die Freiheit und Wohlfahrt der Staatsgesellschaften befördern kann; in der letztern Beziehung jedoch erschienen mir seine Ansichten mitunter so ausschweifend, daß ich ihnen zu folgen nicht vermochte. Was die jüngste Umwälzung Genfs in Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte erwirkt hatte, kam dem redlichen Manne so abscheulich vor, daß durch die empörten Gefühle auch seine Vaterlandsliebe sogar zurückgedrängt ward; sein einziger Maßstab für die Würdigung von Staatsverfassung und Verwaltung war eine völlige Gleichheit politischer Rechte."

Und von dem damals schon seit langem in London angesiedelten Künstler und Kunstkenner Füßli aus Zürich heißt es: „In seinen kraftvollen historischen Gemälden scheinen mir freilich die übrigens vortrefflich gezeichneten Figuren zuweilen in Karrikatur überzugehen, aber sein Kopf und Herz nahmen mich sehr in Anspruch. Als Jugenfreund Lavater's war er mir längst schon um seiner Theilnahme an dem patriotischen Wagestück gegen den ungerechten Landvogt in Grüningen schätzbar geworden; nun ärgerte mich zwar in Gesprächen mit dem muntern Manne öfters sein beißender Spott über so manche als abderitisch verlachte Einrichtung der Vaterstadt, immerhin blieb jedoch eine menschenfreundliche Gutherzigkeit auch in dem Spotte des genialen Künstlers unverkennbar, so daß mir allen Widerspruchs, in den wir oft gerathen, unerachtet im Umgange des ausgezeichneten Mitbürgers recht wohl ist. Ich hatte die Freude, der Königin Palast in seiner Gesellschaft zu besuchen und ihn da über Gemälde sprechen zu hören; er machte mich auf Raphael's Vortrefflichkeiten in den berühmten Cartons aufmerksam, auch wies er mir vielleicht etwas zu viele Schwächen in den Gemälden seines Mitbewerbers West nach. Auch diesen letztern hatte ich das Ver-

gnügen in seinem Arbeitszimmer zu besuchen und von seiner Kunst sprechen zu hören; er machte sich über Füßli's Karrikaturen lustig, wie dieser über West's Mattheit. Indeß schien mir, daß dem einen an Genie fehle, was der andere überfließend haben möchte; die Gemälde des verständigen West scheinen Ergebnisse langer Ueberlegung und bedächtlicher Ausführung zu sein, während Füßli's Feuergeist durch etwas mehr Besonnenheit zurückgehalten und gemäßigt werden sollte."

Bei der ungünstigen Jahreszeit hatte das nebelreiche in Steinkohlendampf gehüllte London auf Escher's Gesundheit nachtheilige Wirkungen in beängstigenden Brustbeschwerden und wirklichem Blutspeien geäußert, denen jedoch Ausflüge auf's Land in der reinern Atmosphäre baldige Erleichterung brachten. Diese wurden darum öfters und unter ihnen ein größerer nach Oxford (17. November) unternommen. „Bis zum Dorfe Hounslow, sagt das Reisejournal, bleibt das Land schön und gut gebaut; von da an aber dehnt sich nun auf einmal eine öde unfruchtbare Haide weithin aus, auf der man nur seltene Schafherden erblickt. Etliche Meilen weiter erst kömmt man zu einigen elenden Hütten längs der Straße und hierauf dann zum großen und schönen Flecken Colnbrock, wo wieder gute Wiesengründe mit wohlbearbeiteten Feldern und lieblichen Baumgruppen wechseln. Es ist sonderbar, daß London fast von allen Seiten, in freilich ziemlich großer Entfernung, in einer unfruchtbaren Wüste sich befindet und daß es dem brittischen Unternehmungsgeiste, verbunden mit den Fortschritten der Landwirthschaft, noch nicht gelungen ist, diesen öden Boden abträglich zu machen und zu bevölkern. Im Dorfe Slough ward Herschel besucht, der die ihm empfohlenen Reisenden auf's freundlichste empfing, sie von seinen Entdeckungen unterhielt und mit seinen Werkzeugen bekannt machte. In Oxford nahm Escher vor allem aus die Gebäude und Einrichtungen der Universität in Augenschein. Diese Anstalt erschien dem jungen Reisenden wie eine gewaltige Klosterschule. Die

Sammlungen zum Behuf der Unterrichtsfächer fand er zum Theil mangelhaft und vernachlässigt. Die an den Professor der Astronomie gerichtete Frage, ob er jemals das feste Land besucht habe, ward verneinend beantwortet mit dem Zusatze: „was sollte ich dort thun, da England alles Merkwürdige ungleich besser besitzt als die Völker des Continents?"

Das Tagebuch über den Aufenthalt in London schließt mit der Bemerkung: „Der Landessprache nur sehr unvollkommen mächtig, konnte ich auch von den Einwohnern die befriedigende Kenntniß, welche ich gewünscht hätte, mir nicht erwerben; doch weiß ich darüber hinlängliches, um im Allgemeinen den brittischen Nationalcharakter in hohen Ehren zu halten. Der Engländer nach zurückgelegten Jünglingsjahren ist meist ein denkender Mann von festem zuweilen eigensinnigem Charakter; er fürchtet sich vor Armuth ohne darum karg zu werden, vielmehr zeigt er sich menschenliebend und freigebig gegen die Armen, welches in Verbindung mit Stolz und Ehrgeiz der Grund der vielen durch Privatpersonen reich ausgestatteten milden Stiftungen ist, welche in England und vorzüglich in London angetroffen werden. Die vornehme Klasse wird durch Anhänglichkeit an die freie Staatsverfassung von Unterdrückung zurückgehalten, sie liebt das Landleben und wohnt den größern Theil des Jahres auf ihren entfernten Besitzungen. Der Bürger lebt gut und bequem, seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ist groß, wenn auch nicht immer aufgeklärt; der vielfachen und starken Abgaben wegen wird tüchtig auf die Minister geschimpft, der König aber ist geachtet und geliebt. Der Londner Pöbel gleicht dem Pöbel andrer Länder und seine Weiber, in roth wollene Decken gehüllt mit der Tabackspfeife im Mund, thun sich durch ihr gellendes Geschrei kund. Das Recht der Erstgeburt erhält den Flor der alten Familien, und wenn sich die jüngern Söhne dadurch gezwungen sehen, Krieger und Kaufleute zu werden, so findet auch der letztere Stand durch dieses Verhältniß selbst eine

Gewährleistung größern Ansehens. Umgekehrt widmen sich die Söhne reicher Kaufleute selten wieder der Kaufmannschaft, sondern den Regierungsgeschäften oder den gelehrten Berufsarten. Vielleicht liegt hierin ein Grund des seltsamen Häuserbaues in London. Weil ein Vater nicht darauf zählt, daß die Söhne Nachfolger in seinem Berufe seien, denkt er auch nicht daran, ihnen einen dauerhaft eingerichteten Wohnsitz zu hinterlassen; er sorgt nur für den eignen Bedarf. Er miethet sich meist nur für 80 Jahre ein Grundstück in den neuen Quartieren Londons und läßt darauf ein Gebäude von leichter Bauart aufführen, das verhältnißmäßig wohlfeil ist, indem für 2000 Pf. St. ein großes und schönes Haus erbaut wird, das dann aber nach Abfluß jener Miethzeit dem Besitzer des Grundstückes, worauf es erbaut wurde, wieder zufällt. Neben dem vielseitig freien und ausschweifenden Spiel der Leidenschaften herrscht doch insgemein auch in den höchsten Ständen viele häusliche Tugend und Familienglück und dem Laster steht meist die Tugend siegreich gegenüber."

Von London aus hatte Escher den längst gehegten Wunsch für den Besuch der Hochschule Göttingen nicht ohne einige Schüchternheit den Ältern eröffnet. Die kurze Antwort, die ihm zu Theil ward, beschränkte sich auf eine Anzeige des Banquiers zu Frankfurt, von welchem in Göttingen die nöthigen Gelder bezogen werden konnten. Der gute Vater mochte in seinem Sohne sich den Gelehrten nicht denken und er hatte auch von den Verhältnissen der Universität noch etwas schwankende Begriffe, aber er vertraute dem guten Sinne des erstern und ließ ihn gewähren.

Nach der Abfahrt aus London den 29. December über Dover trafen die Reisenden unter dem Glockengeläute, welches den Antritt des Jahres 1787 verkündigte, im Hafen von Ostende ein. Die Stadt war damals, ihres Freihafens unerachtet, öde in Folge des östreichischen Verwaltungssystems und es herrschte große Unzufriedenheit über Auflagen und Mauthen. Auf dem schönen Kanale nach Brügge und

Gent ward der Weg nach Brüssel eingeschlagen, wo sich die beiden Freunde trennten, und Breitinger nach Hause zurückkehrte; Escher aber die Reise durch Holland über Antwerpen allein fortsetzte. In der nehmlichen Ebne verwandelte sich die öde Wüste des östreichischen Brabants schon ungefähr mit dem ersten holländischen Dorfe in ein wohlbebautes und stark bevölkertes Land. Der Reisende gab die Ehre dieser Umwandlung der freien Staatsverfassung in Vereinbarung mit dem reformirten Glaubensbekenntnisse. Über Dortrecht ging der Weg nach Rotterdam. „So lebhaft ich — schreibt er — diese Stadt am Tage meiner Ankunft fand, so still und öde war sie Tags darauf am Sonntag; alle Buden waren geschlossen, die Schifffahrt mit ihren Nebengeschäften war eingestellt, man hörte einzig das Geläute der Glocken, die Kirchen waren jedoch wenig besucht und der Prediger in der Kathedralkirche zeichnete sich mindestens nicht durch einen guten Vortrag aus. Bei schöner Witterung schwärmte ich den ganzen Tag umher theils in der meist aus Backsteinen gut erbauten und sehr reinlich gehaltenen Stadt, theils in ihren sorgfältig bepflanzten Umgebungen, wo ich die größern Kanäle, von denen das Land durchschnitten ist, mit einer Menge gewandter Schlittschuhläufer aus beiden Geschlechtern besetzt fand. An einer günstigen Stelle am Ufer der Maas zeichnete ich die Stadt, fühlte aber hier die gänzliche Abgeschiedenheit von Freunden und Bekannten wieder sehr drückend und dachte nicht ohne Wehmuth an mein liebes Vaterland zurück."

Im Haag fand sich die Spannung der Parteien bei den damals waltenden politischen Unruhen um so größer als gewissermaßen die Extreme beider Theile in dem gefährdeten Regierungssitz sich einander gegenüber standen; die Versammlung der Generalstaaten als Repräsentant der republikanischen Partei und die Einwohner der Stadt mit einem Bataillon des Schweizergarderegiments hinwieder als entschiedene Anhänger des Prinzen Statthalters, welcher sich mit den übrigen Truppen nach Nimwegen zurückgezogen hatte.

„Die Schweizergarden, bemerkte Escher, sind zwar des Eides gegen den Statthalter förmlich entlassen und haben den Generalstaaten Treue geschworen; allein überall, besonders in den Kaffehäusern, wo die Offiziere zusammenkommen, wird ihre Mißstimmung gegen die Staaten auf eine nicht immer kluge Weise an den Tag gelegt.“ Im Gasthofe der Stadt Harlem fand sich hingegen Escher zwei Tage später in einem Kreise erhitzter antistatthalterscher Freiwilliger, „welche das Bißchen Monarchie in der Verfassung durchaus nicht mehr dulden zu wollen scheinen. Ungleich kaltblütiger stellten sich die im Kaffehaus versammelten ehrwürdigen Väter dieser jungen Eisenfresser dar. Sie trugen kleine schwarze Perücken unter einem ebenfalls kleinen Dreieckhut und ihre ganzen kuglichten Figuren waren in rothe mit schwarzen großen Blumen verzierte Schlafröcke gehüllt, die durch eine roth seidene Schärpe um die Lenden geschlossen waren; einige spielten Karten, andere überdachten am Kamin und beim Rauchen der Pfeife die Verhältnisse des Lebens; kein Laut unterbrach die feierliche Stille der Versammlung.“

Ein zehntägiges Verweilen in Amsterdam gestattete dem jungen Reisenden die nähere Bekanntschaft mit den Merkwürdigkeiten dieser Seestadt. Ganz besonders nahm neben der Admiralität und der Marine-Militairschule die Börse seine Aufmerksamkeit in Anspruch. „Die Mehrzahl der Besucher dieses Platzes, meldet er, legt eine ganz unverhüllte und oft bis zur Wuth gesteigerte Geldgier zu Tage. Um jeden vermuthlichen Kauflustigen drängen sich Scharen der Verkäufer nicht selten mit pöbelhafter Ungezogenheit und mit Rippstößen; die Käufer erscheinen eigentlich als die Heiligen der Gemeinde und sie fühlen ihren großen Werth auch recht gut. Um die in ihren Einzelnheiten wenig Achtung einflößende Versammlung nicht ganz unbefriedigt oder mißstimmt zu verlassen muß man sich der Wirkungen erinnern, die aus der Leidenschaft, welcher hier geopfert wird, hervorgehen. Wie traurig auch die Folgen aller Leidenschaften für ihre Diener und wie beklagenswerth ihre Aus-

artungen sind, für die höhern Zwecke des menschlichen Daseins auf Erden bleiben sie darum nicht minder eben so nothwendig als wohlthätig."

Über Utrecht, Nimwegen, dann durch das Herzogthum Cleven, über Düsseldorf, Frankfurt, Marburg und Kassel wurde die Reise nach Göttingen vollendet, wo Escher am 16. Februar eintraf.

Sein Jugendfreund Joh. Heinrich Lavater, von welchem zum Theil die Wahl dieser Hochschule veranlaßt war, der sich selbst seit etlichen Monaten auf derselben befand und durch lebhaften Geist, Geselligkeit und Sitte, wie auch des berühmten Vaters wegen, wo er wünschte, Zutritt erhielt und gerne gesehen ward, stellte den neuen Ankömmling den Professoren und den damals in Göttingen studierenden englischen Prinzen vor, nachdem er ihn in den Kreis der Landesgenossen eingeführt hatte. Bereits schon ziemlich zahlreich wurde dieser letztere etliche Monate später noch erweitert und es bildeten sich in dem größern verschiedene engere Kreise, deren Freundschaftsbande gutentheils nur mit dem Leben gelöst wurden. Zweien dieser Kreise gehörte Escher an. Die spätern Abendstunden hat er meist im Umgange mit zwei Brüdern Rengger aus Brugg, mit Lüthard (Doktor der Rechte, welcher Eschern nur um etliche Monate überlebte) und den Gebrüdern Gruber, deren einer Staatsschreiber seines Kantons, der andere Forstmeister ward, alle aus Bern, zugebracht, während er sich mit den Zürcherfreunden Lavater, Usteri und Landis, alle drei der Arzneikunde Beflissene, für den Mittagstisch vereinbarte, der wechselnd auf ihren Zimmern eingenommen ward. Die Sonntagabende waren einem größern Vereine dieser Landsmannschaft gewidmet, in welcher Fleiß, Studienernst und Sittlichkeit vorherrschten. Bei den englischen Prinzen (es waren des Königs drei jüngste Söhne) hatte Escher'n sein neulicher Besuch ihres Landes und ihrer Paläste empfohlen. Mit Lavater ward er öfters zur Abendtafel bei denselben geladen und ein damals geschriebener Brief meldet von ihnen unter anderm: „Der älteste sieht

dem König ähnlich und hat ein kurzes Gesicht, er blickt ernst und kalt, der zweite ist lebhafter und unterhält sich gerne mit mir über England, der jüngste (nachheriger Herzog von Cambridge) ist der munterste und geselligste. Oft muß ich ihm von meinem Aufenthalt in England und von der Schweiz erzählen. Nach einer solchen Erzählung legte er sich mit mir in's Fenster und pries mich glücklich, daß ich so frei und unabhängig in der Welt herumreisen und hier eben so frei meine Studien betreiben könne, während er von seinem persönlichen Aufseher auf jedem Schritte begleitet und beobachtet werde. Meine Bernerfreunde wohnen mit den Prinzen in der gleichen Straße. Diese sehen unsere zuweilen in hübschen Milizuniformen vorgenommenen Landsmannschaftsritte, und mehrmals schon sagten mir die beiden jüngern Prinzen, sie wünschten nur einmal einen so lustigen Ritt mitmachen zu können. An der prinzlichen Tafel wird auf Silber bedient und strenge Hofetiquette beobachtet; doch ist die Unterhaltung zwischen den Prinzen, ihren vier Gouverneurs und den aus Professoren, Offizieren und Studierenden bestehenden Gästen sehr gefällig."

Da der neue halbjährige Lehrkurs erst einige Monate nach Eschers Eintreffen in Göttingen seinen Anfang nahm, so konnte die Zwischenzeit theils für die Vorbereitung zu den beabsichtigten Studien, theils in den Osterferien für eine mit Lavater verabredete Reise durch Niedersachsen benutzt werden. Über die Studieneinrichtung ward bei Professor Spittler, in dessen Haus Lavater wohnte, Rath gepflogen, und lebhafter wurde bei dieser Gelegenheit das Gefühl der bisher mangelhaft gebliebnen wissenschaftlichen Bildung, am meisten in ihren Grundlagen der Sprachkunde und Mathematik, aufgeregt. Als akademischer Bürger hatte sich Escher in die philosophische Fakultät einzeichnen lassen, und die zu wählenden Lehrfächer sollten auf den doppelten Beruf des Staatsmanns und Fabrikanten mit Berücksichtigung der Neigung zur Naturkunde berechnet sein. Weil in Zürich weder römische noch Reichsgesetze besondere Geltung hatten

und von einer Theorie des bürgerlichen und des Strafrechts die Nutzbarkeit noch nicht einleuchtete, so blieb die Rechtswissenschaft völlig beseitigt. Das Staatsrecht bei Schlözer zu hören hinderte die unverholene Feindschaft oder Bitterkeit, welche seit dem Todesurtheil über den ihm befreundeten Pfarrer Waser der Göttingensche Professor gegen alle Zürcher Patrizier zu Tage legte. So wurden denn die Kollegien über Naturrecht, Staats- und Kameralwissenschaften gewählt, ferner diejenigen der Technologie, der Physik und Botanik. Die Neigung zur letztern war es zunächst, welche das versäumte Latein mit Hülfe eines Privatlehrers nachzuholen veranlaßte. Der Mathematik sollten einige Stunden gewidmet werden, und beinebens wurden nun die ersten Frühlingswochen zur Bekanntschaft mit der Umgegend, zu Sammlung ihrer Pflanzen und Petrefacten, welche den ersten Anfang einer mineralogischen Sammlung bildeten, benutzt. Den 31. März aber trat Escher dann mit Lavatern die Ferienreise an. Zu den frühern stand dieselbe in einigem Abstich, indem seines Begleiters Name und die Menge der Verehrer des berühmten Vaters unter allen Ständen, voraus aber auch in der vornehmen Welt, zumal nach Joh. Kaspar Lavaters kurz zuvor durch diese Gegenden gemachten eignen Reisen, den zwei jungen Zürchern überall die zuvorkommendste, mitunter auch eine glänzende Aufnahme sicherten, die, der Neigung des jungen Lavaters zu großem Tone zusprechend, von diesem während des Aufenthalts in Hamburg wenigstens durch etwas kostbare Einrichtung, Equipage und Bedienten erwiedert und unterhalten ward; ein Verhältniß, welches etlichen dort befindlichen Zürchern anstößig vorkam und das sich Escher wenige Tage wol gefallen ließ im Bewußtsein, daß er persönlich das Fußgehen dennoch nicht verlernen und den republikanischen Sitten nicht untreu werden würde.

Beim Kanonikus von Brabeck in Hildesheim und auf dessen prächtigem Landhause, der Söder genannt, wurden drei Tage zugebracht im Genuß der Kunstschätze und in Bewunderung der Kennt-

nisse und vielseitigen Bildung dieses feinen Weltmanns, welcher durch die liebenswürdigste Offenheit einer lehrreichen Unterhaltung beide Freunde entzückte und bei dem die Jünglinge auch die Bekanntschaft des gelehrten und nicht minder liebenswürdigen, aus dem Thurgau abstammenden, Kanonikus und Naturforschers von Beroldingen machten, der sich mit ihnen gerne vom Vaterland unterhalten mochte. Im Braunschweig ward Campe Begleiter der Reisenden für die Beschauung der Gemäldegallerie von Salzdahlum; der ehrwürdige Jerusalem empfing sie auf's gütigste und das Bild wie die Unterhaltung des hochbetagten Greises, welcher mit Ruhe und Befriedigung auf seine Lebensbahn zurückblicken durfte, ließen einen bleibenden Eindruck zurück.

Über Lübeck ward Hamburg als das Ziel dieses Reiseausfluges erreicht. Bei der Tafel des östreichischen Gesandten Baron von Binder und in den glänzenden Abendkreisen der Grafen von Bentink bot sich Gelegenheit dar, die vornehmsten Einwohner der Stadt und den Adel der Umgegend versammelt zu sehen. Einen andern Genuß gewährte der Umgang mit Hamburgs Gelehrten und Schriftstellern. Klopstock empfing die Jünglinge auf's freundlichste. „Ich fand, sagt ein Reisebericht nach Hause, beim ersten Anblick viele Ähnlichkeit zwischen ihm und Salomon Geßner; Figur und Form des Kopfs sind die nehmlichen, beide haben runde, nicht feingebildete Nasen und jenen fleischigen Untertheil des Gesichts, welcher den Mangel eines bestimmten und festen Charakters andeutet. Die Umgebungen des berühmten Mannes sind sehr einfach, er bewohnt ein kleines Zimmer, worin ein von Angelika Kaufmann ihm gewidmetes schönes Gemälde ziemlich vereinzelt hängt. Auf den Tischen liegen Schriften, Bücher und Tabackpfeifen durcheinander. Weil wir ihm von Poesie oder von seinem erhabnen Gedichte zu sprechen nicht im Falle waren, so blieb die Unterhaltung eine gewöhnliche und er schien sich aus der höhern idealischen Welt in die alltägliche des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zurückgezogen zu haben,

wie wir ihn denn auch als fröhlichen und witzigen Gesellschafter in seinem gewohnten Abendkreise beobachten konnten." Von dem Besuche bei Claudius erzählt der nehmliche Bericht: „Wir fuhren nach Wandsbeck hinaus und meldeten uns an seiner Thüre, erhielten aber die Antwort, er sei nicht zu Hause. Lavater schrieb ihm zwei Zeilen und wir gingen weiter; kaum aber war so viel Zeit weg, daß das Zeddelchen gelesen werden konnte, so hörten wir rufen und der muntere Claudius eilte uns zu herzlicher Umarmung entgegen. Er ist ein kleiner hagerer alternder Mann mit noch feurigem Blicke, aber vorwärts hängender Unterlippe. Bei sehr nachlässiger Kleidung hat sein ganzes Aussehen viel Ähnlichkeit mit unserm berühmten Pestalozzi, nur mangelt ihm der Ernst des letztern. Seine artige und noch junge Frau stellte er uns mit den Worten vor: Hier ist meine Rebekka; die acht Kinder des Haushalts sprangen, lärmten und schlugen sich in der Stube herum, ohne daß viel auf sie geachtet ward. In seinem Asmus hat Claudius sich nach der Natur gezeichnet. Er ist leichten, muntern Sinnes, voll drolliger, aber nicht immer ästhetisch reiner Einfälle. Er setzte uns Kaffe vor und führte uns in den schönen nach englischer Manier angelegten Park beim Schimmelmannschen Schlosse. Hier schilderte er sein freies und sorgenloses, um den folgenden Tag unbekümmertes Leben; auch seine Kinder verursachen ihm wenig Sorgen und zur Arbeit fühlt er sich dann erst aufgelegt, wenn er Mangel leidet und zu dessen Abwendung etwas erwerben soll. In der Gesellschaft von Claudius ward ein Besuch beim Grafen von Stolberg in Tremsbüttel gemacht, wo die ungemein gelehrte und ernste Unterhaltung der Frau Gräfin mit der Laune von Claudius einen großen Abstich bildete, ohne deßhalb preiswürdiger zu erscheinen."

In Bremen wohnten die Reisenden im Hause des Pastor Stolz, des vertrauten Freundes von Lavater. Sie fühlten sich im Kreise der liebenswürdigen Familie ihres Mitbürgers sehr glücklich, und in dieser Stadt vereinbarte sich nun vollends alles, um dem geist-

reichen Sohne des Mannes, welchen ihre Bewohner vergeblich in ihre Mitte zu verpflanzen gewünscht hatten, Auszeichnung und Ehre zu erweisen. Über einen eigenthümlichen Auftritt dieser Art drückt sich der muntere Reisebericht also aus: „Gestern (21. April) hat unser gütiger Begleiter, ein vornehmer Bremer, uns nach vorher empfangener Einladung zu einer Abendgesellschaft abgeholt. Wir wurden in den großen Keller unter der Börse geführt, den wir seiner ganzen Länge nach durchwanderten und am Ende desselben durch eine weite Thür in einen Saal traten, worin so viel die Wolken von Tabackrauch zu erkennen möglich machten, eine Gesellschaft von 30 bis 40 Männern sich uns darstellte, alle wohlbeleibt und fast gleichförmig gekleidet. Über den runden schwarzen Perücken deckten dreieckige auf allen Seiten gleich aufgestülpte Hüte die Köpfe, worin meist zwei kleine blaue Augen über einer ansehnlichen Tabacksnase funkelten. Im nicht gar kleinen Munde fehlte nirgends die lange Pfeife des Rauchers, welcher ein doppeltes oder auch mehrfaches Kinn zur Unterlage diente. Die Röcke waren mit Knöpfen und Knopflöchern von oben bis unten besetzt und die kurzen weiten Ärmel durch Überschläge bis an den Ellbogen versehen, so daß die feinen weiten Hemdärmel und die bis zu den Fingerspitzen reichenden Manschetten zur bequemen Schau vorlagen. Bei unserm Eintritt erhob sich die ganze Gesellschaft zur höflichsten Begrüßung, welcher eine feierliche Vorstellung durch unsern Begleiter folgte. Wir wurden mit allen Ehrenämtern derjenigen, denen wir vorgestellt waren, umständlich bekannt gemacht; mich aber zog man bei Seite, um mir in's Ohr zu flüstern, jener Herr, der mit mir gesprochen, habe dem Herrn Lavater so viel und so viel tausend Gulden zahlen wollen, wenn er die ihm angetragene Predigerstelle annehmen würde. Wir erhielten nun Ehrenplätze, die Rheinweingesundheiten auf Herrn Pfarrer Lavater nahmen ihren Anfang, es wurden Austern, größer als ich sie je sah, umgeboten und an Beispiel und Ermahnung zum Genusse fehlte es am wenigsten. Von meinem Nachbar

ward ich inne, wir befänden uns in einer Gesellschaft der vornehmsten Kaufleute der Stadt, die ihre Rechnung über einige aus Gröningen vom Wallfischfang zurückgekehrte Schiffe beschlossen hätten und das Geschäft nun mit einem Schmause endigten. Ich glaubte, dieser würde bald zu Ende sein, als erst noch die Hauptscene anging. Dem Gaste aus Zürich zu Ehren war von dem Herrn Bürgermeister der Schlüssel zum Stadtkeller erhalten worden und wir wurden nun in die wichtigste Abtheilung des weiten Gewölbes eingeführt. Hier lagen zwölf große Fässer, alle durch Namen der Apostel bezeichnet und mit Rheinwein aus dem 17. Jahrhundert angefüllt. Weil Herr Pfarrer Lavater vor einem Jahr aus dem St. Petrus und Judas getrunken hatte, so mußten wir Gleiches thun. Ich bemerkte inzwischen, daß einige unserer Begleiter sich den Eintritt in dieß Heiligthum etwas besser zu Nutze machten, als wir zu thun nicht im Stande waren. Eine noch sorgfältiger verwahrte innerste Kellerabtheilung, die Rose genannt, faßte die ältesten Rheinweine, wovon zufolge einer Berechnung durch Anhäufung von Zinsen und Unterhalt jedes Glas auf volle tausend Thaler zu stehen kam. Weil Lavater, der Vater, seinen Namen über der Thüre dieser bedeutsamsten aller Kellerkammern anzuschreiben die Gefälligkeit gehabt hatte, so sollte der Sohn nun ein Gleiches thun, und weil seine Länge dafür nicht ausreichte, wurde alsbald Rath geschafft, indem ein Doppelpaar der kräftigsten Rathsherren meinen Freund auf ihren Schultern emporhoben. Das Experiment der begeisterten Stützen kam mir ein wenig bedenklich vor, es ging aber alles gut vorüber. Die Gruppe wäre eines niederländischen Malers werth gewesen; ihre Bürde ward unter Seufzern entladen, die Schrift schön befunden, und wir wurden glücklich entlassen." Auch zu einer Spazierfahrt nach dem Bremischen Seehafen Vegesack in großer Gesellschaft wurden die Reisenden geladen. In der Reihe der hier zusammengedrängten Fahrzeuge befand sich auch eines, das den Namen Joh. Kaspar Lavater führte. Sie wurden auf dieses beson-

ders aufmerksam gemacht. Bei dem bekannten Lobredner und Verbreiter des thierischen Magnetismus in Niedersachsen, dem Doktor Wienholt, wohnten die Reisenden einer Kunstsitzung bei und fanden in der magnetischen Schläferin ein muthwilliges Mädchen.

Die Rückreise ging über Hanover, wo die Bekanntschaft des Hofrichters von Berlepsch erfreulicher war als diejenige des Ritters von Zimmermann. Der erstere gewann sich als heller umfassender Kopf und durch seine weltbürgerlichen Ansichten die Zuneigung der Jünglinge, die hingegen in dem Verfasser des Buches vom Nationalstolz einen Anflug eigensüchtigen Stolzes zu erblicken glaubten und ihren berühmten Landsmann sehr unbefriedigt verließen.

In Göttingen hatte inzwischen die Eröffnung des akademischen Kurses statt gefunden und die vier vorhin bezeichneten Lehrfächer boten die Vorwürfe wie des Kollegienbesuchs so der Privatstudien dar. Am befriedigendsten erschien Lichtenberg's Kollegium der Experimentalphysik. Bei einem stotternden nichts weniger als glänzenden Vortrag entwickelte sich hier ein philosophischer Geist in der Behandlung der Wissenschaft, der theils den Zusammenhang ihrer Lehrsätze umfassend darstellte, theils ihre manigfachen Verbindungspunkte mit den verschiedenartigsten Bedürfnissen der Menschen überall geistreich andeutete und nachwies. Die physische Erdkunde und die Astronomie bildeten die zweite Abtheilung des Lehrkurses im Winterhalbjahr und gewährten eine dem damaligen Stand der Kenntnisse nach höchst anziehende Übersicht der Naturkräfte und ihrer gegenseitigen Wirkungen. Lichtenberg's Vortrag war nicht auf die ersten Anfänger berechnet; allein Escher besaß gerade so viele Vorkenntnisse, als hier erforderlich waren, und obgleich es in dem die Menge der Zuhörer zuweilen nicht fassenden Hörsaale an Tischen zum schreiben fehlte, wurden von ihm Bleistiftnoten genommen, die Versuche nebst den Werkzeugen nachgezeichnet, zu Hause hernach alles in's Reine gebracht und in jenen Abendstunden, welche dem Umgang mit den Bernerfreunden gewidmet waren, gemeinsam wiederholt und erörtert.

Der Lehrer hatte diesen ungewöhnlichen Fleiß bemerkt und durch Anweisung eines für deutliche Ansicht der Versuche günstigen Platzes beehrt. Escher aber verehrte in Lichtenberg den Mann, durch welchen er zuerst mit den Eigenschaften gründlicher Forschung wie in der Natur so in menschlichen Kenntnissen überhaupt vertraut geworden war und dem er es verdankte, gegen den blinden Autoritätsglauben das Bedürfniß eigner Untersuchung erkannt und eingetauscht zu haben.

In völlig entgegengesetzter Richtung, alles philosophischen und ächt wissenschaftlichen Geistes entbehrend auf Nomenclatur und die beschreibende Pflanzenkunde beschränkt, wirkte des berühmten Murray's botanischer Unterricht abstoßend auf Escher'n, so daß dieser Zweig der Naturkunde von nun an in den Hintergrund gestellt und bald völlig aufgegeben ward, als die Mineralogie seine Stelle einnahm. Die Technologie wurde bei Beckmann gehört. Dieser gelehrte Professor kannte was alte und neue Schriftsteller aller Länder und Völker in Bearbeitung seiner Fächer geliefert hatten, und was von ihm fleißig, genau und vollständig überall her gesammelt ward, das trug er auch wohlgeordnet vor; aber zur philosophischen Übersicht und zu fruchtbaren Resultaten hat er es nicht gebracht. Es war eine Fülle von Thatsachen, womit er das Gedächtniß oder die Hefte seiner Zuhörer überlud, denen aber Zusammenhang und Übersicht, also das was ihre Urtheilskraft üben sollte, beinahe durchaus mangelte. Zwar führte Beckmann die Zuhörer selbst auch in die Werkstätten und Arbeitshäuser, deren Verfahren er im Hörsaale beschrieben hatte, und diese zuweilen selbst etwas in die Ferne führenden Ausflüge verliehen seinem Kollegium einen eigenthümlichen Reiz; allein auch hier blieb er beim Nachweisen der Arbeiten, immer zwar richtig und umständlich, aber bei der Erkenntniß des vor Augen liegenden ohne Mehreres verweilend. Die Zuhörer erhielten weder Andeutungen des mangelnden und zu vervollkommnenden, noch eine Übersicht der Grundsätze der Veredlung roher

Erzeugnisse, auf welche die weitere Forschung und Beobachtung zweckmäßig gerichtet werden konnten; mit einem Wort, eine gründliche Kenntniß der Gewerbe ward dabei nicht erlangt. Für Eschern, welcher nicht unvorbereitet gekommen war, der auch das mangelnde fühlte und durch eigenes Studium zu ersetzen suchte, gewährte dieß Kollegium immerhin eine werthvolle Bereicherung und Erweiterung schon vorhandener Kenntnisse.

Die Vorträge über das Naturrecht beim Hofrath Feder befaßten in dem nämlichen halbjährlichen Kurse zugleich auch das Völkerrecht, das Staatsrecht und die Politik. Sie konnten eben deßhalb nur summarisch und oberflächlich sein; aber der menschenfreundliche Geist des achtungswürdigen Lehrers belebte dieselben und Escher fand darin nicht nur vieles, was seinen republikanischen und kosmopolitischen Ansichten zusprach, sondern was er sich bisher vereinzelt und ohne den gehörigen Zusammenhang über die menschlichen Gesellschaftsverhältnisse gedacht hatte, vereinbarte sich jetzt allmälig zu einem harmonischen Ganzen.

Für die Wahl der Kollegien des zweiten halben Jahres sollten die Erfahrungen des ersten mit Hinsicht auf die früherhin bezeichneten gemeinsamen Zwecke benutzt werden. Die Zahl derselben ward nun auf sechs gesteigert. Bei Lichtenberg wurde die zweite Hälfte der Naturlehre, bei Beckmann die Kameralwissenschaften und die Mineralogie, bei Gmelin die Chemie, bei Meiners die Psychologie und bei Heyne ein Privatissimum für deutsche Sprache und ihre Anwendung gehört. Diesen Kollegien schloß sich nochmals wie im ersten Halbjahre an der fortgesetzte Unterricht eines Privatlehrers in der lateinischen Sprache, mit welchem einige Bücher Cäsars und Cicero's gelesen wurden.

Auch dießmal fand er sich in einigen Erwartungen getäuscht. Die Chemie, welche für Naturforschung überhaupt und für technische Zwecke insonderheit wichtig erachtet ward, las Gmelin fast nur als eine empirische Anleitung für Pharmaceuten in schleppendem und

ermüdendem Vortrag. Von einer belehrenden Übersicht der Bestandtheile der Naturkörper war keine Rede und von den neuen Entwickelungen, die eben damals zuerst rege wurden und dieser Wissenschaft (wie durch sie so vielen andern) in der Folge eine ganz neue Gestaltung verliehen, war vollends keine Spur zu finden; darum stellte sich dieser Hörsaal auch in jedem Kurs vor seiner Mitte schon ziemlich entvölkert dar und Escher gesellte sich bald den Ausbleibenden bei. Das Gleiche geschah, doch aus etwas verschiedenem Beweggrunde, bei Meiners, der seine Hefte für schriftstellerische Zwecke mehr als für das Bedürfniß des Hörsaals ausarbeitete, wobei dieser zuweilen unbefriediget blieb und dadurch mitunter kleine Störungen der Aufmerksamkeit veranlaßt wurden, die der Ernst des Professors nicht ertragen mochte.

In den zwei Kollegien bei Beckmann fand sich neue Bestätigung der vorhin schon berührten Verhältnisse. Überall wurden die Methode und die Grundsätze vermißt, durch welche das Studium der Wissenschaften Zusammenhang und richtige Verbindung erhält. Die Menge der aufgezählten Thatsachen, Beobachtungen und praktischen Regeln blieb ohne Begründung und Zusammenhang. In dem empirischen Vortrag der Mineralogie nach Wallerius war weder von Kristallisation, noch von Blätterdurchgängen, noch von den Verbindungen der Säuren mit den Mineralkörpern die Rede, so daß auch hier die damals bei Eschern noch keineswegs vorhandene Neigung für diesen Zweig der Naturwissenschaften eher zurückgedrängt als geweckt ward. Seine Wahl dieses Kollegiums war durch den Ruf des Lehrers begründet worden, von dem gerühmt ward, daß er die Mineralogie mit Hinsicht auf Landwirthschaft und Technologie sehr praktisch nutzbar vortrage. Etwas besser verhielt sich's mit dem Kollegium der Kameralwissenschaften, deren Feld Eschern noch beinahe völlig neu und zugleich sehr anziehend war. Die Hefte darüber wurden sorgfältig in's Reine geschrieben und mit einem Theil der Bernerfreunde, die ein Gleiches thaten,

in den abendlichen Zusammenkünften umständlich besprochen, wie ähnliches schon von den physikalischen Heften bemerkt ward.

Unter allen Kollegien aber wurde für ihn das wichtigste und brauchbarste jenes Privatissimum bei Heyne über deutsche Sprache und ihre Anwendung. Schon andere Schweizer, die sich den Staatsgeschäften widmen und in Göttingen dazu vorbereiten sollten, hatten bei dem berühmten Sprachkenner die Gunst solcher vertrauter Unterrichtsstunden genossen; jetzt erbaten sich dieselbe und erhielten sie mit Escher gemeinsam fünf junge Berner. Die wöchentlichen vier Stunden auf dem Zimmer des Lehrers machten nur den kleinern Theil der Zeit aus, welche auf dieses Kollegium verwandt ward, denn jede Woche wurde eine schriftliche Arbeit in berechneter Stufenfolge und Wechsel der Formen zu Hause abgefaßt, von Heyne eingesehen, mit kurzen Bemerkungen oder Urtheilen begleitet und im Kollegium vorgelesen, worauf dann freie Erörterung folgte.

Diese Aufsätze mit kurzen Anmerkungen über die Aufnahme, welche sie fanden, sind aufbewahrt geblieben und zeugen vortheilhaft für das gesunde Urtheil, das reine Streben, sowie denn auch, da sie meist mit Gegenständen sich beschäftigen, denen eine nationale Beziehung abzugewinnen war, für die warme Vaterlandsliebe des Jünglings. An eine hohe Vorstellung von der Bestimmung des Menschen knüpften sich bei ihm um so stärkere Forderungen an diejenigen, welche als Staatsmänner oder Lehrer die Führer ihrer Mitbürger sein sollen. Unerbittlich verwarf er jede Politik, die mit einem strengen Sittengesetze in Zweispalt geräth. Mit Begeisterung für die republikanische Staatsform sich erklärend, sah er in einfacher Lebensart, Sittlichkeit und Überwindung aller Selbstsucht die unentbehrliche Grundlage derselben, eine Überzeugung, welche auch die seines ganzen spätern Lebens geblieben und durch sein eigenes Beispiel am anschaulichsten bekräftigt worden ist.

In diesem Sinne benutzte er denn auch das Thema einer Schilderung der kurz vorher stattgefundenen fünfzigjährigen Jubiläumsfeier

der Universität Göttingen, um auf die Behauptung überzugehen, daß, für Republiken wenigstens, das Studium der positiven der Beschäftigung mit den sogenannten schönen Wissenschaften und der Pflege der Kunst vorzuziehen sei. In einer Aufgabe über die Moralsysteme schloß er sich derjenigen Ansicht an, welche die Hebung der Menschheit von eigener Anstrengung erwartet, entgegen der theologischen, die auf einen Zustand ursprünglicher Reinheit die allgemeine Verderbniß durch die Erbsünde folgen läßt und die Befreiung von dieser lediglich von einem Akte der göttlichen Gnade abhängig macht. „Sehr gut" schrieb Heyne darunter. Auch in der Schilderung zweier in der Geschichte seines Zürcherschen Vaterlandes mit Auszeichnung hervortretender Charaktere, der Bürgermeister Brun und Waldmann, waltete die Ansicht vor, daß das politische Verdienst nur durch moralische Würde gehoben vollen Werth und wahre Weihe erhält. Es wurden beide hauptsächlich wegen ihrer beim republikanischen Staatsmanne strafbaren Annahme fremder Jahrgelder getadelt, Brun indessen als der schlauere und gefährlichere dargestellt. Man sieht es, daß das Urtheil des mit den Quellen noch unbekannten Jünglings durch dasjenige der historischen Schriftsteller bestimmt ward, deren lebhafte Schilderungen dieser Charaktere damals die gelesensten waren, Müller's *) und Füßli's, und daß er der mit subjektiver Antipathie entworfnen Zeichnung Bruns als eines gewandten aber feigen Demagogen vollkommen denselben Glauben schenkte als der durch Füßli rein objektiv gehaltenen Darstellung von Waldmanns Wirksamkeit. Als Escher die Umtriebe zum Sturze des Letztern und sein trauriges Ende geschildert hatte, fügte Heyne lächelnd bei: „Das war ein ächt republikanisches Schauspiel." Die kleine Stichelrede des Lehrers wurde von dem jungen Schweizer bei erster Gelegenheit durch Anführung einiger Auftritte aus dem Leben monarchischer Staaten vergolten, vor

*) Müllers Gemälde der Brunischen Periode war 1786 im Druck erschienen.

denen der Waldmannische Auftritt allerdings gewaltig in den Hintergrund trat.

Zwei Reiseausflüge, für welche die Ferienzeiten benutzt wurden, hatten diese akademischen Studien unterbrochen. Der kleinere, in Gesellschaft einiger deutscher Studierender (im Mai 1787) vorgenommen, galt dem Besuch des Harzes, dessen Bergwerke bei noch mangelnder Kenntniß aller den Bergbau betreffenden Verhältnisse eine nur oberflächliche Anschauung gewähren konnten.

Die Zeit der Herbstferien ward in der Gesellschaft zweier Bernerfreunde, der Herren Abr. Gruber und Effinger v. Wildeck, einem größern Ausfluge nach Berlin, Dresden und Leipzig bestimmt. Sechs Tage verweilten die Jünglinge in Potsdam wegen der dort veranstalteten Truppenübung, für welche 12,000 Mann versammelt waren. Escher wohnte mit Effinger diesen Übungen zu Pferde bei. Die Uniformen, die sie trugen, verschafften ihnen überall Zutritt und freundliche Aufnahme.

Eine Woche hindurch nahmen dann die Merkwürdigkeiten Berlins und Besuche bei einigen ausgezeichneten Männern die Jünglinge in Anspruch. Vom Staatsminister von Herzberg, welchem dieselben empfohlen waren, wurden sie höflich empfangen und zur Tafel geladen. Von Spalding dem Vater fühlte sich Escher ungemein angezogen. „Auf den ersten Blick nahm mich der offene, gütige, geistvolle Gesichtsausdruck dieses edeln Greisen ein, und ich nahte mich ihm mit tiefer Ehrfurcht. Er schien hinwieder auch unser ganzes Wesen alsbald durchforscht zu haben und seine Unterhaltung kam gleichsam unsern Wünschen zuvor. Es war die Rede von manchen Berliner Gelehrten, von Friedrich, von Lavater, vom Magnetismus, von Cagliostro u. s. w. In allen seinen immerhin sehr freimüthigen Äußerungen erkannten wir den streng sittlichen Mann, der mit eben so viel Nachsicht als Weltkenntniß die Menschen und ihre Verhältnisse durchschaut und beurtheilt. Die Stunde, welche wir bei dem ehrwürdigen Manne zubrachten, werde ich in dank-

barem Gedächtnisse behalten. Wir wohnten nachher einer seiner Predigten bei, die durch Inhalt und Vortrag einen nicht minder tiefen Eindruck auf mich gemacht hat." Auch der vielwissende, lebhafte und gern mittheilende Nicolai erwies seine bekannte Gefälligkeit an den Jünglingen. Bei Ramler, dem kritischen Dichter, wurde die Fertigkeit von der eignen Person, von der Menge ihrer Geschäfte und von der Fülle ihres Ruhmes zu sprechen bewundert, und an Chodowiecki jene feinere Bildung vermißt, die dem Künstler wie dem Gelehrten, wenn er einige Vollkommenheit erzielen möchte, nie fehlen darf.

Noch andere Gelehrte mehr, zwar meist nur von Angesicht, kennen zu lernen bot die öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften zur Feier des königlichen Geburtsfestes Gelegenheit dar. Ihr Sekretair Formey las die eigentliche Festrede von den Großthaten des Königs, insonderheit von der jüngsten des holländischen Feldzugs zu Beilegung der Unruhen, welche dem Redner den Anlaß gab, die Vorzüge der monarchischen Regierungsform vor der republikanischen („auf eine mich durchaus nicht überzeugende Weise" setzt das Reisejournal hinzu) zu entwickeln. Nach ihm las der Graf von Herzberg seinen Bericht über die Staatsverwaltung des letzten Jahres, worin nun wieder eben jene Beruhigung Hollands umständlich und geschichtlich entwickelt wurde. Der Tod des Botanikers Gleditsch ward durch den Sekretair der Akademie angezeigt, welcher zugleich die Pflanzenkunde gegen den ungerechten Vorwurf, als wäre sie eine beschreibende Registratur, in Schutz nahm. Der Geheimrath Wöllner las ein Bruchstück aus Friedrich's nachgelassenen Werken voll treffender und freimüthiger Betrachtungen über die französische Verwaltung unter dem Kardinal Fleury. Alsdann langweilte der Professor Beguelin die Versammlung mit einer philosophisch-mathematischen Abhandlung über die Kontinuität, worin die Seele mit einer mathematischen Linie verglichen wurde. Herzberg ersuchte den Vorleser, ehe er zum Schlusse kam, abzubrechen. Der Direktor

Achard erklärte die Versuche für Erhaltung verschiedener gelber Farben aus calcinirtem Blei und wies einen Wassermesser vor für die genaue Ausmittelung der atmosphärischen Wasserniederschläge. Den Beschluß machte Denina mit vergleichenden Betrachtungen der deutschen, französischen und italienischen Literatur.

Die ersten Tage des Oktobers wurden in Dresden zugebracht; die Sehenswürdigkeiten dieser Residenz und das nahe Königsstein in Augenschein genommen und sodann die beiden Künstler Graf und Zingg als Landsleute besucht, welche mit Theilnahme und Liebe vom Vaterlande sprachen. Der Portraitmaler aus Winterthur hatte sein Zimmer mit Schweizerlandschaften behangen; in dem Bernerschen Kupferstecher freute sich Escher einen eifrigen und aufgeklärten Patrioten zu finden, dem zugleich die Erhaltung alter guter Sitte sehr am Herzen lag. In Leipzig sahen die Jünglinge den ehrwürdigen Zollikofer, welcher seinem Lebensziele nahe (er starb drei Monate nachher) von dem schweizerischen Vaterlande ebenfalls mit Liebe aber voll düstern Unmuthes von dem irreligiösen Zeitalter sprach. Über Weimar, Erfurt und Gotha erfolgte die Rückkehr nach Göttingen in der Mitte des Weinmonats.

Als gegen den Schluß des Jahrs Escher mit herzlichen Wünschen seinen Ältern die kindlich dankbaren Gesinnungen für die ihm gewährten Mittel zur Ausbildung nach Haus überschrieben hatte, antwortete ihm der Vater: „Mit wahrem Vergnügen sehe ich, daß du deinen Studien mit immer gleichem Eifer und Lust obliegest, und wie freudig ist es nicht für mich und hoffentlich auch einst für unser liebes Vaterland, daß du dir nicht nur Wissenschaften erwirbst, welche zwar den Geist erheitern, aber eben nicht von unmittelbarem Nutzen sind, sondern solche Kenntnisse, deren Vortheile auch andern und zwar unsern lieben Mitbürgern zu gut kommen sollen. Wie herzlich wünschte ich deßnahen, daß du das angefangene Werk mit Freuden vollführst. Nein, nicht mir sondern allein dir selbst haben wir es zu verdanken, daß du diesen Weg eingeschlagen und eine

nützliche Unterweisung einer nur geldfressenden Reise, woraus junge Leute wenig Vortheil schöpfen, vorgezogen hast, wobei ich nichts anders that, als was ein Vater, dem seiner Kinder Wohl am Herzen liegt, niemals versagen wird."

Die Zeit der Heimkehr wurde nun auf das Spätjahr 1788 festgesetzt und Escher hatte die Wahl, entweder ein drittes halbes Jahr noch in Göttingen zu verweilen oder dasselbe auf Reisen zu verwenden. Er wählte das letztere zum Behuf des Besuches von Italien, auf den er sich nun auch durch die Erwerbung einiger Sprachkenntniß und das Lesen von Reisebeschreibungen vorbereitete. Die Hochschule wurde mit dankbaren Empfindungen verlassen und der Abschied von den zwei Lehrern Heyne und Lichtenberg, deren Segenswünsche den Jüngling begleiteten, geschah mit ungemeiner Rührung. Noch waren die letzten Wochen des Aufenthalts für erneuerten und vervollständigten Besuch der Umgebungen benutzt und ein kleiner, noch vorhandener Plan der Umgegend mit Bezeichnung aller durch sie gemachten Wanderungen zur Erinnerung entworfen worden.

Aus dem Kreise der zum Abschiedsschmause geladenen Landsleute, deren innige Achtung und herzliche Freundschaft sich Escher ungetheilt und bei manchem in treuer Liebe auf's ganze Leben erworben hatte, erfolgte die Abfahrt am frühesten Morgen des 18. März 1788 mit Lavater, welcher seinen Freund bis Kassel begleitete.

Das neue, dieser Reise gewidmete Tagebuch, führt die Aufschrift: „Zur Selbsterkenntniß" und es eröffnet sich dasselbe mit einigen Betrachtungen über den Abschied, wie von Göttingen überhaupt, so von dem ebengenannten Jugendfreunde. Wenn diese beiden bis an das Ziel der ihnen bestimmten Lebensdauer sich einander treu und herzlich zugethan geblieben sind, so fühlte jedoch Escher schon damals recht wohl, daß jene gänzliche Uebereinstimmung zwischen ihnen mangle, welche einer vertrauten Freundschaft zum Grunde liegen muß. Er glaubte die Ursache davon in einer Ueberlegenheit des regern Geistes und der feurigern Einbildungskraft seines Freundes

zu finden, die diesen verbunden mit Gewandtheit und einnehmenden Manieren der großen Welt und einer darin selbst zu übernehmenden Rolle zuzuführen schien, während Escher sich mit einer gewissen Scheue von der letztern entfernt hielt und die sich ihm darbietenden vielfachen Gelegenheiten für Umgang und Weltkenntniß zwar keineswegs unbenutzt ließ, sondern manche auch selbst wohl geflissen aufsuchte, sich aber dabei jedesmal eine gewisse Rechenschaft über ihre unmittelbare Benutzung für die Kenntniß seiner selbst geben zu müssen glaubte. Eben deßwegen sollte die anzutretende Reise weniger Weltkenntniß als Selbstkenntniß zum Zwecke haben und jene Aufschrift des Reisejournals daran allezeit erinnern.

Ohne Aufenthalt ging die Reise über Meinungen, Bamberg und das, wie Escher es der Schilderung eines dortigen Bürgers entnehmen wollte, in seinen Stadtangelegenheiten damals übel berathene, auch ziemlich öde Nürnberg, nach Regensburg. Hier widmete er seine Aufmerksamkeit den Merkwürdigkeiten des Reichstags und sah dann bei dem Naturforscher, Pastor Schäfer, dessen ausgedehnte Sammlungen von Natur- und Kunstsachen, die er sehr gefällig und angenehm unterhaltend vorwies. „Unbegreiflich aber war mir, wie er neben seinem gründlichen Studium der Naturgeschichte und Physik mit Verfertigung von Automaten und ähnlichen unnützen Kindereien sich abgeben konnte, die er mit vielem Selbstvergnügen mir zeigte." Zu Schiffe wurde dann auf der Donau in wenig interessanter Gesellschaft die Fahrt nach Wien fortgesetzt, wozu bei einem in der Nähe von Linz erlebten Schiffbruch und mehrfachen Mauthabentheuern ein Zeitraum von vollen acht Tagen erforderlich war.

Drei Wochen dauerte der Aufenthalt in dieser Kaiserstadt. Ein Landsmann, der bekannte Kunstkenner und Kunsthändler, Herr von Mechel aus Basel, trug vieles bei, ihn für den Reisenden belehrend und genußreich zu machen. So stellte er ihn unter andern dem Staatsminister von Kaunitz vor. Es geschah dieß freilich nur

auf der Reitschule, die der Fürst damals täglich besuchte. „Er ist ein alter, hagerer, kleiner Mann, von kalter Höflichkeit. In unsrer Gegenwart saß er zu Pferde und ritt sehr schulgerecht durch das große schöne Gebäude. Bei jedesmaliger Annäherung unterhielt er sich mit uns. Weil ich Uniform trug, fragte er nach unsern Militäreinrichtungen, wobei denn freilich des nicht unterbrochenen Vorbeireitens wegen die Antwort nicht ausführlicher als die Frage sein durfte." Freundlich wurde Escher von dem Oberbibliothekar Denis empfangen und ihm zur Benutzung der Hamilton'schen und andrer Hauptwerke über Italien ein eigener Platz eingeräumt. Eine nicht minder artige Aufnahme erhielt er im Pflanzengarten von dem ehrwürdigen Jaquin, der ihm seinen bald nach der Schweiz reisenden Sohn empfahl. Auch der berühmte Mineralog von Dorn zeigte sich gefällig, obwol er in dem Dilettanten, der beim Göttingischen Professor der Mineralogie ein Kollegium gehört hatte, den künftigen Förderer der Geologie im Alpengebirge noch so wenig ahnen konnte, als dieser sich die Kenntnisse des Veteranen zu Nutze zu machen im Stande war.

Am Ende des April wurde Wien verlassen und die Reise durch Steiermark und Krain nach Triest fortgesetzt in Gesellschaft „einer alten Französin, die uns alle gleich in Ordnung setzte und natürlich den ersten Platz für sich behielt. Sie war ohne Kenntniß, sprach aber über Alles, wiederholte, was jeder von uns gesagt hatte und behauptete dann assurément, so ist's! Dann eines Tyroler Kaufmanns, der seine Landsleute und uns Schweizer für die ersten Völker der Erde erklärte, von den Franzosen hinter dem Rücken unsrer Dame behauptete, sie trügen alle papierene Manschetten und seien sämmtlich ausgemachte Betrüger, und eines jungen Italiäners, dessen stete Fröhlichkeit uns alle heiter stimmte." Auf der Anhöhe, von der man nach Triest herunter fährt, fühlte sich der Reisende mächtig vom Anblicke des Meeres und seines Ufers ergriffen, in der Seestadt aber von dem bunten Leben, das überall

herrschte. In Venedig traf er am Abend des Tages ein, wo die Vermählung des Doge mit seiner adriatischen Braut statt gefunden hatte. Es folgte aber am zweiten Tag eine Nachfeier, der Escher noch beiwohnen konnte und bei der keine Ahnung zu walten schien, wie nahe die Zeit sei, wo die ungezähmte Meergöttin das Joch ihrer greisen Brautwerber abwerfen werde.

„Frühmorgens, heißt es im Tagebuche, begab ich mich in den „**Palazzo del Principe**". Im ersten Stockwerke sah ich eine Menge von Zimmern, die zu Regierungsgeschäften dienen. Schwarz gekleidete Richter oder Beamtete saßen darin, die mir indessen weder durch Gesichtsausdruck, noch durch Manieren Zutrauen einflößten. Parteien und anfragende Personen erschienen vor ihnen. Man schien Recht zu sprechen über kleine Händel, oder Weisungen und Verfügungen zu erlassen. Alles geschah sehr schnell, so daß in den vielen Dikasterien in kurzer Zeit eine Menge Geschäfte abgethan schienen. In den mit historischen und allegorischen Gemälden verzierten Sälen des zweiten Stockwerkes bewegten sich unter vielen Fremden zahlreiche schwarzgekleidete Herren mit großen Perrücken, die ich für Rathsherren hielt. Mein Lohnbedienter bemerkte mir, es seien Rechtsanwälte. In den Zimmern des dritten Stocks, die noch glänzender ausgerüstet waren, wurde auch das Gedränge noch stärker. Hier bekam ich dann auch die Senatoren zu sehen durch roth damastene Mäntel, mit gleichfarbigen Sammtkragen und ebenfalls mächtige Perrücken ausgezeichnet. Auf einmal entstand ein Getümmel; man rief: „**il serenissimo Principe!**" Ich drängte mich auch hin und sah nun den Doge, vor dem sich alles tief zur Erde bückte. Sein Anzug schien mir abentheurlich. Von den Hüften herab hing ein goldgestickter Rock, über die Schultern ein kurzer zur Mitte des Leibes reichender Mantel von Hermelinfell. Auf dem Haupte trug er eine kleine runde Perrücke mit weißer Mütze und darüber einen goldenen Helm, dessen Hintertheil sich wie ein dickes Horn in die Höhe bog. Der Mann selbst, der unter dieser Bürde seufzte, schien

bejahrt und hatte ziemlich abgelebte und gleichgültige Züge. Ein Geistlicher von weit lebenslustigerm Aussehen, der päpstliche Nuntius, ging ihm zur Seite. Diesen Vorgängern schlossen sich nun die rothgeschmückten Senatoren und alsdann die schwarzen Herren mit den gleichfarbigen Perrücken zur Prozession an. Man trat vor dem Pallaste in große vergoldete Fahrzeuge um zur Kirche auf einer der Inseln überzufahren. Ich folgte nach und wohnte dem sogenannten Gottesdienste bei, der mir seltsam auffiel. Ein Geistlicher wurde zu wiederholtenmalen umgekleidet, mit Bischofstab und Mütze versehen, vor ihm niedergekniet, er nochmals umgekleidet und dann nebst dem Dogen beräuchert. Dabei hörte ich indessen schöne Musik und beim Erscheinen des Zuges im Hafen donnerten von den im Festschmucke neben einander gereihten Schiffen die Kanonen und ertönte das Hurrah der Seeleute. Aus diesem Schlußfeste konnte ich aber sehen, welche Herrlichkeiten ich Tags vorher versäumt hatte."

Noch wurden in Venedig auch den übrigen Merkwürdigkeiten, den Kirchen, den ziemlich dürftig ausgestatteten Schul- und gemeinnützigen Anstalten, der Börse und dem reich versehenen Land- und Seearsenal einige Tage gewidmet, die Abende aber in der Gesellschaft oder dem Familienkreise zweier liebenswürdiger Gelehrter, Sunier und Fossati, zugebracht, an welche Escher theils durch Heyne, theils durch Herrn von Mechel empfohlen war. Bei beiden vernahm er Klagen über Vernachläßigung der Wissenschaften und überhaupt manche Nachricht, welche auf den sich immer nähernden Verfall der einst so mächtigen Republik schließen ließ.

Der Vorsatz, den Denkwürdigkeiten Roms hinreichende Zeit der Betrachtung zu widmen, nöthigte den Reisenden nun, mit möglichster Schnelligkeit nach Neapel, das er vorher noch sehen wollte, zu gelangen. Bologna, Florenz und vor der Hand Rom selbst wurden daher gewissermaßen nur im Fluge berührt und so am Abend des 28. Mai Neapel erreicht. „Sogleich bei Einbruch der Nacht, erzählt Escher, ging ich auf den Molo, welch herrlicher Anblick. In der

Nähe brannte der Leuchtthurm des schönen Hafens. Jenseits der Meeresbucht spie der finstere Vesuv Feuerflammen aus. Hinter mir hob sich die Stadt bis zum prächtigen Hügel des Karthäuserklosters empor, dessen Fenster erleuchtet waren. Über dem Hügel stand der hellglänzende Abendstern, der Horizont war völlig rein. Ich fand mich beim Anblicke des jede Minute gewaltig flammenden Berges gleichsam in eine neue Welt versetzt, dachte mit tiefer Ehrfurcht an den erhabeneu Schöpfer der schönen Natur und fühlte mich unbeschreiblich glücklich. Früh am folgenden Morgen betrat ich wieder den Molo, um den herrlichen Anblick bei Tage zu genießen. Dem kegelförmigen Gipfel des schwarzen Berges entstiegen jetzt nur dunkle Rauchsäulen. An seinem Fuße glänzte das prächtige Portici in einer Reihe von Pallästen, die, mit Neapel zusammenhängend, den Golf umfassen. Auch jetzt stellte sich das Karthäuserkloster auf dem schön beschatteten Hügel über der Stadt in erfreuender Pracht dar. Der Seehafen ist klein, aber ungemein lebhaft, die Stadt selbst hat mit ihren dächerlosen pallastähnlichen Häusern und regelmäßigen Straßen ein gutes Aussehn. Das Ganze bildet einen der schönsten Gesichtskreise die ich noch je sah."

Etliche sich damals in Neapel aufhaltende Mitbürger und Landsleute erleichterten Eschern den Besuch der Merkwürdigkeiten der schönen Stadt. Der Brigadier von Orelli, mit Reform der Kavallerie beauftragt, versicherte, daß ihm die Bildung der Zürcher Miliz-Reiterei ungleich weniger Mühe verursacht habe, als diejenige der Neapolitanischen regulirten Kavallerie und daß er diese mit jener ohne Schwierigkeit aus dem Felde jagen würde. Konrad Geßner, der Maler, lebte im Umgang mit Hackert, Tischbein und andern Künstlern, bei denen sich, von ihm eingeführt, Escher ebenfalls öfters einfand. Lehrreiche Aufschlüsse über die Zustände Neapels, vorzüglich in staatswirthschaftlicher Hinsicht, sowie denn auch über die Naturgeschichte des Landes verdankte der junge Reisende einem geschätzten Naturforscher Fortis. Der größere Theil der Zeit wurde

indeß Ausflügen in die interessante und herrliche Umgegend, in die königlichen Schlösser und Gärten, nach Pompeji, Herkulanum und vorzüglich dann auch der Ersteigung des Vesuvs gewidmet. Über letztere ist eine ausführliche und anschauliche Beschreibung vorhanden, welche indessen hier wegen der großen Zahl bereits bekannter ähnlicher Darstellungen übergangen wird.

Gegen Ende des Brachmonats traf Escher wieder in Rom ein und hier sollten nun die Kunstschätze und Alterthümer der einzigen Stadt nach überdachtem Plane besehen und gewürdigt werden. Der Kupferstecher Lips aus Zürich, der damals in Rom lebte, führte seinen jungen Landsmann bei dem gelehrten Kunstkenner und Cicerone der reisenden und vornehmen Welt, Hofrath von Reifenstein, ein. Von diesem wurde Escher an den bekannten Archäologen Hirt später Professor in Berlin gewiesen, in dessen stetem Begleite nun 23 Tage hindurch ununterbrochen, was die Stadt und ihre Umgegend Merkwürdiges darboten, besucht ward. Gewissenhaft theilte der Lehrer seinem Schüler auf diesen Wanderungen nicht bloß aus dem Vorrath eigener Kenntniß das Nöthige mit, sondern er war hinwieder auch bemüht, den eigenen Kunstsinn desselben zu entwickeln, zu reinigen und auszubilden. Für diesen Zweck ward öfters sein freies Urtheil über irgend einen Kunstvorwurf zuerst verlangt, dann wurden die darin übersehenen Momente und Verhältnisse durch geeignete Fragen herbeigeführt und das erstere damit entweder berichtigt, oder wo das natürliche Gefühlsurtheil sich richtig bewährt hatte, dasselbe durch Nachweisung seiner Begründung zur Erkenntniß gesteigert. Der Unterricht jedes Tages wurde in frühen Morgenstunden niedergeschrieben und so erwuchs dieser Theil des Tagebuches zu einem kleinen Kollegium der Alterthumswissenschaft.

Allein mitten unter den Trümmern der großartigen, aber untergegangenen Vorzeit machte an den kräftigen Jüngling das Leben nur um so mehr seine Rechte gelten. So gewissenhaft er dem unterrichtenden Professor von Steinmasse zu Steinmasse folgte, so

doppelt glücklich fühlte er sich, als ihn wieder außer den Mauern der Zauber der Natur empfing. Sie waren eines Abends mit Einbruch der Nacht nach Tivoli gekommen. „Voll Entzückens, schreibt er, sah ich am folgenden Morgen die Gegend von der aufgehenden Sonne beleuchtet. Stunden lang wäre ich gerne an jeder einzelnen Stelle verweilt, aber immer drängte mich mein gelehrter Führer ihm zu folgen. Wir gelangten an den westlichen Ausgang des tiefen Thalgrundes und es stellte sich die weite Ebene der Campagna di Roma, die hehre Stadt in ihrer Mitte, dar, der Horizont aber war durch das Meer begränzt. Hier schien die schönste Stelle zu sein zur Übersicht der unvergleichlichen Landschaft, die sich in der Morgenbeleuchtung am herrlichsten darstellt. Welch ein Reichthum zusammengedrängter Gegenstände. Alles dieses beurtheilte mein Begleiter als kritischer Kunstrichter; ich aber hatte nur Gefühl für die mannichfache Schönheit, deren Eindruck ein unauslöschliches Bild in meiner Phantasie zurückließ. Wir stiegen nun vollends in's Thal hinunter und nahten uns den überall von den Felswänden niederstürzenden Cascatellen. Die Morgenbeleuchtung verlieh ihnen einen zauberischen Reiz. Ich wollte zeichnen; mein Kunstmentor aber, der von unerreichbaren Tönen sprach, schreckte mich davon ab. Nur ungern verließ ich die Stelle." Im Allgemeinen waren es auch immer auf seinen Reisen mehr die Spuren der Natur und die Offenbarungen im wirklichen Menschenleben, die Eschern anzogen, als die Denkmale einer nicht mehr vorhandenen und nicht wieder zurückkehrenden Vorzeit, so auch in Rom, wo diesen der Wanderer sonst mit jedem Tritte begegnet, sei es weil ihm in der That die klassische Vorbildung abging, oder weil sein gelehrter Mentor bei allem Wissen den Geist doch nicht mehr heraufzubeschwören vermochte, der einst die nun todten Räume belebte. Ebenso wurde ein regeres Kunstinteresse durch den vorwaltenden Sinn für das Nützliche und Praktische bei ihm danieder gehalten und als ihn beim Abscheidsbesuche der Hofrath von Reiffenstein aufgefordert hatte,

seine Mitbürger zu mehrerer Kunstkultur anzuspornen, indem Zürich wenigstens ein halbes Dutzend Zöglinge in Rom unterhalten sollte, schrieb er in sein Tagebuch: „Wir dürfen uns nicht durch Kunstliebhaberei einschläfern lassen. Bei uns darf der Menschenfreund noch frei und zufrieden den Menschen und Bürger im wirklichen Leben betrachten und ein rechtschaffener Richter ist für die Gesellschaft nützlicher als selbst ein Raphael. Dort, wo überall nur Unterdrückung, Armuth und Laster zu sehen sind, mag man Erheiterung in schönen Bildern suchen. Wo talentvolle Männer von der öffentlichen Wirksamkeit im Staate ausgeschlossen sind, mögen sie sich den Künsten widmen, insofern sie nicht die Wissenschaften vorziehn. In Freistaaten steht dem Bürger ein edlerer Wirkungskreis offen. Wir sollen für das Wohl unsrer Mitbürger arbeiten und dabei muß die Kunst, die doch immer mit einem gewissen Grad von Schwäche und Weichlichkeit der Sitten verbunden ist, in den Hintergrund treten."

Von Rom erfolgte nun die Rückreise über Florenz, Lucca und Pisa nach Livorno und von da zu Wasser nach Genua, wo der junge Landsmann, von einer kleinen Kolonie schweizerischer Kaufleute freundlich aufgenommen, etliche angenehme Tage verlebte, auch die in Unteritalien eingesammelten und hieher gesendeten vulkanischen Erzeugnisse wieder in Empfang nahm. Diese und eine kleine Sammlung von Kupferstichen verursachten dann an der mailändischen Gränze unangenehmen Aufenthalt und erhielten nur vermittelst ansehnlichen Transitzolles Eingang. Noch schlimmer ging es einem ebenfalls kleinen, doch mit vieler Sorgfalt angelegten, italiänischen Herbarium. Es ward durch die rohe Behandlung der Mauthangestellten völlig verdorben. Nach kurzem Aufenthalte in Mailand und Turin wurde voll froher Erwartung das Alpengebirge wieder erstiegen. „Hinter Susa hebt sich allmälig die Straße und biegt sich in die Gebirgsbecken herum, wobei stets wechselnde Ansichten einander folgen. Wilde Bäche strömen von allen Seiten rauschend nieder; dunkle Tannenwälder bekleiden die steilen Gebirgsabhänge und unterbrechen

die kahlen in imponirender Größe emporstarrenden Felswände. Dieser Anblick, die leichtere Luft, die ich einathmete und die Annäherung an's theure Vaterland stimmten mich sehr vergnügt. Meine in der schwülen Hitze erschlafften Nerven wurden wieder neu gestärkt, ich fand mich kräftiger und zu höherer Wirksamkeit ermuthigt. Die majestätische Natur wandte meine Aufmerksamkeit und Bewunderung neuerdings ihrem Schöpfer und Urheber zu und ich fühlte mich als freier Mensch und Schweizerbürger über die Maßen glücklich. In Novalese übernachtete ich und am frühen Morgen erstieg ich, ein Maulthier reitend, den Berg Cenis. Die gut gepflasterte Straße hebt sich schlängelnd am gleichförmig steilen Gebirgsabhang. Bald sieht man auf Novalese hinab, das, eingeklemmt in den engen Thalgrund, denselben ausfüllt. Nach und nach öffnet sich die Aussicht wieder auf die bereits entfernte Ebene von Piemont, die aber auf der Höhe des Passes wieder verschwindet. In einer Alphütte, welche mich an die vaterländischen angenehm erinnerte, wurde gefrühstückt. Über eine Stunde weit führt der Weg nun durch ein hohes Thal, worin etliche kleine Seen liegen. In grasreichen Ebenen zwischen denselben finden sich einzelne Alpenhütten und hoch ragen verschiedene Felsenfirsten aus den Gebirgsketten empor, die das Thal zu beiden Seiten umschließen. Die stille Alpennatur war mir ein erquickender Tausch gegen die nicht ungerne verlassenen Gefilde Italiens. Den nördlichen steilen, doch ziemlich grasreichen Gebirgsabhang in's Dorf Leneburg stieg ich zu Fuß hinab. In St. André ward an diesem und in Aiguebelle am folgenden Tag übernachtet. Von hier öffnet sich das Thal allmälig und die entferntern Gebirge senken sich in anmuthigen Hügeln in den fruchtbaren Thalgrund hinunter. Durch Chambery und Aix, wo nochmals Nachtquartier genommen ward, wurde die Wanderung fortgesetzt und froh begrüßte ich den 21. August in der gespanntesten Erwartung, heute mein Vaterland wieder zu betreten und in dem geliebten Genf meine jüngste Schwester und meinen Freund Vaucher zu um-

armen. Der Weg führte durch eine schöne Landschaft, aber meine Einbildungskraft war anders als mit diesen Umgebungen beschäftigt. Gegen Mittag erkannte ich das Gebirge der Saleve, wodurch mein Gefühl noch mehr gehoben ward. Ich eilte dem Wagen voran, ich sah nur vorwärts von einem Hügel zum andern, immer in Hoffnung den Genfersee zu erblicken und oft in der Erwartung getäuscht. Endlich gegen fünf Uhr Abends erblickte ich ihn und die schöne Stadt an seinem Ufer. Welche Freude bei diesem Anblick! Dort, sagte ich mir, ist Schweizerboden, und die wärmsten Empfindungen der Vaterlandsliebe durchglühten mich. Ich übersah die schönen Ufer der glücklichen Waadt vom Jura begränzt, in welchem ich die hohe Dole erkannte. Ergriffen bei diesem Anblick von den mannigfaltigsten Gefühlen leistete ich ein stilles Gelübde unwandelbarer Vaterlandsliebe und einen heiligen Schwur, dem theuern Lande mich hinzugeben und aufzuopfern, wenn es je meiner bedürfe. Nun folgten sich viele anmuthige Erinnerungen der frohen Tage, die ich an den schönen Gestaden des im strahlenden Glanze sich vor mir ausbreitenden See's verlebt hatte. Ich erblickte Morsee und Aubonne, zwischen denen ich so viele einsame Abendspaziergänge gemacht hatte. Vor Allem aber zog Genf mich an, über welches die ehrwürdigen Thürme emporragten. Ich erkannte St. Antoine und dachte mir hinter jenen Gebäuden die Wohnung meines Freundes, dem alle meine dankbaren Empfindungen sehnsuchtsvoll entgegeneilten. Die schöne Abendbeleuchtung erhöhte noch den Reiz dieser Rückkehr in's Vaterland. Der Saleve und die entferntern Gebirge glühten im Abendroth und die blendende Spiegelfläche des See's vollendete das hehre Gemälde. Auch über jene Gebirge hinaus flog meine Einbildungskraft bis zu meinen Freunden in Bern und nach dem über alles theuern Zürich. Der Wagen hatte mich inzwischen eingeholt, ich bestieg ihn wieder und es ging rasch vorwärts. Bald erkannte ich die Gegenden, die ich so oft mit meinem Freunde durchwandert hatte. Schon fuhren wir durch Carouge,

wo nunmehr Genf in voller Pracht vor mir stand. Ich zitterte vor Freuden bei der Einfahrt und eilte meine Schwester aufzusuchen, die ich als Kind verlassen hatte. Jetzt war sie erwachsenes Mädchen. Bald trat auch Baucher in's Zimmer und vollendete durch seine freundschaftliche Umarmung mein Entzücken."

Mit diesem Freunde wurde nun zum Besuche auch der ältesten Schwester, welche für die gehoffte Herstellung ihrer Gesundheit einen Aufenthalt in Montpellier machte, noch ein kurzer Reiseausflug dorthin unternommen; dann die Heimreise über Bern vollendet und den 21. Herbstmonat 1788 das väterliche Haus wieder betreten. Das Tagebuch schließt mit den Worten: „Und nun auf immer dein, o Vaterland!" *)

4. Verhältnisse und Geschäftsleben bis zum Ausbruche der helvetischen Revolution.

So hatte dann mit zurückgelegtem ein und zwanzigstem Altersjahr der junge Mann die Vorbereitungsstudien, so weit fremde Leitung und Anschauung fremder Zustände dazu erforderlich waren, vollendet und älterlicher Beistand, sowie eigene Anstrengung redlich das ihrige beigetragen, sie möglichst fruchtbar zu machen. Ihm selbst war es Ernst, dem Vaterlande bald die Schuld abzutragen, deren Heiligkeit von seinen edelsten Söhnen jederzeit auch am aufrichtigsten anerkannt ward. Eigene Neigung und sein bisheriger Bildungsgang wiesen ihm die richtigsten Pfade zur Ausführung. Klug und entschlossen genug, um in den wichtigsten Fällen zunächst bei sich selbst

*) Soweit schließt sich die Darstellung in allem Wesentlichen durchaus jener bereits erwähnten Usterischen Vorarbeit an. Weggelassen wurden aus derselben nur solche Stellen des Reisetagebuchs, welche bereits auch anderwärts beschriebene Gegenstände oder Merkwürdigkeiten schildern, sodann eine Reihe von Auszügen aus den in Göttingen unter Heynes Leitung ausgearbeiteten historischen Abhandlungen.

Rath zu suchen, verschmähte er dennoch auch denjenigen erfahrener älterer und treuer jüngerer Freunde nicht und er hatte bei seinen Geistes- und Herzenseigenschaften derselben so achtungswerthe gefunden, daß die Einsicht seines in dieser Periode noch besonders lebhaft geführten Briefwechsels mit denselben ein ungemein anziehendes Bild vereinigter nicht gewöhnlicher Kräfte und eines edeln Strebens gibt. Vorzüglichen Einfluß übten auf ihn außer Usteri und Lavater, mit denen er nun in der Vaterstadt wieder vereinigt war, Kastenhofer aus Bern, die Brüder Rengger aus Brugg*) und sein ehemaliger Erzieher Vaucher in Genf, dem er beinahe wöchentlich von seinen Erlebnissen Nachricht ertheilte und eben so regelmäßige Antworten zurückerhielt. Wenn in Rücksicht auf methodische Schul- und positive Berufsbildung alle diese Freunde über Eschern standen, der für ein ausschließend zu betreibendes Berufsfach sich noch nicht entschieden hatte, so anerkannten sie hingegen sämmtlich dessen richtigen Blick in alle Lebensverhältnisse, sein reines und unermüdliches Streben nach eigener Vervollkommnung und seine früh errungene Charakterfestigkeit. Usteri, der sich ihrer beiderseitigen Uebereinstimmung in politischen Ansichten freut, stellt ihn in Bezug auf leidenschaftloses Urtheil über sich; die beiden Rengger sahen zu ihm mit einer Art von Verehrung empor. „Schadlos, schrieb ihm der jüngere aus Wien im Juni 1788, müssen deine Briefe mich halten für deinen persönlichen Umgang, den deine offene, heitere, stete Seele, dein immer entgegenkommendes Herz, deine unerschütterliche Festigkeit jedem deiner Freunde so unersetzlich macht; und schadlos werden sie, wenn nicht das Herz, doch wenigstens den Geist halten durch fernere Nachricht über das ruhige Fortschreiten deiner Selbstbildung, durch

*) Der ältere, Samuel, erst reformirter Pfarrer in Baden, starb 1802 als Pfarrer in Zimmerwald Kantons Bern; der jüngere, Albrecht, Doktor der Arzneikunde, später helvetischer Minister des Innern und während der Jahre 1815—1820 Mitglied der aargauischen Regierung, starb 1835. Über ihn s. das kürzlich erschienene Werk „Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, herausgegeben von Ferdinand Wydler.“ Zürich, Schultheß. Zwei Bände.

dein immer reges Nachdenken über alles, was dir vorkömmt und durch die treffenden Gesichtspunkte, die du stets für dein Urtheil zu gewinnen weißt. Siehe das sage ich nicht jedem in's Gesicht; meinem Escher aber sage ich alles." In gleichem Sinne äußerte sich von demselben Orte aus in einem Schreiben vom nämlichen Tage auch der ältere Bruder: „Der unglückliche Felsen, an dem du scheitertest, war uns gewiesen worden *). Ich stand auf dem Verdeck und meine Augen waren fest auf den Ort gerichtet, wo so leicht der Diamant aus der Krone unsrer Freundschaft hätte zu Grunde gehen können. Nein, dachte ich, Oestreich darf bei Gott nicht auch nur die Hülle verschlingen, in der eine so redliche, so edle Seele wohnt. Aus Schweizererde ist sie geformt und zur Schweizererde soll sie zurückkehren."

Unter den Gegenständen, die in Eschers damaligem Briefwechsel oft und mit Ernst berührt werden, tritt besonders die Religion hervor. Die rationalistische Zeitrichtung jener Jahrzehnte hatte ihren Einfluß auch auf ihn geltend gemacht. Bei der Reinheit seines Herzens indessen und dem feinen Pflichtgefühl, das ihn belebte, war der dadurch angeregte Skeptizismus nicht von nachtheiligen Folgen für sein praktisches Leben begleitet, wol aber beunruhigte er ihn bisweilen im Denken. Er fand sich auf einen Kampfplatz widersprechender Behauptungen versetzt, ohne daß er jederzeit zwischen denselben das Wort der Entscheidung zu finden vermochte. Während der eine der Brüder Rengger, der Arzt und nachherige helvetische Minister, ihm das Studium Rousseaus empfahl, „der ihn sowol in Bezug auf religiose und politische Gegenstände auf den rechten Weg geführt habe" und Escher ihm dafür dankte, hörte er doch gerne auch den jüngern Bruder, der mit Liebe der Theologie sich zugewendet und damals gerade die reformirte Pfarrstelle in Baden erhalten hatte, und wenn er für seine Person jedem bloßen Autoritätsglauben abge-

*) Siehe S. 60.

neigt, auch in Religionssachen nur von redlicher Prüfung fruchtbare Erfolge erwartete, so ärgerten ihn hinwieder muthwillige Angriffe des einfachen Volksglaubens. „Das Wegphilosophiren der Religion, schrieb er an Dr. Rengger, in der **Chronique de Paris** gefällt mir nicht. Die meisten Menschen gründen doch ihr ganzes Glück auf die Hoffnungen derselben und warum diesen ihren Trost rauben? Nimm deinen Bruder z. B., den der Gedanke an ein bloßes „Vielleicht" im Innersten erschüttert. Wir spazierten letzthin in eine interessante Gegend gleich hinter Baden und sprachen von Gott und Zukunft. Der eifrige Prediger war ganz Gefühl und glaubte sich schon im Himmel. Ich sah ihn noch nie so ergriffen und warum denn ihm den Genuß dieser Ekstase nicht herzlich gern gönnen? besonders da in uns selbst so vieles dafür spricht und kein philosophischer Beweis dawider ist? Überhaupt urtheilt dein Bruder sehr unbefangen für einen Pfarrer, der von der Religion sein Brod hat. Ich sprach noch mit keinem Schwarzröckler, der frei und groß von Gott denken so gut mit der Bibel und mit der helvetischen Konfession zu vereinigen weiß." Auch mit seinem Freunde und ehemaligen Lehrer Baucher behandelte Escher in mehrfachen Briefen dasselbe Thema. Dieser, zwar ebenfalls Theologe, aber wie Escher zugleich Naturforscher und Mathematiker, führte den Kampf auf eine für den letztern besonders anregende Art. Er machte ihn auf die Lücken und Irrthümer in seinen Schlußfolgerungen aufmerksam und auf die Oberflächlichkeit der Behauptungen so mancher Schriftsteller, die damals in den vordersten Reihen der sogenannten Aufklärer glänzten; er führte ihn auf die Prinzipien zurück, wies ihm nach, wie ungenau er bisher in der Festsetzung dieser zu Werke gegangen sei und überzeugte ihn besonders von dem Bedürfnisse, erst die Natur, die Verfahrungsart und die Gränzen der menschlichen Urtheilskraft selbst kennen zu lernen, ehe es möglich sei, an ihrer Hand zu sichern Resultaten zu gelangen. So entstand denn bei Eschern der Entschluß, mit allem Eifer die Schriften Kants zu studiren, die damals gerade anfingen, in unserm

Vaterlande Aufsehen zu erregen; allein noch trat ein Ereigniß ein, das die Ausführung desselben für einige Zeit bei Seite schob.

Im Hause der Verlobten seines Freundes Lavater wurde Escher mit seiner nachherigen Gattin, Regula von Orell, der Tochter Salomons von Orell, Gerichtsherrn von Baldingen, eines Mannes bekannt, der als eines der angesehenern Mitglieder des damaligen Rathes in Staatsgeschäften vielfach gebraucht wurde, seine spätere Muße aber wissenschaftlicher Beschäftigung widmete*). Die Familie erfreute sich eines glücklichen Wohlstands. Die äußere Anmuth der Tochter wurde gehoben durch anspruchloses Wesen und offene Natürlichkeit. Wie Eschers lebhafte Einbildungskraft sich frühe schon Ideale der Menschheit und des Vaterlandes geschaffen hatte, so auch der edeln Weiblichkeit. Ein solches glaubte er in seiner Geliebten verwirklicht zu finden und mit aller Gluth unentweihter Jünglingskraft gab er sich den süßen Gefühlen hin. Eine gewisse Neigung zu Schwärmerei und Empfindsamkeit, ohnehin nicht ungewöhnlich in jener Zeit hoher Bewunderung der Geßnerschen Idyllen, wurde bei ihm noch vermehrt durch die Liebe zur Einsamkeit, in der er ungestörter dem Zuge seines Herzens und den Träumereien der Einbildungskraft sich hingab. Sein Tagebuch und die damaligen Briefe an vertraute Freunde sind voll von Beweisen hiefür. Sie zeigen aber zugleich, wie bald wieder sein heller Verstand und das Bedürfniß eines praktischen Strebens gegen diese verführerische Richtung in die Schranken trat. Einige Bruchstücke seiner eigenen Äußerungen werden indessen am beßten dieses nachweisen. „Sei willkommen, schreibt er bei Gelegenheit eines Spazierganges nach einem Hügel

*) Es erschien aus seiner Feder im Jahr 1797 eine biographisch-historische Arbeit „Aloysius von Orelli nebst Fragmenten aus der italiänischen und Schweizergeschichte und dem Gemälde der häuslichen Sitten der Stadt Zürich" bei Ziegler und Söhne. Ein kompetentes Urtheil über diese Arbeit s. in Ferdinand Meiers „Die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung und Schicksale." Zürich, bei Höhr 1836. Vorw. S. IX ff.

in der Nähe von Keffikon, einsame Gegend, die ich schon als Kind so gerne besuchte, weil sie mich ihrer stillen Ruhe wegen zum Nachdenken über mich selbst reizte und mir auch jetzt wieder jene Tage der Kindheit in ihrer ganzen Anmuth vor Augen stellt. Theuerste meines Herzens, wärest du mir jetzt zur Seite, daß ich dir mit gewohnter Offenheit meine Gefühle schildern könnte. Ich will es schriftlich zu thun versuchen. Schon als Knabe, wenn ich mich von der Stadt weg nach dieser stillen Gegend gesehnt hatte und darin glücklich fand, besuchte ich öfters dieselbe, um den Untergang der Sonne bewundernd zu betrachten und die Gefühle zu wecken oder zu nähren, die nach und nach meine Empfindsamkeit steigerten. Dieses machte mich nachdenkend und schwärmerisch. Allezeit war meine Einbildungskraft mit Plänen für die Zukunft beschäftigt, die bald auf beglückte Liebe, bald auf übermenschliche Tugend, dann wieder auf irdische Größe oder eine Art von Allwissenheit hinzielten. Auf einige Jahre wurde ich aus dieser Gegend entfernt und inzwischen entwickelten sich in mir die Keime aller menschlichen Leidenschaften. Unmittelbar nach meiner Rückkehr besuchte ich diese Stelle wieder. Sie war still und ruhig geblieben; ich aber fand jene Ruhe, die damit übereinstimmte, nicht wieder in meinem Herzen. Ich dachte mich nun in die Jahre zurück, in denen meine Einbildungskraft sich noch mit jenen reinen Bildern beschäftigt hatte, während mich jetzt niederschlagende Gefühle und eine Art Schwärmerei, die von Empfindelei herrührte, beunruhigten. Nicht ohne Schmerz sah ich dem zweiten Zeitpunkt entgegen, der mich nochmals aus der Ruhe dieser Gegend entfernen sollte. Er ging vorüber und auch im vorigen Jahr nach meiner zweiten Rückkehr besuchte ich den Ort mit neuer Rührung und meine Sehnsucht nach Liebe fand nunmehr volle Befriedigung. Aber dennoch wie seltsam kreuzen sich meine Gefühle! Ich brenne vor Liebe für ein Mädchen, das mein früheres Ideal weit übersteigt, die wärmste, die edelste Gegenliebe lohnt meine Gefühle; meine ganze Lage ist beneidenswerth, alles kommt meinen Wünschen

entgegen und doch bin ich in der Gegend, die so viele frohe Erinnerungen weckt, immer noch unruhig und mein Herz ist beklemmt. O Schwäche des Menschen. Die Entfernung zweier Tagereisen von dem Gegenstande meiner Liebe reicht schon hin, mich sonst kaltblütig überlegenden, eingebildeten Philosophen in diese ängstliche Beklemmung zu versetzen. Wie schwach bin ich, der ich mich so stark glaubte!“ — An seinen Freund Rengger aber schrieb er: „Ich lebe glücklich in den Armen einer Geliebten, die ich beinahe anbete. Nicht für möglich gehalten hätte ich diese Seligkeit. Wahrlich eine andere als die alte burschikose Fidelität. Der Gedanke an mein Glück ist so lebhaft, so feurig, daß ich zu jedem Geschäft, zu jeder Geistesanstrengung vollkommen untauglich bin, immer außer mir selbst, nicht bei Verstande.“ — Doch schon nach kurzer Zeit folgte dieser bei dem zwei und zwanzigjährigen Bräutigam so begreiflichen Gefühlsschwelgerei wieder eine ruhigere und gehaltene Stimmung. „Sollte ich, schrieb er noch kurz vor der Verheirathung in sein Tagebuch, nicht im Stande sein, deine Erwartungen, Geliebteste meines Herzens, zu befriedigen, so gehe diese gewünschte Vereinigung lieber zu Trümmern! Solltest aber Du meinen Erwartungen nicht entsprechen, o daß ich alsdann Dich nie empfinden lasse, wie meine Hoffnungen getäuscht wurden. Nie soll Dir der Ausdruck der Gleichgültigkeit von meiner Seite eine trübe Stunde machen. Gerne will ich Unangenehmes ertragen, wenn nur Du glücklich bist,“ und eine andere ähnliche Stelle endigt mit folgendem Gebet: Höre, allgütige Vorsehung eines deiner Geschöpfe, dessen Gefühle nur Dank und Anbetung sind. O laß diese immer gleich warm in mir, deine Nähe mir immer gleich fühlbar sein. Erhalte in der Freundin meines Herzens die gleichen Gefühle von Einigkeit und Zärtlichkeit, welche mich ununterbrochen gegen sie erfüllen! Äufne ihr Glück durch die Verbindung mit mir. Ich bitte dich um kein anderes Glück, als um die beständige sichere Fortdauer des ihrigen. Mit jedem Tage seien unsre Liebe, unsre gegenseitige Offenheit inniger

und vollständiger, damit wir jeden Tag uns gegenseitig besser machen, unsrer wahren Bestimmung näher rücken und uns öfters in der Anbetung Deiner Allmacht gemeinschaftlich Dir annähern mögen! O gütiger Vater, schenke mir immer die Kräfte meiner Bestimmung zu entsprechen, die Gelegenheit und den Muth, Gutes zu thun. Segne mein Vaterland und laß mich immer so leben, daß ich einst von Gerechten geschätzt und mit innerer Zufriedenheit auf meine Laufbahn zurückblicken kann!"

Den 24. August 1789 an Eschers drei und zwanzigstem Geburtstage fand die Hochzeit statt, der sich eine Reise nach Stuttgart und München anschloß. Den 12. Herbstmonat trafen die neu Vermählten wieder in der Heimath ein. Der junge Ehemann hatte im Briefwechsel mit seinem Freunde Baucher als besonders günstigen Umstand auch die Altersgleichheit mit seiner Gattin hervorgehoben. Baucher schrieb ihm darüber: Ich habe Ihren Brief voll Entzückens vollständig auch meiner theuern Mutter mitgetheilt. Sie hat darüber gelächelt und ist nicht in allen Dingen Ihrer Ansicht. Sie behauptet, daß dieses Verhältniß der Altersgleichheit in der Ehe, welches Sie als so besonders günstig darstellen, dieses nicht sei, weder vom Standpunkte der Natur, noch von demjenigen des geistigen Lebens beurtheilt. Vom Standpunkte der Natur nicht, weil diese das weibliche Geschlecht lange vor dem männlichen zur Reife befördert während sie hingegen dem letztern länger die physische Kraft erhält; und in Bezug auf das geistige Leben darum nicht, weil auch hier beim Weibe die Entwicklung rascher als beim Manne vor sich gehe, so daß in einer Ehe, wo beide Gatten 20 Jahre alt seien, derjenige, welchem die Leitung zustehe, gemeiniglich noch aller Erfahrung ermangle und deßwegen selbst die Frau nöthige und gewöhne, eine Autorität zu üben, die ihr nicht zukomme." Von der Richtigkeit dieser Behauptung sollte sich Escher während der ersten Jahre der Ehe selbst überzeugen. Wie groß auch die Liebe der Gattin war, sie theilte die schwärmerische Stimmung des jungen Mannes nicht, und

die weiche Hingebung, die er Anfangs ihr gegenüber zeigte, beförderte bei einer zarten Gesundheit derselben, die Schonung und sorgsame Pflege erheischte, eher eine gewisse Reizbarkeit, die anfänglich störend auf das häusliche Verhältniß einzuwirken drohte. Wie empfindlich aber auch solche Störungen sein mochten, sie haben sich nach Eschers mehrfachen Äußerungen wohlthätig erwiesen. Die ernste Selbstprüfung, zu der sie veranlaßten, gab dem Verstande diejenige Stärke und die Rechte zurück, welche die Phantasie ihm unziemend abzunehmen versucht hatte. Aus den Kämpfen mit einer fast übermächtig gewordenen Empfindelei und Ängstlichkeit, die zu unmännlicher Schwäche führen konnte, ging eine richtigere Ansicht der Verhältnisse hervor, neues Selbstvertrauen und der Entschluß, durch eifrige, wissenschaftliche Beschäftigung diese festzuhalten, jene abzuwehren und künftighin seine eigene selbstständige Bahn zu verfolgen. Mit der Ausführung dieses Entschlusses fand sich das häusliche Glück, wofern dasselbe eine kleine Weile gefährdet scheinen konnte, auch wieder neu befestigt. Die Gattenliebe hatte keinen Abbruch gelitten. Statt der täuschenden und unsichern war dem Einklange der Herzen eine feste und zuverlässige Grundlage zu Theil geworden und die Ehe durfte späterhin in allen Beziehungen eine musterhafte und glückliche genannt werden.

Mit dem Beginne eines selbstständigen Familienlebens empfand Escher zugleich das Bedürfniß des Entwurfes einer bestimmten Tagesordnung. Der kaufmännische Beruf ließ ihm in der Weise, wie er zu jener Zeit betrieben ward, bedeutende Muße übrig. Ihm waren in der Regel die drei Stunden unmittelbar vor dem Mittagessen gewidmet. Vier andre Morgenstunden, denn Escher hatte sich gewöhnt um fünf Uhr bei der Arbeit zu sein, nahmen die Geologie, welche immer mehr sein Lieblingsstudium wurde, nebst ihren Hülfswissenschaften, der Briefwechsel mit Freunden und das Frühstück im Kreise der Seinigen in Anspruch. Der Nachmittag gehörte dem Studium der Mathematik, der Philosophie und der Staatswissen-

schaften; der spätere Abend, wenn er nicht in gemeinnützigen Gesellschaften, oder für Arbeiten solcher Art verwendet wurde, dem Lesen von Tagesblättern.

Ein Hauptbedürfniß war ihm tägliche gewissenhafte Selbstprüfung. In ihr sah er das unerläßliche Mittel zu der von ihm mit rastlosem Eifer angestrebten Vervollkommnung. Es hing diese Ansicht mit seiner religiösen Richtung zusammen, die in allem auf's Praktische ging und ohne die Nothwendigkeit eines höhern Beistandes zu verkennen, zunächst von eigener Wachsamkeit und Anstrengung das Fortschreiten in allem Guten erwartete. „Gestern, schrieb er am zweiten Weihnachtstage des Jahrs 1790 in sein Tagebuch, wohnte ich mit lebhaften Gefühlen und festen Entschlüssen, eifrig an meiner Vervollkommnung zu arbeiten, dem Tische des Herrn bei und Abends während der Predigt vollendete ich meinen schriftlich abgefaßten Plan zu methodischer Selbstprüfung." Es bestand dieser Plan in einer Art von Tabelle, die in systematischer Ordnung eine Reihe von Gewohnheiten oder Eigenschaften in ihrer schädlichen Ausbildung nach verschiedenen Seiten hin aufzählte, um auf diese Weise alle die Klippen übersichtlicher unter Augen zu haben, vor denen es nöthig sei, auf seiner Hut zu sein. Mag auch in einer solchen nach Tabellen geübten Wachsamkeit ein Anschein von Pedanterie liegen, gewiß trug sie dennoch wesentlich dazu bei, seinem Charakter allmälig zu einer Stetigkeit zu verhelfen, welche später auch das Bedürfniß periodischer Selbstprüfung vereinfachte, so daß schon nach wenigen Jahren an die Stelle des regelmäßig geführten Tagebuches allgemeiner gehaltene Jahresrückblicke traten, die aber gewissenhaft bis zum Ende seines Lebens fortgeführt, ein anschauliches Gesammtbild seiner geistigen und moralischen Vervollkommnung, seiner Lebensschicksale, wie seiner Berufsthätigkeit geben.

Wie lebhaft Eschern damals zugleich das Studium der Kantischen Philosophie beschäftigte, das ihm besonders noch von seinem Freunde Lüthard in Bern empfohlen worden war, und welchen Einfluß das-

selbe auf seine Anschauungsweise gewann, geht aus einem in jener Zeit besonders niedergeschriebenen Aufsatze hervor, den er „der Traum“ betitelte. „Ich glaubte, heißt es darin, jenseits des Grabes in eine aus reinerem und einfacherem Stoffe gebildete Welt versetzt zu sein, ich sah auf mein ganzes früheres Dasein zurück und fühlte dabei eine unnennbare Ruhe des Geistes. Eine Seele von einfacher, also unzerstörbarer Natur war mein Wesen. Dieses noch ohne erhaltene körperliche Eindrücke war auch ohne Vorstellungen, ohne Einbildungskraft. Gott, die Grundursache alles Daseins und alles Lebens, versetzte diese Seele in einen Körper und auf die Welt. Hier empfing sie mittelst der Sinnesorgane Eindrücke, welche ihr Begriffe gaben und ihre Einbildungskraft beschäftigten. Diese Eindrücke, durch äußere Verhältnisse, in die sich der Körper versetzt fand, bestimmt und abhängig, erregten wechselnde Gefühle von Glück und Unglück, welche ich nun wieder vom Körper frei geworden, für völlig gleichgültig ansah, weil beide gleichmäßig zur Ausbildung der Seele beigetragen hatten. Die Trennung von ähnlichen Wesen durch Auflösung der zusammengesetzten Materie des Körpers, jede Art von Empfindung dieses Körpers, den die Seele bewohnte, innere Gefühle der Seele selbst, die sie dazumal noch einzig durch körperliche Eindrücke erhielt; — dieses alles schien mir nun völlig gleichgültig zu sein und ich sah mit einer vollendeten innern Zufriedenheit auf das Leben zurück, in welchem mein Geist Eindrücke aller Art erhalten hatte, die ihn nun zu höhern Begriffen fähig machen. Ich erblickte Vollkommenheit und Planmäßigkeit in dem Lebensgange, zu dem ich mich jetzt erhoben fühlte. Alle Schicksale, denen ich vorhin so oft, selbst mit meiner gänzlichen Vernichtung ausgewichen wäre, schienen mir nun gerade das zu sein, was dem Geiste die höchste Entwicklung gab und alle Sorgen, die mich früherhin beängstigt hatten, waren mir jetzt ebenso viele Beweise damaliger gänzlicher Unwissenheit über den Zweck meines Daseins auf Erden. Ich erwachte mit diesen überirdischen Empfindungen,

jene finstern Ansichten hatten sich zerstreut und ich faßte den Entschluß, von nun an bei allen meiner wartenden Schicksalen auf jene höhere Bestimmung hinzublicken, zu der die Seele des Menschen durch das Leben auf der Erde vorbereitet werden soll."

Hand in Hand mit den philosophischen Studien gingen fortwährend die naturwissenschaftlichen und die Geologie besonders war es, welche die Thätigkeit des ernsten und gründlichen Forschers in steigendem Maße in Anspruch nahm. Ein kräftiger und keine Anstrengung scheuender Körper und die Gewohnheit einfacher Lebensart kamen ihm dabei vorzüglich zu statten und bereits mit dem Jahr 1792 begannen die wissenschaftlichen Alpenwanderungen, welche von da an nie ohne Steinhammer und Wärme- und Höhemesser vorgenommen wurden. Über die Ergebnisse dieser zahlreichen Wanderungen und im Allgemeinen über Eschers Verdienste um die Wissenschaft, unter deren Beförderern er bald einen anerkannten und ehrenvollen Rang einnahm, wird als Anhang ein Wort von kundigerer Hand folgen. Wir schalten hier wenige Linien aus seiner Beschreibung einer der ersten dieser Wanderungen, die er in Gesellschaft des sehr unterrichteten Berghauptmanns Gruner von Bern im Jahr 1793 unternahm, nur darum ein, weil sie zeigen, wie Eschers Aufmerksamkeit und Hülfsbegierde sich schon damals jenen unglücklichen Gegenden zuwendete, deren Retter und Wohlthäter er später zu werden bestimmt war. Die Reise ging durch Sargans und Graubündten. „Bei der Ziegelbrücke, heißt es in der Beschreibung, fließt die Glarner- mit der Wesener-Linth zusammen. Da aber die erstere immer viel Geschiebe und Sand mit sich führt und ihr Bette allmählig erhöhet, so findet die letztere keinen Abzug mehr, sondern sie ist eigentlich eingedämmt, wodurch der Wallensee erhöht wird und die ausgedehnten Versumpfungen dieser Gegend begründet werden. Jedes andere Mittel als die Leitung der Glarner Linth in den Wallensee möchte nicht nur nicht zureichen, sondern vielleicht eher das Übel noch weiter verbreiten. In Niederurnen besuchten wir einige

Gemeindevorsteher, um sie zu befragen, ob sie in Folge der unter ihnen vertheilten Meierschen Einladung*) zu kräftiger Selbsthülfe gegen das furchtbar zunehmende Verderben ihres Thales entschlossen wären, aber da fanden sich weder richtige Begriffe über die Rettungsmittel, noch Muth und Entschlossenheit zur Anwendung derselben."

Die gemeinnützige Denkungsart Eschers hatte ihn bald nach seiner Verheirathung auch den Mitgliedern einer wohlthätigen Gesellschaft zugeführt, die der als Arzt ausgezeichnete Chorherr Rahn in Verbindung mit einigen Freunden gestiftet hatte. Dieselbe suchte bedrängten Mitbürgern Beistand zu leisten, für bessere Bildung der jungen Handwerker zu sorgen, durch Auswahl und Verbreitung guter Bücher bei'm größeren Publikum und vorzüglich dem weiblichen Ge-

*) Der würdige Rathsherr, Rudolf Meier von Aarau (s. über denselben „Vater J. Rudolf Meier, Bürger von Aarau." Eine Denkschrift von Ernst August Evers. Aarau 1815), Präsident der helvetischen Gesellschaft im Jahr 1792, hatte in seiner damaligen Eröffnungsrede den Jammer der Versumpfungen beim Ausflusse des Wallensees und im Linththale höchst rührend dargestellt, indem er zugleich die Vaterlandsliebe der Eidgenossen für Abhülfe und Rettung in Anspruch nahm. Beim Zusammentritt der Gesellschaft im folgenden Jahr erneuerte er diese Anregung. Da er in der Ansicht stand, die Hülfe müsse durch Räumung des Linthbettes, in welches die Gewässer des Wallensees abfließen, erzielt werden, hatte er theils den obenerwähnten Aufruf an die Bewohner des Linththales drucken und vertheilen lassen, worin er sie aufforderte, durch vereinte Anstrengungen Hülfe zu schaffen, theils hatte er einen verständigen Arbeiter in jene Gegenden gesendet, um durch eigene Versuche auszumitteln, mit wie viel Zeit und Müheaufwand von dem aufgehäuften und anschwellenden Geschiebe in der Gegend der Ziegelbrücke ein Kubikklafter dem Flußbette könne enthoben werden. Der Arbeiter aber war mit dem Berichte zurückgekehrt, das vorgeschlagene Werk sei seinem Bedünken nach unausführbar, weil die Geschiebe im Flußbette durch harten Sandkitt wie eingemauert der Nagelfluhe gleichen, auch zu vermuthen sei, daß sie in etwelcher Vertiefung noch fester als auf der Oberfläche stehen. Diese abschreckende Kunde theilte Herr Meier der Gesellschaft mit unter dem bescheidenen Beifügen: „Jede gute und wohlgemeinte Absicht muß man verfolgen, so lange man kann. Vielleicht habe ich diese wichtige Sache unrecht angesehen und meine eigene Einsicht war zu beschränkt, darum erneuere ich meine Aufforderung auch an andere." In der That entstand damals bei Eschern der Vorsatz eigener Untersuchung des Standes der Sache.

schlecht schädliche Lesereien zu verdrängen. Hauptsächlich aber gingen von ihr eine sonntägliche Zeichnungsschule und die Errichtung wöchentlich zusammentretender Knabengesellschaften aus. In mehrern dieser Beziehungen, vorzüglich aber in der letztern, half Escher die Zwecke des Vereines befördern. Er ward bald einer der fleißigsten und beliebtesten unmittelbaren Aufseher dieser Gesellschaften, so wie er denn auch über die Einrichtung, Leitung und Ergebnisse derselben einen ausführlichen Bericht abgefaßt hat, der, ursprünglich für die helvetische Gesellschaft in Olten bestimmt, derselben indessen wegen andrer ihre Zeit in Anspruch nehmender Geschäfte nicht vorgelegt ward.

Der Übung gemäß, nach welcher junge Züricher, die sich den Staatsgeschäften zu widmen gedachten, für kürzere oder längere Zeit an den Sitzungen des Stadtgerichtes Theil nehmen, meldete sich Escher ebenfalls um eine Richterstelle bei diesem Tribunal und erhielt dieselbe. Die nähere Bekanntschaft indessen, welche er sich in diesem Verhältnisse mit den Zürcher'schen Gerichtssatzungen verschaffte, machte ihm den Mangel einer erforderlichen Übersicht der Rechtsgrundsätze fühlbar, wodurch allein ein befriedigender Zusammenhang in die verschiedenen lückenhaften, oder nicht zum Besten übereinstimmenden Gesetze gebracht werden konnte. Dieser Beruf zog ihn aber zu wenig an, um auf Ersatz des Mangelnden ernsthaften Bedacht zu nehmen und sein übrigens gewissenhaft versehenes Richteramt blieb auf die kurze Dauer eines Jahres beschränkt.

Erholung suchte der junge Mann, der weder Gesellschaftshäuser besuchte, noch Spiel oder ähnlichen müßigen Zeitvertreib liebte, vorzugsweise auf Reisen und neben den häufigen naturwissenschaftlichen Ausflügen, wohnte er bis zur Annäherung der Revolution regelmäßig den jährlichen Zusammenkünften der helvetischen Gesellschaft bei, die bereits mit dem Jahr 1780 von Schinznach nach Olten verlegt worden waren. Das Wiedersehen gleichgesinnter Freunde, die Anschauungsweise vaterländischer Verhältnisse, die mannigfachen

Vorschläge zu Hebung des Landeswohls, die anscheinende Morgenröthe einer bessern Zukunft für die Eidgenossenschaft machten ihm die Jahrestage dieser Zusammenkünfte ebenso genußreich, als ihn hingegen der Geist anwiderte, der in einer andern ebenfalls vaterländischen Gesellschaft, der militärisch-helvetischen in Aarau, wenigstens bei dem einzigen Besuche, den er in dieser abstattete, sich aussprach. Wir wollen hierüber ihn selbst sprechen lassen: „Über die Maßen ärgerte es mich, schrieb er an einen Freund, als das bejahrte Standeshaupt eines demokratischen Kantons, ein Mann der mit Gewandtheit und gefälligen Sitten aus kapitulirtem Dienste zurückgekommen und als munterer Gesellschafter auch auf Tagsatzungen beliebt war, den vaterländischen Kreis mit Erzählungen aus seinem öffentlichen Leben unterhielt und also anhub: „„Ich will Ihnen jetzt, meine lieben Herren, erzählen, wie ich auf der jüngsten Landsgemeine zum Syndikator in die ennetbirgischen Vogteien ernannt worden bin: Ich trat vor die Landsgemeine und sprach: Ihr meine lieben Herren und hochgefreiten Landsleute, vor zwei Jahren waret ihr so gefällig mir die Landvogtei Lauis anzuvertrauen, das war ein gutes Reitpferdchen; doch fehlt noch zum angenehmen Spatzierritte der Zaum. Seid nun so gütig und erwählt mich noch zum Syndikator, dann bekomme ich den Zaum, der mich erst ganz zum Reuter macht, und die Landsgemeinde wählte mich jubelnd zum Syndikator."" Erzähler und Hörer lachten aus voller Brust, ich aber wäre gerne aufgestanden um zu sagen: Zur Vollendung der Geschichte fehlte also nur noch ein Wilhelm Tell, der den Reuter vom Pferdchen herunterholte. Ich schwieg jedoch, ging in die Herberge, zog die Uniform aus und trat über vaterländische Gebrechen bekümmert und nachdenkend den Heimweg an."

Unterdessen erging im Herbste des nämlichen siebenzehnhundert zwei und neunzigsten Jahres der Ruf an ihn, die Uniform nun wirklich zum Dienste des Vaterlandes anzuziehn. Bereits befand sich damals Frankreich im Kriege mit Östreich und Preußen, sowie mit

Sardinien. An der Gränze des Kantons Basel standen sich beiderseitige Heere gegenüber und die Regierung dieses Standes hatte zum Schutze ihres Gebietes eidgenössische Truppen verlangt. Sie erhielt solche im Weinmonat und im September traf auch Eschern die Reihe, mit einer kleinen Abtheilung von 175 Mann des Zürcher-Kontingents als erster Lieutenant zur Ablösung dorthin abzugehn. Die Aufgabe des Milizoffiziers ist eine eigenthümliche. In der Regel muß er seine Untergebenen erst zu Soldaten bilden und dieses wird ihm um so leichter gelingen, je schneller sie sich überzeugen, daß er verstehe, was seine Stellung erfordert und je sichrer er sich durch wohlwollende Sorgfalt und Gerechtigkeit gegen Alle ihr Vertrauen erwirbt. Eschern gelang dieses in erwünschtem Maße. Beim Vorpostendienst, zu dem er Anfangs verwendet ward, machte er sich auf's Genauste mit allen Örtlichkeiten bekannt und zeigte sich wachsam und unermüdlich. Den einzigen Fall, wo es den Anschein hatte, daß es zu Thätlichkeiten kommen dürfte, erzählt er selbst in folgender Weise: „Am 23. September erschien der Baselsche Major Kolb um 9 Uhr Abends und verlangte, daß ich ihm mit einer Abtheilung unsrer Mannschaft nach Prattelen zu Verstärkung des Postens in Baselaugst folge, indem man zuverläßige Kunde habe, daß diese Nacht die Östreicher über Schweizerboden in das nur schwach von Franzosen besetzte Bisthum dringen wollen. In Baselaugst angekommen, erhielten wir scharfe Patronen, mit denen ich sogleich laden ließ, wodurch die Soldaten alsbald ruhig wurden. Es ward uns ein zweispänniger Wagen mit Pechkränzen und anderm Feuermaterial mitgegeben und Kolb führte uns nach dem „Reuterweg“, durch welchen der östreichische General Mercy im Jahr 1709 eingebrochen war, um sich von den Franzosen im Bisthum schlagen zu lassen. Hier fanden wir ein kleines Verhau, das sogleich mit einigen Schildwachen besetzt ward und eine Barake, die wir bezogen. An einem nahe stehenden dürren Baume wurden nun unsere Pechkränze nebst anderm Brandstoff befestigt und ich erhielt den Auftrag, wenn sich ein östreichisches Corps

zeige, vorerst dessen Befehlshaber zu sprechen und ihm Vorstellungen gegen die Verletzung des Schweizerbodens zu machen; würden aber diese nicht beachtet, dann alsogleich die Pechkränze anzuzünden und mit meinen Leuten mich so gut und schnell als möglich nach der Hüftenschanze zurückzuziehen um die dort zur Vertheidigung aufgestellte Mannschaft zu verstärken; den Posten solle ich übrigens auf keinen Fall verlassen bis der Baum in Brand stehe, eben so sorgfältig auch falschen Lärm vermeiden. Ich traf alle erforderlichen Anstalten und freute mich der guten Stimmung und Ruhe meiner Leute. Fleißig besuchte ich die Schildwachen, weilte oft und lange am Verhau, um zu lauschen, ob jemand sich nähere; aber es kam niemand, der Tag brach an und ich entwarf eine Skizze unsrer Stellung. Noch am Vormittag indessen wurden wir abgelöst und erhielten die Anzeige, daß die Östreicher nur wenige Stunden, ehe sie sich zum Durchmarsche über den Schweizerboden aufmachen wollten, inne wurden, daß die Franzosen auf Speier und Worms herausgebrochen seien, daher nun das zum Angriff in's Bisthum bestimmte und im Frickthal liegende beträchtliche Corps sich durch Rheinfelden zurückzog und von der Schweizergränze entfernte."

Weiter rückwärts in Gegenden verlegt, wo der Wachtdienst weniger Zeit erforderte, fand Escher seine Haupterholung im Situationszeichnen. Er hatte sich Zugang in's Standesarchiv zu verschaffen gewußt, wo er Materialien, die ihm zu diesem Zwecke dienen konnten, vorfand, und begann mit Sorgfalt einen die Nord- und Ostgränze des Kantons darstellenden Plan zu bearbeiten. Die Kunde dieser Arbeit gelangte nebst derjenigen von Eschers lebhafter Korrespondenz und muthmaßlich auch einiger im frohen Kreise jüngerer Freunde gewagter freisinniger Äußerungen in den Schooß des geheimen Rathes, weßhalb der Oberstzunftmeister Merian ihn zu sich rufen ließ und mit einem Anschein von Mißtrauen befragte, warum er selbst Plane zeichne und andre im Standesarchiv kopire? Die offene Erklärung, daß seine Zeichnung für die mathematisch-militärische Ge-

sellschaft in Zürich bestimmt, er aber gerne bereit sei, das Original derselben bei der Regierung von Basel selbst niederzulegen, befriedigte das Standeshaupt, und als er später den Plan wirklich ablieferte, erhielt er von Seite des geheimen Rathes ein Belobungsschreiben *) von einer goldenen Denkmünze begleitet.

Ein charakteristischer Vorgang fand statt während Escher mit seiner Compagnie in Muttenz lag. Auch diesen lassen wir ihn selbst erzählen. „Von Muttenz aus, sagt er, war die Sct. Jakobsschanze an der Birs zu besetzen. Der Entfernung und des schlechten Weges halber blieben wir hier 48 Stunden auf der Wache, die indessen als innerer Posten nicht beschwerlich war. Die ziemlich geräumige Redoute war mit vier Berner Kanonen besetzt und der klassische Boden, auf dem sie stand, flößte mir hohe Theilnahme ein. Von heiligem Schauer ergriffen, ging ich in das jenseits der Birs gelegene Sct. Jakob hinüber, wo die Kirche, die Mauer des Kirchhofs und alle Umgebungen mir der Schweizer unsterbliche Heldenthat lebendig in's Gedächtniß riefen. Ich war ungehalten über meine Vaterstadt, daß sie ihres Krieges mit den Eidgenossen wegen den Ausgang jener Schlacht durch Freudengeläute feiern konnte. Etwas später bewies das ebenfalls in Basel befindliche Urnerkontingent, daß es

---

*) Der Eigenthümlichkeit des damaligen Kanzleistyles wegen wird das Schreiben hier mitgetheilt: „Dem woledlen, ehrenfesten, mannhaften Herrn Lieutenant Johann Conrad Escher von Keffikon in Zürich. Woledler, ehrenfester, mannhafter Herr! Es ist uns durch unsern zu ehrenden Herrn Oberstzunftmeister Merian der von dem Herrn verfertigte Plan über die Gränzen des hiesigen Kantons vorgelegt worden, woraus wir mit wahrem Vergnügen schöne Merkmale von des Herren Geschicklichkeit und nützlichen Bemühungen während seines hiesigen Aufenthaltes wahrgenommen und auch diese trefflichen Proben vaterländischen Eifers als schätzbares Geschenk in unserm Archive aufbewahren werden. Wir erstatten dem Herren dafür verbindlichen Dank und hoffen derselbe werde die Inlage als ein Andenken unsrer Erkenntlichkeit aufnehmen, die wir allstets die Begierde zu Erweisung aller angenehmen Gefälligkeiten beibehalten werden. Euer woledel freundwillige Bürgermeister und Geheime Räthe, so man nennt die Dreizehn der Stadt Basel. Geben den 2. April 1793.

diese letztere Empfindung theilte. Durch seinen Hauptmann, Franz Vinzenz Schmied von Altorf, den Geschichtschreiber seines Kantons*), auf den Kirchhof zu Sct. Jakob geführt, bekam es daselbst eine ausführliche Gedächtnißrede der Schlacht zu hören, worauf der Anführer zu Ehren der gefallenen Väter einige Salven abfeuern ließ. Weil aber in seiner Rede auch des damaligen Krieges zwischen Zürich und den Eidgenossen erwähnt ward, und die Urner wahrnahmen, daß die Sct. Jakobsschanze von Zürchern besetzt sei, so entflammte sich ihr durch das sogenannte Schweizerblut des nahen Rebgeländes noch gesteigerte Enthusiasmus dermaßen, daß einige scharfe Schüsse gegen die Nachkommen der abtrünnigen Züricher abgefeuert wurden, deren Kugeln unsern Leuten um die Köpfe sausten. Eine herübergesendete Patrouille dämpfte indessen das Uebermaß der Begeisterung."

In die Stadt selbst verlegt, erfreute sich Escher der gastfreien Aufnahme in einige gebildete Familienzirkel und des täglichen Umganges mit seinem Jugendfreunde Lüthard, der die dort befindliche Abtheilung der Berner Artillerie kommandirte. Die Heimkehr der aus französischem Dienste entlassenen Truppen, die verlangte Abberufung der schweizerischen Besatzung aus Genf und manches andre, was damit zusammenhing, schien vielen der Vorbote eines nahen Krieges zu sein und bevorstehende Veränderungen auch für die Schweiz anzudeuten. Wie diese mit Ordnung von oben herab, statt durch Umwälzung von unten herauf erzielt werden und welche Einrichtungen für das erstere erforderlich sein möchten, das waren, nebst Unterhaltungen über die Kantische Philosophie, deren Studium Lüthard fortwährend mit besonderem Eifer betrieb, die öftersten Vorwürfe des Ideentausches beider Freunde. Aber wie vieles wurde

---

*) Sein nicht eben sehr bedeutendes und mit schwülstigem Pathos eingeleitetes Werk, erschien unter dem Titel: „Allgemeine Geschichte des Freistaates Uri (bis 1481) durch Franz Vinzenz Schmied" in zwei kleinen Bänden zu Zug. 1788. Der Verfasser fiel 1799 im Kampfe gegen die Franzosen zu Flüelen.

von ihnen vermißt, das zu Belebung und Entwicklung eines in der entscheidenden Stunde kräftig sich erprobenden Nationalgeistes erforderlich schien. Zu jener Zeit auch machte Escher die erste Bekanntschaft seines nachherigen hochgeschätzten Gehülfen bei Leitung der Lintharbeiten des Obersten und Staatsrathes Stehelin. Bloßer Unteroffizier und von der Landschaft abstammend hatte er sich damals schon durch kräftigen Gesichtsausdruck, die Richtigkeit seiner Urtheile und die einfache und klare Weise, in der er dieselben mitzutheilen verstand, bemerkbar gemacht.

Auch das Tagebuch wurde fortgesetzt und in einer Stunde theurer Erinnerungen im Oktober nachstehende Stelle niedergeschrieben: „Ich habe ein frohes Jahr durchlebt im freundlichen Verhältniß mit meiner Gattin und unter zweckmäßiger Arbeit. Öftere Besuche in Baden (bei Pfarrer Rengger) und eine Wanderung nach Bern unterbrachen meine sonst gleichförmige Lebensart. Kaum trat der Frühling ein, so wanderte ich aus in die nähern Umgebungen meiner Heimath und rüstete mich dadurch zum Studium der großen Alpennatur. Der Sommer rief mich an der Hand meines Freundes Baucher in diese Alpen selbst und öffnete uns den Blick in ihre Schönheiten und Wunder. Mit meinem muntern Freunde Kasthofer bestieg ich später den Sentis. Überall fanden Geist und Herz reichliche Nahrung und jedesmal empfingen Gattin und Kinder mit der herzlichsten Liebe den Heimkehrenden. Gegen das Spätjahr durch Bürgerpflicht in einen völlig neuen Wirkungskreis zur militärischen Grenzbesetzung berufen, befinde ich mich jetzt freilich fern von den Meinigen, aber in einer für mein vaterländisches Herz immerhin angemessenen Thätigkeit. Gott! welche Kette ungestörten Genusses, der noch durch ein ruhiges Gewissen erhöht wird. Keine unedle That, keine verschwendete Zeit, keine gefährliche Übereilung kränken mich. Mit ruhigem Gewissen denke ich an Ältern, Gattin, Kinder, Vaterland, Beruf und häusliches Leben zurück. Nie soll diese Ruhe des Gewissens mir geraubt werden; sie soll mich aufrecht erhalten,

wenn auch das Schicksal um mich her stürmt und Wolken meinen Horizont verfinstern. Die Lage meines Vaterlandes fängt an bedenklich zu werden. Die Franzosen machen Anstalt Genf zu belagern. O, daß ich diese mir so theure Stadt nicht mit vertheidigen kann! Sehnsuchtsvoll sehe ich der Entwicklung dieser Verhältnisse entgegen."

Mehrfache Mittheilungen über diese Verhältnisse erhielt er in der nämlichen Zeit durch Vaucher, dem er einige seiner Freunde empfohlen hatte, die zu dem Zürcher-Kontingente gehörten, welches in jenen Tagen auf die Bitte der bundesverwandten Stadt dorthin abgeordnet ward. „Wir haben, schrieb ihm dieser, heute einen Theil eurer Truppen empfangen; die andern sollen, wie es heißt, morgen eintreffen. Ihr Aussehen ist naiv und schweizerisch, es läßt auf mehr Geist und mehr Gutmüthigkeit schließen als dasjenige der Waadtländer. Man hat sie mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Sie werden uns bei unsrer Vertheidigung beistehn, denn ich hoffe, daß von unsrer Seite alles mögliche geleistet wird, unsre Ehre aufrecht zu halten. Unterliegen werden wir nur der Übermacht. Französische Feldlager mit zahlreichem grobem Geschütz ausgerüstet erheben sich rings um die Stadt, doch ist das letztere noch nicht hinreichend zu regelmäßiger Belagerung. Mehreres kann freilich nachkommen. Das Waadtland ist ebenfalls unter Waffen und ohne Zweifel hat euer Kanton neue Truppen in Bereitschaft. Nur dieses kann uns retten." Und einige Tage später: „Wir setzten gestern euern Scharfschützen etwelche Preise aus. Sie schießen gut, doch nicht so ganz ausgezeichnet, wie man gesagt hatte. Unterdessen exerzirt euer Kontingent täglich und macht wesentliche Fortschritte. Die Leute sind allgemein beliebt, jedermann rühmt ihre Gutmüthigkeit und ihr offenes Wesen. Sie würden sich freuen, mein Freund, Zeuge von der Achtung zu sein, die Ihre Landsleute genießen."

Dieses schrieb Vaucher im Oktober, aber schon nach fünf Wochen hatte sich die Lage Genfs dermaßen geändert, daß die Regierung

von der wenigen Geneigtheit Zürichs und Berns zu größeren Anstrengungen sich überzeugend, nunmehr im Einverständniß mit den Repräsentanten dieser zwei Stände selbst den Rückmarsch der dort befindlichen Schweizertruppen veranstaltete und dadurch wenigstens für die nächstfolgenden sechs Jahre die Entfernung auch des französischen in ihrer Umgegend liegenden Heeres erkaufte. „Wir konnten, meldet Baucher den 7. Dezember (1792), nicht anders handeln, wenn wir nicht Alles auf's Spiel setzen wollten. Ich sehe diese Vorgänge mit einer Trauer, an die sich indessen immer noch ein Schatten von Hoffnung knüpft. Unsre sogenannten Aristokraten beziehen nun vereint mit den Patrioten die Wachen. Wie diese sieht man sie in der Bürgermütze. Sie wollen zeigen, daß ihnen das Vaterland mehr als die Partei gilt. Werden Sie es glauben, mein theuerster Freund, daß die freieste Republik Europa's, in der jeder Einwohner mittelst der geringen Summe von fünf bis sechs Louisd'or an allen Rechten der Souveränetät Theil nehmen kann, in einen solchen Ruf der Aristokratie gekommen ist, daß sie bald erleben werden, wie Frankreich sich rühmen wird, diese tyrannische Regierung gestürzt und der Stadt wieder zu ihrer verlornen Freiheit verholfen zu haben. Wir werden es schnell genug in allen Zeitungen lesen können. Wohl wenigstens der glücklichen Schweiz, daß sie in unser Schicksal nicht mit verflochten wird. Bern hat sich und seine aristokratische Regierung zu schützen gewußt und die französischen Truppen werden unsre Umgebungen verlassen, um, wie es heißt, sich nach Befort und an die Ufer des Rheins zu ziehn. Ihre wackern Zürcher haben wir Ihnen zurückgeschickt, so wohlbehalten als wir dieselben empfingen. Mögen sie glücklicher als auf unsern Wällen im Nothfalle wenigstens die eigene Gränze vertheidigen! Im übrigen hat die Schweiz sich gegen uns nicht so loyal benommen, als wir es erwartet und wie ich glaube verdient hätten. Sie verweigerte uns die nöthige Verstärkung und wollte uns nicht einmal gestatten, auf eigene Kosten einige hundert Mann anzuwerben. Doch ich will

sie nicht tadeln; sie fürchtete den Krieg eben so sehr, ja noch stärker als wir selbst."

Eschers aufrichtige Betrübniß über dieses Schicksal der ihm so theuern Stadt wurde durch eine frohe Botschaft gemindert, die ihm am ersten Tage des Jahres 1793 in einem Briefe seines Schwiegervaters zukam. „In der Fülle großväterlicher Freude, so begann derselbe, schreibe ich Ihnen mein theurer Herr Escher, neben dem Wochenbette Ihrer Gottlob muntern Gattin, welche vor anderthalb Stunden einen kräftigen Jungen geboren hat, der bald wenigstens Fähndrichsdienste thun könnte, so groß ist er. Sehen Sie, mein Lieber, diese Herzensfreude schenkt uns Gott zum Anfange dieses Jahres. Er wird Sie und uns Alle gewiß ferner segnen."

Am letzten Tage des Monats kehrte der glückliche Vater in den Schooß seiner Familie zurück. Aber nicht lange erfreute er sich des theuern Erstgebornen, der noch im Laufe des nämlichen Jahres einem heftigen Fieberanfalle erliegend, ins höhere Dasein überging.

Der Aufenthalt in Basel war nicht ohne Folgen für Eschers Anschauungsweise der Weltzustände im Allgemeinen und auch derjenigen seines Vaterlandes geblieben. In der unmittelbaren Nähe der streitenden Heere trat die Verschiedenheit der Zwecke beider Parteien und der Eigenthümlichkeit der dieselben bildenden Nationen anschaulicher hervor und wurden die politischen Tagesfragen lebhafter besprochen. Escher warf seine prüfenden Blicke in beide Feldlager, fand sich aber besonders im Anfang mehr zu den lebhaften, freiheitglühenden Franzosen hingezogen. „Jüngst bei der Nachricht von der Übergabe von Mainz — hatte er sich gegen Dr. Rengger geäußert, hielt ich demokratischen Klubb mit meinem Philister und seiner sehr artigen Philisterin. Die Sitzung dauerte bis Nachts um 12 Uhr. **Il en seroit fait mention honorable**, wenn es der Nationalkonvent wüßte. Mich wundert, wie Usteri bei der Nachricht von den französischen Fortschritten jubeln wird, ich schrieb ihm, um etwas davon zu vernehmen." Allerdings ging auch dieser nicht

nur auf den angeschlagenen Ton ein, er ließ ihn noch stärker erklingen. „Ja wol, antwortete er, sind die Tage thatenreich und geht es den Franken herrlich. Mir erscheint die Wiegenzeit der Republik schön wie die aufgehende Sonne und unser bleiben nun Freude und Lachen während die armen Aristokraten schwitzen und staunen und staunen und schwitzen.“ Allmälig indessen wich bei Eschern die anfängliche Begeisterung einer ruhigern Betrachtungsweise. Er unterschied zwischen der Revolution in ihren wohlthätigen Folgen für den Entwicklungsgang der Menschheit und der grauenhaften Durchführung derselben, die er aber der Jahrhunderte hindurch vernachlässigten oder schlecht geleiteten Erziehung des französischen Volkes beimaß. Aufrichtig wünschte er die Reformen, deren dringendes Bedürfniß für sein eigenes Vaterland er ebenfalls anerkannte, von oben herunter angebahnt, nicht ertrotzt von unten herauf, und war deßnahen besonders auch in der Genfer Angelegenheit für Aufrechthaltung der dortigen Regierung mit Aufbieten aller Bundeskräfte jedem französischen Eingreifen gegenüber. „Gewiß schaudere ich, schrieb er Dr. Rengger, mit jedem Menschenfreunde vor den gräßlichen Scenen des 10. August, die ein fürchterlicher Beweis sind, wie sehr frühere Despotie dort die Menschheit herabgewürdigt hat. Dennoch wie sehr ich es bedaure, daß die Franken, oder vielmehr die Pariser, nicht den Adel der Seele und die Menschlichkeit unsrer Freiheitsgründer hatten, so erwünscht bleibt mir die Revolution an und für sich betrachtet, auch sind nicht alle Franzosen verdorben, oder haben sie nicht in Savoien und Speier edel gehandelt? Was dann aber die Fehde anbetrifft, die sich zwischen dieser neuen Nation und uns anzuspinnen scheint, so erscheint sie mir als ganz abgesondert von dem Bunde der Freiheitsfeinde, und ich wurde bitterböse, als man mir von Zürich aus schrieb: Endlich haben uns die Berner doch noch in diesen aristokratischen Unrath hineingezogen. — Nein, das ist jetzt nicht die Frage, sondern ob wir Genf unsern Eiden gemäß als Verbündete unterstützen

wollen; denn daran sind doch die Genfer nicht Schuld, daß jetzt den taumelnden Franzosen zu Sinne steigt, die Schweizer sollen Genf evakuiren. In der That so wehe es mir thäte wider diese Embryos der Freiheit zu Felde zu ziehen, so eifrig wäre ich doch, ihre Eingriffe in die Rechte meines Vaterlandes zurückzudrängen. So sehe ich die Sache an."

Es ist begreiflich, daß ihn die für Genf und die verbündeten Stände Zürich und Bern so demüthigende Weise, in der diese Angelegenheit beendigt ward, tief schmerzen mußte. In der That fand er sich auch durch alles, was er etwa im Familienkreise, oder aus den zwar immer mit Vorsicht von seinem Vater oder Schwiegervater hingeworfenen Worten über die Vorgänge im Rathssaale erfuhr, in der Überzeugung bestärkt, daß der alte eidgenössische Geist nicht mehr da lebe, daß an die Stelle des frühern auf dem Einverständniß zwischen Volk und Regierung ruhenden muthigen Selbstbewußtseins eine ängstliche Diplomatik, eine ausländischen schlechten Mustern abgeborgte Regierungskünstelei, und eine in den Stunden der Noth sich offenbarende furchtsame Rathlosigkeit getreten sei. Diese Ansicht theilten auch Usteri und Heinrich Lavater, welcher letztere seit einiger Zeit mit seiner Gattin in dem Hause des Doktor Hotze in Richterschweil als Gehülfe dieses weit berühmten Arztes lebte und häufige Gelegenheit fand, sich über die Stimmung sowol der Bewohner jener Gegenden als auch des benachbarten Kantons Schwyz zu unterrichten. „Unser Kanton, mein Beßter, schrieb er unterm 6. Dezember 1792 an Escher, gehört gewiß zu den glücklichern und wahrhaftig es bedürfte nur eines Schrittes vom Throne, um ihn zum glücklichsten Flecke auf dem ganzen Erdboden zu machen. O was gewänne Zürich, wenn es mit **bonne grace** ein Opfer bringen könnte, das es zuletzt dennoch wird gezwungen thun müssen. O daß ein guter Genius meiner lieben, lieben Obrigkeit den Gedanken einhauchen möchte, ihre Thore zu öffnen, ehe sie die aufbrausende Energie der Landleute zersprengt. Man weiß in Zürich nicht, was

ich täglich sehe und höre, man glaubt es nicht, weil das Volk noch zu gutmüthig ist, um jetzt schon eine Gewaltthat zu begehen. Ich rede aufrichtig, wie es mir gegen den Herzensfreund aus der Feder fließt. Ich begreife die gegenwärtige Politik von Zürich nicht, oder vielmehr ich begreife sie und finde in ihr eine Unentschlossenheit, ein Haschen nach jeder Galgenfrist, eine Lauheit, die bei Ludwig XVI. die ganze Quelle seines Unglücks war. Sie wollen nichts geben und setzen sich der Gefahr aus, sich alles rauben zu lassen; sie wirken nicht, weil es Tag ist und verscherzen den Lohn ihrer Arbeit. Und doch wäre so manches zu geben, das, wie du selbst sagst, Recht sowol als Billigkeit fordern. Wären wir Landleute, wie müßte uns nicht der Fall, der hier und da noch so streng gefordert wird, drücken? Was würden wir empfinden, wenn wir Väter vieler Kinder wären und für keines freien Handel oder die Bewilligung ein sogenanntes feineres Handwerk zu erlernen erhalten könnten? wenn wir keinen unsrer Söhne dürften studiren lassen, auch wenn ihn Gott der Herr selbst wie den Samuel im Traume dazu aufforderte? Wie schlecht müßte es ferner mit unsrer Vaterlandsliebe stehen, wenn man uns sogenannten freien Schweizern über keine Vorfallenheit im Staat ein Wort sagte, nie unsern Rath forderte, und uns da oder dorthin bloß durch einen despotischen Machtspruch schickte, ohne nach unsrer Einwilligung sich zu erkundigen, besonders wenn dieses ein Recht wäre, das unsre Vorfahren erwiesen besessen hätten. Dieß, Lieber, fühlt der Landmann jetzt doppelt, da auch ihn der Geist der Zeit schüttelt und ich verdenke es ihm nicht, so sehr ich alles Murren gegen die Obrigkeit hasse und wo es den Anlaß gibt zu besänftigen suche. Daß es auch bei unsern Nachbarn in der March nicht lieblich aussieht, weiß ich ebenfalls, sowie daß die kleinen Kantone in die Faust lachen und Bern gewiß nicht auf sie zählen darf, seit wieder vergoldete Pillen aus Frankreich angelangt sind." Auch bei Eschers Schwiegervater schien der Gedanke an die Möglichkeit unruhiger Bewegungen zu erwachen,

indem er seinem Eidam noch während der letzten Tage seines dortigen Aufenthaltes nach Basel schrieb: „Auf dem Lande soll hin und wieder Unzufriedenheit herrschen, und ein Feuer unter der Asche glimmen. Ich war gestern mit Freund Hotze *) in Einsiedeln. Der Wirth daselbst versicherte uns, daß die Leute aus dem Zürichgebiet bei ihm sehr mißvergnügte Reden führen. In der Stadt weiß man nichts davon, man traut dem Lande und fürchtet nur die unzufriedenen Stadtbürger."

Mittheilungen solcher Art mochten dazu beitragen bei Eschern den schon früher gefaßten Entschluß eigener Thätigkeit für Verbreitung richtigerer Begriffe über Staatswissenschaft und ihre Aufgabe in der Gegenwart zur Reife zu bringen und während seine Freunde Rengger und Usteri zu demselben Zwecke einen Verein von Geistesverwandten zu stiften und eine Zeitschrift zu begründen strebten, kündigte er durch herumgebotene Einladung eine Reihe unentgeldlicher Vorlesungen für Jünglinge, welche die Schulen verlassen hatten, über Politik und Staatswirthschaft an, welche dann auch im Christmonat 1793 in dem dazu bewilligten Hörsaale des **Collegii humanitatis** in vier wöchentlichen Stunden von einer zwar anfänglich nur geringen Zahl eingeschriebener Zuhörer eröffnet wurden.

Den Vorlesungen selbst lagen die Hauptgedanken der in Göttingen über diese Materien angehörten Vorträge zum Grunde, verbunden mit den Ergebnissen seines eigenen Nachdenkens über dieselben. Von der menschlichen Natur, dem in ihr liegenden Streben nach Glückseligkeit und dem Rechte zu diesem Streben ausgehend suchte er darzustellen, daß dieses Recht für alle Menschen dasselbe sei, wies dann aber dessen verschiedene Anwendung in den Verhältnissen der Familie und des geselligen Lebens nach. Das Eigenthum ward als die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, von dieser

*) Dem nachmaligen kaiserlichen Feldmarschall, Bruder des Arztes in Richterschweil und gerade auf Besuch anwesend.

dann der Übergang in die Staatsgesellschaft dargestellt und als Zweck der letztern die Beförderung der Wohlfahrt der Staatsbürger bezeichnet. Daraus ergaben sich dann die Pflichten der Regenten und der Bürger. Als Mittel negativer oder indirekter Beförderung der Wohlfahrt wurden Justiz, Landespolizei und Militärwesen, als positive und unmittelbare die Anstalten für Aufnahme von Gewerbsfleiß, Bevölkerung, Erziehung und Unterricht behandelt. Es ist wahrscheinlich, daß diese Vorlesungen bei einer mehr historischen als philosophischen Grundlage und Beweisführung an praktischer Anwendbarkeit für den größern Theil wenigstens der für philosophische Untersuchungen kaum genugsam vorgebildeten Zuhörer bedeutend gewonnen hätten. Es gibt Wahrheiten, die als im Gefühl jedes sittlichen Menschen an und für sich vorhanden vorausgesetzt werden dürfen, während eine strenge Definition derselben unausweichlich auf Theorien zurückführt, die mit der Zeit immer wechseln. Auch Escher machte diese Erfahrung je weiter er im Studium der Kantischen Philosophie vorrückte. Schon bei Eröffnung des dritten Jahrkurses seiner Vorlesungen, zu der er sich bei dem wachsenden Beifall, welchen dieselben fanden, im Winter von 1795 bis 1796 veranlaßt sah, warf er die von Göttingen hergebrachte sogenannte Glückseligkeitstheorie über Bord, um durchaus an Kant sich anschließend mit einer anthropologischen Entwicklung zu beginnen, zufolge welcher der Mensch als freies Wesen dargestellt ward, dessen Bestimmung sittliche Ausbildung sei und dessen Vernunft unter einem von aller Erfahrung unabhängigen, aus ihrem eigenen Wesen hervorgehenden Gesetze stehe. Allerdings mache die Befolgung dieses Gesetzes der Glückseligkeit würdig; dennoch sei die letztere keineswegs Hauptzweck, werde auch auf Erde nur unvollständig erreicht. Der weitern Ausführung dieser Theorie folgte dann die Auseinandersetzung der Rechte des Menschen auf seine Person, seine Handlungen und den Gebrauch der Außendinge. Hierauf bildete die Lehre vom Eigenthum den Übergang zum Gesellschaftsrecht und zum

Staatsrecht. Wie das Naturrecht auf die Anthropologie, so wurde nun in dieser zweiten Abtheilung auch das Staatsrecht auf eine Metapolitik begründet, die, aus dem Naturrechte hervorgehend, den Menschen als freies Wesen behandelt, welcher in dem Staatsvertrag und durch denselben die Zwecke der Sicherheit, Freiheit, Ausbildung der Gesellschaft verfolgen soll. Zugleich wurde die Würde dieses philosophischen Staatsrechtes gegenüber einer bloßen oft auf Gewalt und Täuschung ruhenden diplomatischen Staatspraxis nachgewiesen. Aus dem Zwecke der Staatsgesellschaft wurden dann ferner auch die Pflichten und Rechte der Regenten, oder der Führer der Staatsangelegenheiten abgeleitet. Bei Unterscheidung zwischen Wesen und Form der Staatsregierung fand sich diese in ersterer Hinsicht entweder republikanisch *), wenn auf Verträge gegründet, oder despotisch **), wenn auf unbedingter Willkür des Regenten, und es wurde die Verträglichkeit der Formen der monarchischen, aristokratischen und demokratischen Regierung wie mit dem republikanischen so mit dem despotischen Prinzipe dargestellt. In der nähern Würdigung der verschiedenen Regierungsformen kam dann hier die Gefahr der Ausartung der Monarchie in Despotie, so diejenige der Aristokratie in Oligarchie zur Sprache, deren kräftigstes Gegenmittel in einer wohlberechneten National-Stellvertretung gefunden ward. In der Demokratie, wo dieses Schutzmittel gegen Ausartung nur beschränkte Anwendung leidet, wurde die Gefahr der schwer zu vermeidenden Volksdespotie angedeutet, als Zielpunkt endlich aber des Völkerrechtes in seiner vollendeten Gestaltung der Kantische Entwurf eines ewigen Friedens hingestellt. Dem Lehrgebäude diente dann noch zum Schlußsteine gleichsam eine Reihe von Klugheitsregeln für seine Anwendung.

Es stellt sich sogleich dar, wie weit ein so philosophisch durch-

*) nach neuerer Ausdrucksweise „konstitutionell".

**) „absolut" nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch.

geführtes Lehrgebäude und die in Zürich hergebrachte Anschauungsweise der Staatsverhältnisse auseinander lagen; aber gerade dieses Verweilen Eschers beim Idealen, so anregend es auch den Aeußerungen noch lebender unter seinen Zuhörern zufolge auf dieselben wirkte, wurde von oben herunter weit lieber gesehen, als wenn er auf historische Entwicklung und Beurtheilung des Bestehenden eingehend an diese Darstellungen ungleich einfachere aber in's Einzelne gehende und praktisch ausführbare Reformvorschläge geknüpft hätte. Letztere hätten die auf ihre Alleinherrschaft eifersüchtigen Staatsmänner der alten Schule mit Unwillen vernommen und gefürchtet, während sie in der Hinweisung auf eine endliche Vernunftherrschaft und auf Kants ewigen Frieden nur die unschuldigen Nachklänge deutscher Studierstubenarbeiten sahen. Weniger als Eschers hochstehende Mitbürger konnte sein Genferscher Freund Vaucher sich mit seinem Idealismus befreunden. „Die Hauptquelle Ihrer Irrthümer, schrieb er ihm, scheint mir darin zu liegen, daß Sie die Menschen nicht genug kennen, dieselben für besser halten als sie sind, und daß Sie bei Ihren politischen Rechenexempeln bloß von der Möglichkeit und nicht von der Wirklichkeit ausgehn. Wie können Sie, der Sie als Naturforscher so besonnen und ängstlich sind, der Sie jeder auch der kleinsten Thatsache Wichtigkeit beilegen und nicht ruhen, bis Sie dieselbe auf's sorgfältigste festgestellt haben, wo es sich um weit wichtigere Materien, um Staats- und Völkerwohl handelt, so von aller Erfahrung abstrahirend, lediglich a priori zu Werk gehn? Ist ohne gewaltsame Revolution ein Übergang von den gegenwärtigen Zuständen zu Ihren Idealen gedenkbar, und spricht denn dasjenige, was wir bereits in Frankreich gesehen haben, für eine solche Revolution? Klein wird immer die Zahl der Menschen bleiben, die, wie Sie es verlangen, sich durch die reine Vernunft leiten lassen; der weitaus größere Theil gehorcht der Stimme der Leidenschaft. Zwar möchte auch ich nicht es geradehin bezweifeln, daß die Menschheit vielleicht nach dreißigjährigen Kriegen und mannigfachen Gräuelthaten

zu einem glücklichern Zustande als dem gegenwärtigen fortschreiten könne, aber wie kann ich mit Ruhe an die Millionen von Opfern denken, die es vorher noch kosten wird, während der Erfolg doch immer nur ein ungewisser bleibt?" Die freundschaftliche Polemik führte am Ende zu einer Abwägung der Eigenthümlichkeiten der Nationalcharaktere, in Folge welcher Vaucher dann zugab, daß aus den Vorgängen in Frankreich noch nicht auf die Nothwendigkeit ähnlicher auch in andern Ländern geschlossen werden dürfe, und daß die ruhigere Natur der Deutschen für Reformversuche auf philosophischer Grundlage mehr Möglichkeit eines günstigen Ergebnisses darbiete als die lebhaftere der Franzosen.

Was übrigens vorzüglich noch dazu beitrug, Eschern in seinem philosophischen Verfahren bei Ausarbeitung seiner Vorlesungen zu bestärken, waren die traurigen Erscheinungen, welche gerade zu jener Zeit in Zürich die Wirklichkeit darbot, indem nämlich in die Jahre 1794 und 1795 die sogenannten Stäfnerunruhen fielen*). Am offensten sprach er seine dießfälligen Ansichten gegen seinen Freund Dr. Rengger aus. „Dem Obervogt von Stäfa — schrieb er an diesen im November 1794 — ward bekannt, daß durch ein Memorial Unterschriften gesammelt werden, um von unsrer Regierung alle von ihr unterdrückten Rechte und Freiheiten zurückzufordern und auch neue auf das allgemeine Menschenrecht begründete zu begehren. Die Verfasser und andre Haupttheilnehmer wurden eingezogen und auf's Rathhaus gesetzt. — Wir wollen nun sehen, wie Leute, die auch schlimme Mittel zu einem guten Zweck billigen, Andre beurtheilen, die gute Mittel zum nämlichen Zweck anwenden. Sicher ist, daß die richtige Beurtheilung des schicklichen Zeitpunktes auch bei der redlichsten Obrigkeit einen Vaterlandesretter zum Aufrührer, oder

*) Eine auf Akten und eigene Erinnerungen gegründete Darstellung derselben hat der Verfasser in seinen „Vorlesungen über die Geschichte des Unterganges der Eidgenossenschaft der dreizehn Orte." Zürich 1844, S. 125 ff. zu liefern versucht.

diesen zum erstern machen kann. Über die Frage: In wie weit hat der ruhige Bürger Recht, oder gar Pflicht, in solchen Fällen sich zu interessiren, oder Theil zu nehmen, wenn solche Subjekte eingezogen, oder gar beurtheilt werden sollen? würde ich mich gerne mit dir unterhalten. Zum wenigsten doch sich dem Kopfabschlagen zu widersetzen?"

Die Besorgniß der Ausfällung von Todesurtheilen war es auch, die ihn, je näher der Zeitpunkt des Entscheides rückte, immer lebhafter beunruhigte. „Am Tage der Beurtheilung — schrieb er an seine in Kessikon befindliche Mutter — ging ich in der Beklemmung meines Herzens mehrere Male zu Pfarrer Lavater, bei dem ich die innigste Theilnahme und auch Übereinstimmung mit meinen Gefühlen fand. Als ich zum dritten Male kam, um ihn zu fragen, ob er den Ausgaug noch nicht wisse, stand der liebe, ehrwürdige Mann an der Treppe und rief mir zu: Er ist gerettet, der alte Bodmer und allen übrigen auch das Leben geschenkt. Wir drückten uns voll Freude die Hände." — Auch Renggern theilte er am nämlichen Tage das Urtheil mit nebst dem Beisatze: „Jetzt ist mir wieder leichter um's Herz. Noch vor acht Tagen war Alles gegen die Urheber der Unruhen mörderisch gestimmt. Nun aber, Gott sei Dank! und besonders auch dem alten Lavater, der Himmel und Erde gegen die Blutgierigen bewegte, soll wenigstens kein Blut fließen. Daß man die Thorheit begeht, diese Männer auf's Schaffot zu führen und das Schwert über ihnen zu schwingen, will ich dahin gestellt sein lassen. Genug, daß ihnen der Kopf bleibt, der ihnen wol einst Mittel an die Hand geben wird, andre als bloße Kerkerluft einzuathmen." Bei aller Bitterkeit indessen gegen die Regierung erwartete er eben so wenig Besseres auch von einer Erhebung des Volks. „Aufrichtig gestehe ich anderseits — schrieb er — daß auch das Volk durch die lange Unveränderlichkeit unsers schönen landesväterlichen Administrativsystems im Ganzen genommen sehr verdorben und niederträchtig geworden ist. Daß keine Energie da ist, beweiset die Geschichte der letzten Tage, und so ist's freilich

schlimm, dessen Partei zu nehmen. Würde einst dasselbe seiner Grundkraft bewußt werden und dieselbe gebrauchen — mein Gott! wie lumpig, ehr- und charakterlos möchte es da zugehn."

So von dem hohen Standpunkte seines eigenen Patriotismus aus auch die Andern messend, sah er sich freilich durch die Wirklichkeit, wie sie in Regierung und Volk sich ihm darstellte, wenig befriedigt und zog sich zu seinen philosophischen Studien zurück, für das noch unbefangene jugendliche Geschlecht zu arbeiten und auf dieses seine Hoffnung setzend; aber auch mit den Ergebnissen seines letzten Kurses noch unbefriedigt ging er von Kant zu Fichte, von diesem zu Rousseau und am Ende besonders zu Sieyes über; aber doch auch bei keinem dieser fand er alle Räthsel gelöst. „Noch stoße ich, äußerte er vor Beendigung seines letzten Kurses, an einigen wichtigen Punkten an, z. B. an der Einführung des Eigenthums. Die Leute wollen alle dieses auf Veredlung gründen; das aber geht nicht. Die Erde ist nicht res nullius, sondern res omnium. Und wenn ich schon lange auf einer Allmende einen Garten anlege, so gehört der doch nicht mir zu. Ergo ist Vertrag das Grundprinzip von allem Eigenthum. Das scheint mir ungemein wichtig in Hinsicht auf die Folgen. Überhaupt bin ich, obwol meine Väter viel Geld haben, dem Erbeigenthum gram und glaube, daß dieses die Hauptquelle des menschlichen Elends ist." Wie nahe lag hier für den edeln jungen Mann die Gefahr, auf den unsichern Boden auszuschweifen, auf den nach ihm so viele Andre sich verirrten. Was ihn rettete, war die Rückkehr in den Kreis der Erfahrung, auf den festern Grund naturwissenschaftlicher Studien. „Sobald, schrieb er im Frühjahr 1796 an Rengger, mein politischer Kurs zu Ende ist, gehe ich wieder an unsre nahen nackten Erdgerippe um da auch Spekulationen zu treiben, freilich auch nur Flickwerk, die mir aber doch am meisten Befriedigung gewähren.

Das erste bedeutende Ergebniß dieser naturwissenschaftlichen Studien war eine Abhandlung die unter dem Titel „über einige Berg-

thäler der östlichen Schweiz" in der von seinem Freunde Usteri herausgegebeuen Zeitschrift „Humaniora" *) erschien. Veranlassung zu derselben hatte eine derjenigen Reisen gegeben, welche damals von Mitgliedern der mathematisch-militärischen Gesellschaft in Zürich beinahe jährlich unternommen wurden und für welche Escher zum Berichterstatter gewählt ward. Die allgemeine Aufmerksamkeit hatte sich bei dieser Gelegenheit den Versumpfungen der Linth und den möglichen Rettungsmitteln so lebhaft zugewendet, daß dieser Gegenstand dann auch im Berichte ganz besonders hervortrat. Nicht im Keime nur, sondern bereits umfassend findet sich hier das ganze spätere Linthunternehmen dargestellt mit einer Klarheit in Nachweisung der Quellen des Übels und der Hülfsmittel, die späterhin wiederholt nicht übertroffen ward. Die Zuversicht, womit schon hier von der Ausführbarkeit des Werkes gesprochen ward, erregte zwar hin und wieder einiges Befremden und ward von einzelnen Stimmen für jugendlich und vermessen erklärt; weit allgemeiner jedoch wurde die Arbeit mit Beifall und Theilnahme gelesen und zum Voraus durch dieselbe der Unternehmer und Vollender des zehn Jahre später zur Ausführung gelangenden Rettungswerkes bezeichnet.

Auf der so rühmlich eingeschlagenen Bahn schritt er dann im Winter 1796 auch zur Betheiligung an einer Reihe von Vorlesungen fort, für welche durch die Bemühungen der Herren Meister, Füßli, von Wyß, von Meiß und andrer ihrer Freunde sich ein Kreis von Zuhörern beiden Geschlechtes sich gebildet hatte. Geschichte, Philosophie, Literatur, zum Theil auch Politik lieferten den Inhalt; Escher selbst übernahm das naturwissenschaftliche Fach. In diesen Vorlesungen führte er seine Zuhörer von dem heimatlichen Anblicke der schönen Alpenkette in die Wildnisse der Hochgebirge und in ihre Gletscherthäler, entwickelte den Haushalt der Natur in den Erscheinungen der Alpenwelt und im Kreislauf der Gewässer der Erdoberfläche,

*) Jahrgang 1796. St. 6. S. 425—476.

welchem die Eisgebirge eben so unentbehrlich sind, wie das Herz dem Kreislauf des Blutes im Körper des Thieres. „Wenn wir — sprach er — unsre Alpen aus diesem Gesichtspunkte betrachten, dann sehen wir sie doch wol mit gesteigerter Theilnahme den malerischen Hintergrund unsrer reichen Landschaften bilden; dann werden wir nicht die Bodenfläche bereuen, welche die Natur unsrer Landeskultur entzogen hat, um vermittelst ihrer Anwendung zu allgemeinen Zwecken die Fruchtbarkeit der Erde zu erzielen und damit unser eigenes Dasein, so wie dasjenige der ganzen belebten Natur möglich zu machen. Noch sind so viele, die den todten Erdkörper als unförmliches Chaos betrachten, dessen genauere Untersuchung nichts als Namenregister von Mineralien liefert. Lange hatte ich selbst keine wahre Zweckmäßigkeit in den Verhältnissen der von uns bewohnten Erdrinde wahrgenommen. Verheerende Überschwemmungen und zerstörende Erderschütterungen erschienen mir als die zufälligen Ursachen der gegenwärtigen Bildung unsrer Erdoberfläche und diese Revolutionen des Erdballes hinwieder betrachtete ich alsdann nur aus dem Gesichtspunkte ihrer nachtheiligen Wirkungen für das gleichzeitige Geschlecht seiner Bewohner. Auch unsre Alpengebirge schienen mir ihr Dasein nur dem zufälligen Umstande zu verdanken, daß sie aus einer härteren Masse aufgethürmt sind, auf welche die Verwitterung weniger Einfluß hat, als auf abgerundete Hügel. Seit ich aber anfing unsere Gebirge und ihre Erscheinungen genauer zu betrachten, seit ich von dem Gipfel der höchsten Alpenfirsten die Gebirgsgegenden in ihrem Zusammenhange zu überschauen im Stande bin, muß ich immer mehr die große Harmonie der Schöpfung bewundern, welche dieselbe Planmäßigkeit, die in der organischen Schöpfung getroffen wird, auch in der Bildung und Gestalt der gesammten Erdoberfläche an den Tag legt."

Diese Forschungen und seine in Folge zahlreicher Reisen durch eigene Anschauung sich stets erweiternde Kenntniß des Vaterlandes befähigten ihn dann auch zum gründlichen Urtheil über geographische

Arbeiten und Meier von Aarau, der in jener Zeit die ersten Blätter seiner großen Schweizerkarte erscheinen ließ, erfreute sich vielfach seines gefällig ertheilten Rathes.

Unter solchen Beschäftigungen indessen ward er abermals zu den Waffen gerufen. Der französische General Moreau war in Folge der Siege des Erzherzogs Karl in Franken und Baiern an die nördliche Schweizergränze zurückgedrängt worden, und es entstand die Besorgniß, daß diese Heeresabtheilung durch unser Vaterland ihren Rückzug nehme. Ein starkes Truppenaufgebot fand statt zur Besetzung des Rheinufers und des Kantons Schaffhausen und Escher erhielt mit seiner Kompagnie in der Gemeinde Ramsen sein Standquartier. Überall in Schwaben erhob sich gegen die flüchtigen Franzosen, die ihrerseits manche Zuchtlosigkeit übten, das Landvolk. „Einmal — erzählt Escher — geriethen in unsrer Nähe die Vor- und Nachhuten beider Heere an einander. Wir sahen bei Einbruch der Nacht brennende Dörfer und die Gränzbewohner ließen bittend anfragen, ob sie nicht einige Wagen mit Geräthschaften bei uns in Sicherheit bringen dürften? Gerne willfahrte ich und es kamen nun von allen Seiten Wagen mit Hausgeräthe und Betten, auch Vieh von Weibern und Kindern begleitet. Alles wurde freundlich aufgenommen und aus den zahlreichen Fuhrwerken ließ ich an der am meisten gefährdeten Stelle eine förmliche Wagenburg bilden. Die Mehrzahl meiner Mannschaft half dabei; dann lehnten wir uns an dieselbe, den überall um uns her auflodernden Flammen zusehend. Dieß und die geflüchteten Weiber und Kinder gaben mir Anlaß mit meiner Mannschaft von dem Glück unsers Vaterlandes und von der Pflicht zu sprechen, dasselbe mit Gut und Blut zu schützen. Der Eindruck des Gespräches war unverkennbar und mit Zuversicht glaubte ich mich jetzt auf meine Soldaten verlassen zu dürfen."

Wie wenig ahnete er damals, daß in kurzer Zeit seiner geliebten Schweiz dasselbe Schicksal bevorstehe. Schon im folgenden Jahr indessen überzeugten ihn die Vorgänge in Frankreich, der achtzehnte

Fructidor besonders, und die Entfernung der kräftigsten Fürsprecher, welche die Schweiz im Schooße der französischen Regierung hatte, in Folge desselben, die zahlreichen Warnungen, die aus Paris einliefen, die Briefe seines Freundes Baucher, welche von starker Vermehrung der französischen Truppen im Chablais und damit in Verbindung stehenden Bewegungen im Waadtlande sprachen, von der Annäherung der Gefahr. Sein ganzes Denken wendete sich nun der möglichen Beseitigung der Hindernisse der nöthigen militärischen Kraftentwicklung der Eidgenossenschaft zu. Unentbehrlich war für diese ein freiwilliges und muthiges Handbieten des Volkes selbst. Man mußte Frankreich zeigen können, daß man mit demselben im Einverständnisse gehe. Hier aber stand der Regierung die unbefriedigte Hoffnung der Amnestie für die Betheiligten an den Stäfner-Unruhen entgegen. Die Berner Regierung hatte für diejenigen Angehörigen ihres Kantons, die wegen ähnlicher Versuche straffällig erklärt worden waren, eine solche ausgesprochen. Nach langer Ueberlegung entschloß sich Escher zum Entwurf einer Denkschrift an den geheimen Rath, in welcher mit aller Bescheidenheit und in kindlich bittender Sprache die Gründe für den gewünschten Schritt entwickelt wurden. Zur Unterzeichnung lud er nur wenige Freunde und Altersgenossen ein*), und überreichte die Bittschrift im Anfang Novembers 1797 persönlich dem regierenden Bürgermeister. Derselbe verweigerte Anfangs die Annahme, ließ sich indessen durch Eschers ruhige Vorstellungen am Ende bewegen, den Inhalt, jedoch ohne die Unterschriften, dem geheimen Rathe mitzutheilen. Dieser aber beauftragte den Bürgermeister, die Schrift mit angemessenen Vorstellungen über das gefährliche und unerhörte eines solchen Schrittes ihren Verfassern zurückzugeben. Die Vorstellungen wurden einzeln ertheilt, nicht eben nur zürnend ernst, sondern auch mit Äuße-

*) Die Herren Gerichtsherr Paulus Heß, Heinrich Geßner Buchhändler, Heinrich Füßli Maler und Conrad Ulrich Taubstummenlehrer.

rungen freundlichen Wohlmeinens und neben dem Bürgermeister auch noch durch einige andere Mitglieder. Selbst einer der Stifter der helvetischen Gesellschaft, Iselins Jugendfreund und später Geschichtschreiber seines Kantons, glaubte warnen zu müssen. „Ihm sei, sagte er, aus eigener Erfahrung der Jünglinge patriotisches Feuer wohl bekannt. Es sei dasselbe rühmlich, bedürfe aber der Mäßigung, besonders wenn man so nahe daran stehe in den großen Rath gewählt zu werden und Gefahr laufe, durch einen übereilten Schritt diesen Vortheil zu verlieren.“ Auf Eschers Antwort: „Wenn die Eidgenossenschaft nicht schnell kräftige Maßregeln treffe, würde man wol bald keiner großen Räthe mehr bedürfen“, erwiederte der Greis: „So schlimm stehen die Sachen denn doch noch nicht. Sie sehen den Horizont allzuschwarz.“

Was bleibt dem Alter noch übrig, wenn ihm die Jugend in Voraussicht und Weisheit vorangeht? Voll Wehmuth über die Schwäche oder Verblendung, die ihm beinahe überall entgegentraten, zog sich Escher zu seinen wissenschaftlichen Studien zurück und suchte bei dem Gefühl des Alleinstehens um so entschiedener eine Stütze in seinen Grundsätzen und in ernster Selbstprüfung.

Das Jahr hatte sein Ende erreicht und seiner Gewohnheit gemäß verwendete er dessen letzten Nachmittag auf einem Spaziergange im Freien zum Rückblicke auf dasselbe. Das Ergebniß dieser Prüfung am 1. Januar 1798 niedergeschrieben, wird mit folgenden Worten eröffnet: „Stürmisch und naß war gestern das Wetter und doch konnte ich mich nicht entschließen, den Rückblick auf das geendigte Jahr in meinem Zimmer vorzunehmen. Ich verließ also die Stadt und schlug fast unwillkürlich den Weg nach dem Uetliberg ein, der in wildem und dunkelm Kleide vor mir stand. Der Regen hatte nachgelassen und der Wunsch, auf der nämlichen Stelle, wie in den beiden letzten Jahren meine Verhältnisse zu überdenken, bewog mich zur Ersteigung des Berges. Des finstern Himmels ungeachtet war die Gegend nicht ohne Anmuth und im Gegensatze zu dem wilden

Charakter meines Standpunktes stellte sich mir das Thal von Zürich reizend dar; aber fürchterlich heulte der Wind in den Wipfeln der Bäume über die Kante hin und es bedurfte einiger Entschlossenheit, um die beschneite Kuppe vollends zu ersteigen. Es ist dieses das Bild — sagte ich zu mir selbst — der gegenwärtigen und noch bevorstehenden Zeit und ich faßte den Entschluß, wie dem jetzigen Windsturm, so auch allen andern, die vielleicht meiner warten möchten, Stand zu halten, jede Pflicht gegen das Vaterland treu zu erfüllen und in dieser Pflichterfüllung stets Trost und Stärkung zu finden."

Der Zeitpunkt, diese Entschlüsse zur muthigen That reifen zu lassen, rückte mittlerweile immer sichtbarer heran. Bereits war im Waadtlande der Aufstand gegen die Bernerregierung losgebrochen, in Biel ein französischer Maire aufgetreten und der General Saint-Cyr rüstete sich, unter dem Vorgeben, daß er gerufen worden sei, die Stadt auch militärisch zu besetzen. Bereits wurden im Gebiete des Abtes von St. Gallen und in demjenigen von Basel überall Freiheitsbäume aufgerichtet; den 20. Januar in letzterm Kanton im Einverständnisse von Regierung und Volk eine Nationalversammlung zu Entwerfung einer neuen Verfassung aufgestellt, die Standesgesandtschaft aber von der in Aarau versammelten eidgenössischen Tagsatzung zurückberufen. Auch im Kanton Zürich traten die Unzufriedenen immer lauter hervor, so daß die Regierung den 17. Januar die Aufstellung einer besondern Kommission beschloß, an welche Stadt und Land ihre Wünsche und Verbesserungsvorschläge zu übergeben eingeladen werden sollten. Escher hielt den Augenblick für geeignet, seine frühere Bitte um Amnestie zu wiederholen. Aber auch jetzt wurde er und zwar von dem Präsidenten der Kommission mit ziemlich unfreundlichen Worten abgewiesen. Es liegt am Tage, daß diese Abweisung mehr die Folge einer leidenschaftlichen Mißstimmung gegen die Person des, wie man wol immer noch annahm, unberufenen jugendlichen Sprechers, als beharrlicher Abneigung

gegen Ertheilung der Amnestie selbst war, deren dringendes Bedürfniß bereits so allgemein eingesehen wurde, daß der große Rath schon den 29. Januar nicht nur diese, sondern zugleich die Rückgabe der den bestraften Gemeinden abgenommenen Urkunden, Waffen und Kriegskosten mit Einmuth beschloß. Escher beruhigte sich wegen dessen, was ihm persönlich widerfahren war, ohne Empfindlichkeit zu zeigen, mit dem Bewußtsein seiner reinen Absicht.

Unterdessen nahte sich immer schneller die Krise, welche mit Eschern auch andre den Gang der Zeitereignisse mit scharfem Blick verfolgende Männer warnend, aber wie es gewöhnlich der Fall ist, ohne Gehör zu finden, verkündigt hatten. Die Anschauungsweise, die Regierungsmaximen, die Staatseinrichtungen vorübergegangener Jahrhunderte paßten nur noch theilweise für die fortgeschrittene Zeit, für diese indessen hatte man versäumt, die Menschen zu bilden. Die Zeit behält aber immer Recht; denn aus ihr spricht die Stimme Gottes und menschliche Gewohnheitsliebe, Bequemlichkeit oder Vorurtheil versuchen den Kampf gegen dieselbe umsonst. Daher, als die Stunde zum einmüthigen großartigen Handeln oder zum Untergange gekommen war, die allgemeine Rathlosigkeit. Zwar fand in den einfachen Hirtenländern und den wenigen ausschließend Ackerbau treibenden Gegenden, für welche weder in lebhaftem Verkehr, noch in spekulativen oder technischen Studien, noch in einer thätigern Presse der Zeitgeist seine Organe gefunden hatte, der Aufruf begeisterter, mit eigenem Beispiel vorangehender Führer noch Anklang, aber im größern Theile des Vaterlandes war mit dem Lichte zugleich das Irrlicht eingedrungen und nur wenige vermochten zwischen diesem zu unterscheiden. In dieser Noth sollten uns Rath und Beispiel aus demjenigen Lande kommen, welches gerade damals für den einen, wie für das andere am schlechtesten geeignet war. Wahrlich es brauchte Muth bei der Kenntniß solcher Lage des Vaterlandes seiner Stimme dennoch zu folgen, wenn sie zum Handeln und Hervortreten aufrief. Escher aber, obwol er die Gefahr weder verkannte,

noch ihr ausweichen wollte, und obwol er in den Pflichten seines kaufmännischen Berufes, denen er in jener Zeit nur mit wirklichem Verluste sich entziehen konnte, genügende Gründe der Ablehnung hätte finden können, war dennoch zur Übernahme jeder Last zum voraus entschlossen. Bald erging an ihn auch der Ruf dazu.

Umsonst hatte das bereits von seinem waadtländischen Gebiete aus durch die Franzosen bedrohete Bern auch Zürichs kräftige Hülfe angerufen. Bei der aufgeregten Stimmung im Kanton brachte man mit Mühe zwei Bataillone zusammen. Die Regierung, um zu beschwichtigen, beschloß den 3. Februar einer Kommission aus ihrer Mitte Abgeordnete von Stadt und Land „zu Erzielung eines bessern Einverständnisses“, wie sie sich ausdrückte, beizuordnen. Allein schon zwei Tage später mußte diese Maßregel zur Aufstellung einer freigewählten Landesversammlung ausgedehnt werden, welche den Auftrag erhielt, den Plan zu einer auf Freiheit und Gleichheit begründeten Staatsverfassung zu entwerfen, um sie dem Volke zur Genehmigung oder Verwerfung vorzulegen. Bis zur Einführung einer solchen sollten die bisherigen Regierungsbehörden, durch Ausgeschossene der Landesversammlung verstärkt, die Geschäfte besorgen.

---

5. Politische Wirksamkeit vom Eintritte in den vaterländischen Staatsdienst bis zum Frühjahr 1802.

In diese Landesversammlung wurde nun Escher von seiner Zunft zur Konstafel erwählt und damit beginnt seine Wirksamkeit im vaterländischen Staatsdienst. Mit aller Kraft unentweihter Jugend, die Beispiele großer Männer der Vorzeit vor Augen, überzeugt von dem Bedürfnisse der Eintracht für einen kleinen Staat, für die Republik von demjenigen moralischer Würde, mit Glauben an die Macht der Tugend und eines reinen Willens, dennoch ohne Hoff-

nung auf Lohn oder persönlichen Vortheil, im Gegentheil in der Voraussicht des Kampfes mit großen Schwierigkeiten und zu jedem Opfer entschlossen erscheint er vom ersten Augenblick an unermüdlich, einflußreich, hervortretend. Mit seinem Freunde Usteri die Wurzel des Vertrauens der Bürger in der Öffentlichkeit alles Staatslebens erblickend, trug er schon in einer der ersten Sitzungen auf die Herausgabe eines amtlichen, die Verhandlungen der Behörde möglichst treu darstellenden Tagblattes an. Allein auch hier trat ihm die Mehrzahl der Abgeordneten der Regierung und der Stadtzünfte mit ihrer hergebrachten Ängstlichkeit vor politischen Erzeugnissen der Presse entgegen, was ihn indessen nicht hinderte, sich mit Usteri wenigstens zu einer Privatunternehmung zu vereinigen und den 20. Februar wurde das erste Stück des schweizerischen Republikaners ausgegeben, welches so vielen Beifall erhielt, daß nach wenigen Tagen die Auflage vergrößert werden mußte. Bald fanden nun auch die Gegner ein amtliches Tagblatt sei doch Bedürfniß und trugen selbst auf Herausgabe eines solchen an, womit dann Escher unter Aufsicht freilich der Kanzlei beauftragt wurde. Die 23 Nummern mit dem 14. April, dem Tage der Auflösung der Kantonsversammlung, schließend, geben ohne in Einzelnheiten einzutreten oder die Reden der Mitglieder zu liefern, die Hauptergebnisse der Verhandlungen nebst ihren Motiven; ein trauriges Bild der zur Ohnmacht heruntergesunkenen provisorischen Regierung, der Spaltungen in der Kantonsversammlung selbst, des fruchtlosen Kampfes derselben gegen einen die Kantonsversammlung bereits überragenden Klubb, der sich unter dem Einflusse französischer Aussendlinge auf der Landschaft gebildet hatte, am Ende der willenlosen Unterwerfung unter die Befehle des auswärtigen Siegers. In der Kantonsversammlung selbst hatte Escher, noch ehe der Angriff auf Bern wirklich erfolgt war, darauf gedrungen, daß die benachbarten Kantone zu Veranstaltung gemeinsamer Maßregeln eingeladen werden, um der von außen drohenden Gefahr zu begegnen, und als ihm eingewendet

wurde, es sei bei dem Mißtrauen und der Aufregung, die allgemein herrschen, nicht einmal mehr möglich, vertraute Botschaften an dieselben zu senden, sich erboten, persönlich dieß Geschäft zu übernehmen, dasselbe auch mit ungewöhnlicher Anstrengung und nicht ohne Gefahr durchgeführt. Obwol mit schlechtem Troste zurückkehrend, anerbot er sich dennoch dem aus Östreich eingetroffenen General Hotze in seinen Stab einzutreten, falls es demselben gelinge, noch ein Armeekorps zu bilden. Als aber auch diese Hoffnung sich zerschlug, als die Nachricht von Berns Fall wirklich eintraf, als von Seite Zürichs auf Widerstand nicht mehr gedacht werden konnte, die Kantonsversammlung selbst beschloß, mit dem Sieger in Unterhandlung zu treten, da ließ er, obwol nur nach langem Widerstreben, sich auch noch bewegen, der Wortführer der Abordnung zu sein, die im Namen des Kantons sowol an den französischen Gesandten in Basel, als an den Oberfeldherrn in Bern nun abgehn sollte. Seine Berichterstattung über diese Gesandtschaft läßt den Ekel durchblicken, von dem er an beiden Orten erfüllt ward. Bei Mengaud, dem Gesandten, waren es die gemeinen Manieren, der gebieterische Ton, das völlige Verkennen jeder edleren Richtung, die der schweizerischen Nation allein eine bessere Zukunft sichern konnten, die auf Eschern so abstoßend als möglich wirken mußten. Beim General Brüne empörte die unverholen geäußerte Geldsucht, die es deutlich zu verstehen gab, daß Zürichs besseres oder schlechteres Schicksal an Vortheile geknüpft sei, die dem Oberbefehlshaber persönlich zufließen. Welche Aussicht für die neuverkündigte helvetische Republik! und welche für diejenigen, die es übernehmen sollten, als Führer an ihre Spitze zu treten. Escher hatte in der That gehofft, bei den Wahlen in die helvetischen gesetzgebenden Behörden übergangen zu werden. Schon aus Familien- und ökonomischen Rücksichten hätte er es vorgezogen, seinem engern Vaterlande dem Kanton in untergeordneter Stellung Dienste zu leisten. Bereits war er auch, als es sich um die Wahlen für den neuen

helvetischen großen Rath handelte, in sechs derselben jedesmal durchgefallen, obgleich kein andrer Stadtbürger vorgeschlagen worden war, als allmälig über dieses ganz ausschließliche Verfahren Klagen laut wurden und zugleich ein einflußreicher Wähler von der Landschaft sich äußerte: Man müsse doch jemanden haben, der mit der französischen Sprache hinlänglich vertraut sei und akademische Bildung besitze. Unentschlossen im Anfange verstand sich Escher endlich zur Annahme nur nach vielfachen Aufforderungen zum Theil auch früherer politischer Gegner und aus dem edelsten Pflichtgefühl. Den 9. April traf er mit seinem Freunde Usteri, der in den Senat gewählt worden war, in Aarau ein, wo beide eine bescheidene Wohnung bezogen, in der ihnen gemeinsam ein und dasselbe Zimmer zur Arbeit wie zum Empfange diente.

Zur nähern Kenntniß der beiden Behörden, in deren einer nun Usteri, in der andern Escher zu wirken beginnen sollten, mag das nachstehende Urtheil Albrecht Renggers, eines scharfblickenden und selbst an Ort und Stelle befindlichen Beobachters dienen *): „Die Komposition der gesetzgebenden Räthe — sagt derselbe — fiel so aus, wie man es von dem ersten Versuche der Volkswahlen in einem Lande erwarten durfte, dem dieselben, etwa die Bestellung des Dorfhirten ausgenommen, bis dahin größtentheils fremd geblieben waren. Eifersucht gegen die Städter, selbst unabhängig von ihren politischen Gesinnungen, war die Haupttriebfeder, welche die meist aus Landleuten bestehenden Wahlversammlungen in Bewegung setzte und die neuen Staatsämter wurden von ihnen lediglich als eine Beute angesehen, in die man sich nach Maßgabe der Anzahl und der Gegenden zu theilen hätte. Eine Folge davon war, daß Menschen ohne Kultur und Erziehung wenigstens zwei Drittheile dieser Räthe ausmachten, daß manche Mitglieder derselben, ohne

*) Doktor Albrecht Renggers, ehemaligen Ministers des Innern der helvetischen Republik, kleine meistens ungedruckte Schriften, herausgegeben von Kortüm. Bern, 1838. S. 37 f.

darum Cincinnate zu sein, unmittelbar vom Pfluge an das Staatsruder übergingen und daß wol die Leidenschaften und Vorurtheile des Volkes, aber weder die Vernunft, noch die Klugheit, die für seine Bedürfnisse sorgen sollen, durch sie repräsentirt wurden. Selbst unter dem Drittheile, der aus den kultivirten Ständen genommen war, befand sich kaum ein Dutzend Männer von wissenschaftlicher Bildung, wie sie für einen Gesetzgeber erfordert wird und auch diesen mangelten nicht selten die nöthigen administrativen Kenntnisse, die sich nur durch Ausübung erlangen lassen, obgleich sie, meistens Rechtsgelehrte von Beruf, im gerichtlichen Fache den ehemaligen Regierungsgliedern weit überlegen waren. Bei einer solchen Zusammensetzung hält es nicht schwer, einerseits die vielen Fehlschritte unsrer ersten Rathsversammlungen und anderseits die unverzeihliche Sorglosigkeit, womit die wichtigsten Theile der Gesetzgebung von ihnen vernachlässigt wurden, zu erklären. Vergebens beschäftigten sich die bessern Köpfe, denen man weder Unthätigkeit, noch eine falsche Richtung ihrer Thätigkeit vorwerfen konnte, mit denjenigen Arbeiten, die man berechtigt war, von der ersten helvetischen Gesetzgebung zu erwarten. So bald ihre Entwürfe sich nicht der bäurischen Vorstellungsart anpassen ließen, oder mit lokalen Rücksichten und persönlichen Zwecken in Widerspruch traten, wurden sie zurückgewiesen und die einzigen Mitglieder, die ihren Verrichtungen gewachsen waren, durch eine so unwürdige Behandlung nicht selten entmuthigt.“ Günstiger urtheilt er dann über den Privatcharakter und die bürgerliche Rechtlichkeit der Mitglieder dieser Behörden, welche nach seiner Ansicht es mit jedem gleich zahlreichen Regierungskorps der frühern und auch der spätern Zeit hätten aufnehmen können. Allerdings gesteht er dann zu, daß es auch unter ihnen solche gegeben habe, an deren Benehmen man mit Empörung die rohe und nackte Gestalt hätte anerkennen müssen, in der die Unsitte sich bei Menschen ohne Erziehung äußere, aber in das Gewand des Anstandes und der äußern Decenz gehüllt, hätten dieselben

Gebrechen selbst in mancher Periode der gepriesenen ältern Zeit nicht bloß Verzeihung sondern bisweilen sogar Beifall erhalten.

Ohne sich unter solchen Umständen die ungeheure Schwierigkeit ihrer Aufgabe zu verhehlen, waren dennoch die beiden Freunde in diese Versammlungen mit der nämlichen Vaterlandsliebe und mit derselben Charakterstärke eingetreten; aber in der Art, wie sie jene Aufgabe faßten, und in den Mitteln, welche sie um derselben zu genügen, in Bewegung setzten, offenbarten sich allmälig die Verschiedenheit ihres Bildungsganges, sowie ihre Geistes- und Gemüthseigenschaften. Usteri von frühester Jugend auf mit der Wissenschaft um ihrer selbst willen sich beschäftigend, außer der gelehrten Welt in andern Lebenskreisen wenig einheimisch, durch seine universale Geistesbildung in den Stand gesetzt, den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Gebieten des Wissens leicht zu erkennen, bei jeder Untersuchung mit scharfem Blick bis zu den letzten Gründen vordringend, erwartete das Heil der Zukunft nur von grundsätzlicher Reform. Die Prinzipien der neuen Zeit mußten erkannt, von ihrer Grundlage aus mit Bewußtsein gebaut werden, nicht bloß in unserm Vaterlande, nicht bloß in Frankreich, überall in der gebildeten Welt. Die Belehrung sollte nach seiner Ansicht heruntersteigen auf dem Wege der Öffentlichkeit, vermehrter Zeitschriften, verbesserter Schulen bis zu den untersten Klassen. Nur auf diesem Wege konnte die Einheit, die kalt und todt bloß im Buchstaben der Verfassung lag, allmälig auch in den Geist und das Leben der Nation übergehn. Im Senat, wo alles dasjenige zuerst zur Sprache kam, was die Verfassung und ihre Ausbildung betraf, nahmen diese Fragen und überhaupt diejenigen, welche systematischer Natur waren, seine Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch. Seltener und kürzer in minderwichtigen Fällen, sprach er hingegen in solchen einläßlich, und entwickelte meist, nachdem andere erst gesprochen, oder ihre Wissenschaftlosigkeit dargethan hatten, mit aller Schärfe seiner Logik das Bedürfniß eines prinzipiellen Verfahrens. Auf diese Weise

bildete er allmälig, unterstützt von wenigen Gleichdenkenden, um sich eine zwar nicht zahlreiche, aber zusammenwirkende Partei, deren Grundsätze unabänderlich fest standen. Weniger von abstrakten Prinzipien ausgehend, durch die Schule des Lebens mehr, als durch diejenige der Wissenschaft gebildet, gewann hingegen Escher leicht jedem einzelnen Fall eine Seite ab, von der er in edler Weise sich fassen ließ. Was aus sittlichem Gefühl hervorging, was auf wahre Vaterlandsliebe schließen ließ war ihm willkommen, es mochte von der Seite herkommen, oder von einer andern. Den Schwachen ermuthigend, dem Heftigen Ruhe gegenüberstellend, fristete er selbst bei den leidenschaftlichsten Berathungen noch einem edlern Elemente das Leben. Von Systemen weniger, als von der unmittelbaren That, vom Adel der Gesinnung, erwartend, hatte er nie einer Partei angehört. Geachtet, vielleicht wider Willen, von allen; häufiger von allen angefochten, stand er über dem Alltagsleben wie die Ideale, denen er sich als Knabe schon zugewendet, an deren Betrachtung er als Jüngling und reifender Mann sich gekräftigt hatte. Und wenn er nirgends mehr sich verstanden sah, flüchtete er auf die Höhe der Berge und schöpfte neuen Muth aus der Betrachtung der Natur und ihrer Größe. Es sind manche seiner Äußerungen in Schrift noch vorhanden, die es beweisen, wie er in solchen Stunden zugleich den prüfenden Blick in sein Inneres warf und mit Ruhe sich sagen konnte: Es ist dennoch das Wahre, was du anstrebst.

Obwol auf diese Weise dem verschiedenen Zug ihrer Naturen folgend, wirkten dennoch die beiden Freunde auf demjenigen Felde, dessen Anbau ihnen gemeinsam vor allem aus nöthig schien, demjenigen der Öffentlichkeit, drei Jahre hindurch bis zum Ende des März 1801 mit vereinter Kraft und sich gegenseitig ergänzend. In den von ihnen gemeinsam bearbeiteten, die Verhandlungen der helvetischen Behörden darstellenden neun Bänden des schweizerischen Republikaners und seiner Fortsetzungen haben sie eine Hauptquelle zur Geschichte jener Zeit eröffnet und hinterlassen.

Über die im Allgemeinen ruhiger gehaltenen und kürzern Sitzungen des Senates berichtete Usteri, der zugleich die wissenschaftliche Partie der Zeitschrift übernahm, während Escher die stürmischen aber weitläufigern Verhandlungen des großen Rathes mit vieler Treue und Lebendigkeit schilderte. Das Bedürfniß, um dieser Berichterstattung willen den Gang der Berathungen mit steter Aufmerksamkeit zu verfolgen, wirkte ungemein wohlthätig auf die Berichterstatter selbst zurück, die dadurch sowol die genaueste Kenntniß der Personen sich erwarben, als auch mit den vaterländischen Verhältnissen, wie sie bei diesen Behörden vorlagen, vertrauter als wenige andre Mitglieder wurden.

Noch in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Aarau wurde Escher von dem helvetischen Direktorium, welches bei seinem Regierungsantritt sich von allen Geldmitteln so entblößt fand, daß dessen Mitglieder die Anschaffung der ersten Kanzleibedürfnisse aus ihrer eigenen Kasse bestreiten mußten, in Begleit eines zweiten Mitgliedes des großen Rathes nach Zürich abgeordnet, um die daselbst vorhandenen Staatsgelder (den sogenannten Schatz) oder wenigstens einen Theil desselben nach Aarau zu überbringen, bevor französische Truppen dort einrücken würden. In der That folgten diese Letztern den Abgeordneten nur wenige Stunden nach ihrem Eintreffen ebenfalls nach. Um so mehr beeilten sich Escher und sein Begleiter ihren Auftrag zu vollziehen. Allein die neugewählte Verwaltungskammer setzte ihnen Schwierigkeiten entgegen, indem sie einerseits noch gewissermaßen ein Kantonaleigenthum dieser Gelder und anderseits die Besorgniß gelten machte, die Franzosen möchten in Zukunft von ihr Rechenschaft fordern; am Ende willigte sie in die Abführung von zwei Fünftheilen der 500,000 Gulden, die beiläufig der Schatz enthalten sollte. Als aber gegen Abend im Schatzgewölbe die Übergabe geschehen sollte, erschien plötzlich eine Anzahl von Bürgern mit der Erklärung, daß sie dieses „Stadteigenthum" nicht wegnehmen lassen, begab sich indessen, nachdem das Gewölbe wieder ver-

schlossen ward, ohne weitere Vorkehre hinweg, so daß in einer Frühstunde des folgenden Morgens die wirkliche Abführung kein Hinderniß fand. Noch vor dem Abend ward das Gewölbe mit der zurückgebliebenen Baarschaft durch die Franzosen bewacht.

Gerade in jenen Tagen war die allgemeine Aufmerksamkeit im Vaterlande auf den Widerstand gerichtet, den die Kantone der innern Schweiz, so wie auch mehrere Bezirke des östlichen Theiles derselben der Annahme der helvetischen Verfassung entgegenstellten und den so eben die französische Armee mit Waffengewalt zu bändigen sich rüstete. Im engern Kreise einiger Mitglieder der helvetischen Behörden zu Aarau hatte sich Escher bei seiner genauen Kenntniß der Berggegenden auch von militärischem Standpunkte aus über die Sache geäußert und Vermuthungen über den Operationsplan sowol der Franzosen als der Länderbevölkerang ausgesprochen. Der General Schauenburg, der in Aarau davon etwas vernommen hatte und in Zürich gerade zu derjenigen Zeit eintraf, wo Escher nach vollzogenem Auftrage dasselbe wieder verlassen wollte, ließ ihn zu sich bitten und verlangte, auf jene Aeußerungen sich berufend, nun von ihm selbst auch seine Ansichten zu erfahren. Freimüthig entgegnete Escher: Er halte diesen Krieg für den ungerechtesten von allen, und für seine Person würde er weit lieber auf der Seite der Angegriffenen stehen als derjenigen der Angreifer. Das sei seine Sache, versetzte Schauenburg. Er als General habe zu vollziehen, was ihm aufgetragen worden und nun begann er in Gegenwart mehrerer Staboffiziere Eschern einen Angriffsplan zu entwickeln, zufolge dessen das von Glarnern und Einwohnern der Landschaft Gaster besetzte Rapperschweil erst beschossen werden sollte, um durch den Brand die Schwyzer zu schrecken, während dann unmittelbar hernach ihr Kanton vom Zürichsee, von Zug und Luzern her angegriffen werde. Es dauerte lange, bis Escher den General dahin bringen konnte, auf ein so unnützes Bombardement zu verzichten. Den meisten Eindruck machte seine Versicherung, daß der Brand

dieses Ortes und die Besorgniß ähnlichen Schicksals für ihre Wohnungen bei der Bevölkerung der Länder den Muth zum Widerstande gewiß eher steigern werde.

Als Escher mit den geretteten Geldern in Aarau eingetroffen war, hatten sich allmälig aus den meisten Kantonen die Mitglieder der gesetzgebenden Behörden dort eingefunden und die Verrichtungen derselben fingen an ihren geregelten Gang zu nehmen. Es würde zu weit führen, die lebendige und ausdauernde Theilnahme desselben an denjenigen des großen Rathes bis in alle Einzelnheiten zu verfolgen. In den schwierigsten Lagen blieb er sich gleich, gerecht, freimüthig und besonnen*). Als es sich um die Bestimmung des Hauptortes für den aus Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug neu gebildeten Kanton Waldstätten handelte, nahm er einem Antrage, der Sarnen dazu vorschlug, gegenüber, mit Kraft und gutem Erfolge für Schwyz gerade um seines im Kampfe gegen die Franzosen bewiesenen Muthes willen Partei. Bei der Beschwerdeführung über die Erpressungen, Gewaltthaten und Willkür aller Art, welche sich die Franzosen und namentlich der Kommissär Rapinat erlaubten, indem dieser sogar den Austritt einiger Mitglieder des Direktoriums und die Wahl andrer forderte, war Escher unter den wenigen freimüthigen Kämpfern gegen alle diese Ungebühr der erste, bisweilen der einzige. Dem verlarvten Eigennutze, der heuchlerisch ausrief, wer nicht für unbedingte Aufhebung der Zehnten und Grundzinse stimme, sei kein Patriot, stellte er das schlagende Wort gegenüber: „Wenn der Patriotismus darin bestehen soll, den reichen Bauer auf Kosten des Staates noch reicher und den armen noch abhängiger von jenem zu machen, so will ich kein Patriot sein.“

Die Verhandlungen dieser Gegenstände waren die schwierigsten, mit denen die gesetzgebenden Behörden während der ersten Periode

---

*) Ausführlicher und anschaulich ist Eschers Thätigkeit in der gesetzgebenden Behörde während des Aufenthaltes derselben in Aarau dargestellt im Neujahrsblatte der Zürcher'schen Stadtbibliothek für 1828.

ihrer Wirksamkeit bis zur Verlegung des Regierungssitzes nach Aarau im Anfange des Oktobers sich zu beschäftigen hatten. Nur über einen Anzug und dessen Schicksal, der ebenfalls noch in jene früheste Zeit fällt, soll hier etwas ausführlicher eingetreten werden, weil er neben Eschers ehrenhaftem Benehmen am lebendigsten auch dasjenige eines Theiles seiner Kollegen und die traurigen Wirkungen der Leidenschaft zeichnet, wenn sie durch Parteigeist und Selbstsucht, diese gefährlichsten Gegner wahrer Freiheit, genährt wird; vorzüglich aber, weil dessen ungeachtet wenigstens in einer der beiden Behörden noch soviel gesunder Sinn vorhanden war, um das Äußerste zu verhüten und die Schmach einer unedeln Handlungsweise vom Vaterlande abzuwenden, ein Beispiel gewiß der vollen Beherzigung auch unsrer spätern Zeiten werth, und sprechend zugleich für den Vortheil einer Berathung desselben wichtigen Gegenstandes in zwei gesönderten Behörden. Es betraf derselbe die sogenannte Patriotenentschädigung.

Den 5. Mai 1798 erschien, dem schweizerischen Republikaner zufolge*), der B. Raimondin vor den Schranken des großen Rathes und legte im Namen der seit 1791 von der Berner'schen Regierung verfolgten Patrioten des Kantons Leman die Bitte um Entschädigung für erlittenen Schaden vor. Er gründete dieselbe auf Zusicherungen der französischen Generale und Kommissärs. Der große Rath übertrug das Ansuchen einer Kommission von sieben Mitgliedern zur Berichterstattung und Stellung eines Antrags und zwar nicht nur mit Berücksichtigung der verfolgten lemanischen Patrioten, sondern auch der übrigen. Den 21. Mai wurde das Gutachten dieser Kommission vorgelegt. Es trug dasselbe auf Entschädigung aller seit 1789 verfolgten Freiheitsfreunde an. Dieselbe solle von den ehemaligen „Oligarchen" geleistet und zu diesem Ende das Vermögen derselben als Hypothek unter Beschlag gelegt werden.

---

*) Band I. S. 76.

Alsobald nahm Escher das Wort: „Verfolgte Freunde der Freiheit — sprach er — verdienen Entschädigung und sollen sie erhalten, aber unbillig und selbst ungerecht ist die vorgeschlagene Weise. Die Oligarchen, die ihr anklagt, haben nicht als Privatpersonen, sondern als Mitglieder von Regierungskörpern gehandelt, die bereits aufgelöst und überdieß durch die Kontributionen bestraft sind, welche sie den Franzosen bezahlen mußten. In jeder Regierung, auch nach unsrer neuen Verfassung ist das einzelne Glied derselben für seine Meinung und sein Urtheil unverantwortlich. Die Freiheit, die wir für uns selbst in Anspruch nehmen, sollen wir auch andern zukommen lassen. Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit fordern, daß der zweite Theil des Gutachtens an die Kommission zurückgewiesen werde, um bessere Quellen für die nöthigen Entschädigungen anzuweisen." — „Unterdrückung und Verfolgung — erwiderte Rellstab von Langnau — waren unter den alten Regierungen so schauderhaft, daß diese nun billig die Folgen davon tragen. Nicht nur Entschädigungen sollten sie zahlen, sondern auch noch die Kosten ihrer Verfolgungsmaßregeln, die aus dem Staatsgute genommen wurden, diesem ersetzen." — „Und über dieses — rief Trösch aus dem Kanton Solothurn — ihrer Verbrechen wegen für zehn Jahre unfähig für alle Staatsdienste sein." Von allen Seiten wurde Beifall geklatscht. „Klatschen — sprach Escher — ist kein Vernunftgrund. Bis solche mir gegenübergestellt werden, beharre ich auf meinem Antrag." „Auch Vernunftgründe sind anzuführen, versetzte Secretan: Uns hat das Volk unverantwortlich erklärt, die alten Oligarchen wollten keine Gewalt vom Volke. Ohne Recht dazu waren sie Regenten und Gesetzgeber zugleich. Darum eben sind sie dem Volke verantwortlich" „Und weil die Individuen gefehlt haben, fügte Wyder aus dem Kanton Luzern hinzu, sollen auch die Individuen zahlen." In seiner eigenthümlichen Weise und freilich von ganz anderm Standpunkte ausgehend, kam nun Suter von Zofingen Eschern zu Hülfe: „Wenn ich schon weiß — sprach er — daß ihr mich wahrscheinlich

ebenfalls einen Aristokraten nennen werdet, so sage ich dennoch: Seid gerecht, wenn ihr frei sein wollt. Es ist wahr, einige wenige Familien haben uns das Netz über den Kopf geworfen, aber warum haben wir uns von den Hunden so lange hudeln lassen, unsre schmähliche Verfassung wie gute Schafe geduldet? Oder wo waren denn unsre Telle, unsre Winkelriede, unsre Stauffacher? Haben wir zum großen Ziel mitgewirkt? Alles was wir sind, haben wir den Franzosen zu verdanken. Ohne sie hätten wir auch nicht einen Stein zum großen Gebäude der neuen Freiheit gesetzt. Ich verachte und verfluche diejenigen, welche uns so lange gedrückt haben; aber ich schiebe die Schuld nicht auf sie allein, sondern zugleich auf unsre eigene Unvernunft und Schlechtigkeit. Darum ist es nicht billig, daß sie allein büßen. Mein Schluß geht also dahin: Die ganze Nation soll büßen. Sie soll den Oligarchen die Schuld tragen helfen, weil sie so lange Tyrannen geduldet und nicht selbst mit eigener kräftiger Hand sie gestürzt hat." — „Wir sollen keine Telle, keine Winkelriede gehabt haben? zürnte vom Präsidentenstuhle herunter Huber von Basel. Was waren die Bürger von Stäfa, die Laharpe und die übrigen verfolgten Patrioten denn anders? Daß das Volk so erniedrigt war, daß es an seine Retter nicht wie einst das Volk der Länder sich anschließen konnte, war neue Schuld der Oligarchen und jetzt da diese daliegen wie niedergestürzte tolle Hunde, jetzt will man in dieser Versammlung sich ihrer annehmen und mit den armen gnädigen Herren Mitleiden haben und der guten Leute schonen und dagegen das junge Kind, die Republik, die kaum noch Windeln hat, mit den Folgen der Thaten jener Wahnsinnigen belasten." Umsonst verlangte mitten unter Klatschen und Bravorufen Escher noch einmal das Wort. Beinahe einmüthig wurde das Gutachten angenommen und lediglich der Kommission noch aufgetragen über die Art, wie bei Ausmittlung der Entschädigungen verfahren und darüber abgesprochen werden solle, Vorschläge einzubringen. Zu diesem Ende wurden noch zwei Mitglieder der Kommission beigeordnet und der

Präsident ersucht, sie zu ernennen. Als er Nücé aus dem Wallis nannte, erklärte dieser, da er als verfolgter Patriot selbst Entschädigung zu fordern habe, sei er Partei. „Das gilt gleichviel, rief Huber, wir sind alle Partei." Nücé wurde ernannt und neben ihm Wyder.

Da die Kommission bis zur abermaligen Berichterstattung einige Wochen hingehen ließ, so forderte Billeter von Stäfa Beschleunigung. Abermals erhob sich Escher und wies auf die Schwierigkeiten der Ausmittlung, der Beurtheilung, der Entscheidung hin, auf die unschickliche Bildung der Kommission aus Mitgliedern, deren größere Hälfte selbst Entschädigung verlange, unentwegt auch durch den Vorwurf, daß er die Sache nur zu verzögern suche. „Der liebe Gott, sprach Nucé, erhalte Eschern und seine Menschenliebe und erleuchte uns beide! Wer hat im Wallis köpfen und hängen lassen? Diese werden doch wol auszumitteln und zur Entschädigung zu zwingen sein. Freilich sind die meisten Mitglieder der Kommission, ich selbst, Partei; ernennt darum meinethalben eine andre, oder noch lieber, bildet einen außerordentlichen Gerichtshof, denn bei großen Übeln müssen große Mittel gebraucht werden. Immer will man mit den schlimmsten Verbrechern Mitleiden haben und wenn man Arme erleichtern sollte, fordert man die strengste Gerechtigkeit." Gegen einen außerordentlichen Gerichtshof, der leicht in ein Revolutionstribunal ausarten könne und überhaupt gegen außerordentliche Maßregeln trat Kuhn auf, wünschte auf bestimmte Nachweisungen begründete Anklagen vor den gewöhnlichen Distriktsgerichten. Nöthigenfalls könne der Kantonsstatthalter, insofern er nicht selbst Partei sei, drei derselben vorschlagen und jede der Parteien eines zurückweisen und da bemerkt wurde, beim gewöhnlichen Rechtsgang dürften mehrern der Kläger die Mittel gebrechen, ihre Prozesse zu führen, machte er auf die frühere Übung im Kanton Bern aufmerksam, zufolge welcher in solchen Fällen auf ein vorgewiesenes Zeugniß hin der Staat einen Advokat beauftragt und die Kosten getragen habe. — „Noch nie, erwiderte Billeter, bedauerte ich so

sehr, daß die alten Oligarchen uns in der Unwissenheit ließen und ich nur meinen schlichten Menschenverstand den Spitzfündigkeiten meiner gelehrten Gegner entgegenstellen kann. Ich danke Kuhn für seine Großmuth, uns nun gar mit Bettelbriefen beschenken zu wollen, um Patrioten in den Stand zu setzen, gegen Oligarchen ihr Recht zu behaupten. Ich aber brauche keinen. Ich habe einen gedruckten von den lieben Oligarchen erhalten, der mir 1000 große Thaler eintragen soll, nämlich mein Signalement und Versprechen auf meinen Kopf von 1000 Thalern. Übrigens beharre ich auf der schnellen Beendigung dieser Sache. Mögen dann die Oligarchen unter sich ausmachen, wie sie zahlen wollen. Sie sind gute Freunde und kennen sich selbst am besten." Unterdessen gelang es wenigstens, die Bildung einer neuen, aus Unbetheiligten bestehenden, Kommission zu bewirken. Bald aber verlangten drei Mitglieder derselben entlassen zu werden, unter diesen Mayr von Arbon, weil er mit einem der zu entschädigenden, dem fünfzehnhundert „Oligarchen" aus dem St. Gallischen in's Haus gefallen wären, verwandt sei. Sie wurde ihnen verweigert, indessen noch zwei andre Mitglieder, Huber und Secretan zugegeben. Den 30. Juni wurde nun von dem Letztern der ausführliche Entwurf eines Beschlusses vorgelegt und in drei aufeinander folgenden Sitzungen der Behörde berathen. Selbstsucht, Parteileidenschaft, Rohheit traten während derselben ganz unverhüllt hervor. Für Arretirung, Zeitversäumniß und verlorene Mobilien forderte ein Berner 600 Louisd'or. Eine Ohnmacht seiner Frau hatte einer zu 4000 Franken berechnet. Dennoch behauptete Huber, die Patrioten seien nur noch zu furchtsam, zu bescheiden. Sie könnten ihre Forderungen noch viel höher stimmen, wenn man alles in Anschlag brächte. Zugleich trug er für die Beurtheilung auf ein Revolutionstribunal an und dieser Antrag wurde durch Schoch von Schwellbrunn unterstützt, mit dem Beisatze, daß ein solches Tribunal wol dann auch noch zu anderm von Nutzen sein könne. Eben dieser rieth die Oligarchen in's Elend zu schicken und äußerte sich in den

gemeinsten Ausdrücken über das Christenthum. Unterdessen fanden auch Escher und Kuhn, welche unentwegt für Mäßigung und Gerechtigkeit sprachen, von mehrern Seiten Beistand. Koch von Thun machte die Unmöglichkeit so bedeutender Entschädigungen gelten. Häuser in Bern, wurde behauptet, die bei Theilungen früher für 70,000 Franken übernommen worden seien, würden gegenwärtig für 18,000 umsonst ausgeboten. Legler von Glarus wies auf das Beispiel Venedigs hin, wo gegenwärtig in den plötzlich verarmten patrizischen Familien furchtbare Entsittlichung herrsche. Nichts desto weniger wurde mit großer Mehrheit beschlossen, den Entwurf in seiner nunmehrigen Fassung dem Senate zu überweisen. Zufolge dessen sollten alle Patrioten, welche von den alten Regierungen um der Sache der Freiheit willen verfolgt worden, Entschädigung erhalten; diese Entschädigungen geleistet werden durch die Oligarchen, und zwar unter solidarischer Verbindlichkeit der gesammten Behörden, von denen die Verfolgungen ausgegangen, unter alleiniger Ausnahme derjenigen Mitglieder, welche sich den Beschlüssen widersetzt hätten. Die Urtheile sollten gesprochen werden durch Distriktsgerichte, von denen das Direktorium je drei vorzuschlagen habe, jede der Parteien aber von diesen eines zurückweisen müsse. Berufung dürfe statt finden an die Kantonsgerichte und von diesen in letzter Instanz an den obersten Gerichtshof. Die vorgeschlagene Prozeßform war im Ganzen ziemlich summarisch.

Den 5. Juli kam nun dieser Beschluß beim Senat zur Verhandlung. Zu seiner Prüfung wurde hier ebenfalls eine Kommission bestellt, in die keiner genannt werden durfte, der Mitglied einer frühern Regierung oder von derselben angestellt war, keiner der Selbstentschädigung begehrte und keiner, der gegen die Franzosen die Waffen trug. Die Mehrheit der Kommission, aus sechs Mitgliedern bestehend, obwol in dem Beschlusse verschiedene gefährliche Bestimmungen findend, andre schützende vermissend, trug dennoch auf Annahme an, in der Hoffnung, „die Rechtschaffenheit, Billig-

keit und Unparteilichkeit der Richter werde hinlänglich vor allem Mißbrauche sichern" und mit dem Beisatze, „das Direktorium sei zu ersuchen, dem Volke kund zu thun, daß durch die bewilligten Entschädigungen keineswegs Veranlassung zu ungerechten Spekulationen und böswilligen Bedrückungen der ehemaligen Regierungen gegeben werden solle, sondern jeden, der solchen Mißbrauch sich erlauben würde, strenge Ahndung der konstituirten Gewalten treffen werde." Ein einziges Kommissionsmitglied indessen, Fornerod von Wiflisburg, vertheidigte seine abweichende Minderheitsmeinung, die auf Rückweisung des Beschlusses ging, mit guten Gründen und so sichtbarem Beifall, daß selbst einige Glieder der Mehrheit wankend wurden, zu bereuen schienen, ja zwei derselben ihre frühere Meinung soviel als zurücknahmen. Gleichzeitig kam beim Senate eine Zuschrift Heinrich Pestalozzi's ein, durch die er mit seiner gewohnten Wärme über den Beschluß des großen Rathes, sowol in Rücksicht auf Form als Inhalt desselben, sich mißbilligend äußerte: „Vaterland — sagt er in derselben — wie kannst du den Umfang und den Zusammenhang aller deiner Kräfte außer Augen lassen? Bringe die ehemaligen Standesglieder allgemein ihrem Ruin nahe und fülle dann, wenn du kannst, die Lücken der Sittlichkeit, der Kunstbildung, der reinern Gefühle, der häuslichen Lebensweisheit, der wohlthätigen Gesinnungen und vorzüglich der Menschenkenntniß, der Staatskenntniß und der großen Berufs- und Regierungsfertigkeiten aus, die dadurch im Lande entspringen müssen; und wenn du auch dieses alles für nichts achten wolltest, fülle, wenn du kannst, wenigstens nur die Brodlücke aus, die aus dem zerstörten Zusammenhange dieser Familien mit dem allgemeinen Wohlstande des Landes entspringen muß. Allerdings will auch ich leidende Patrioten nicht ungetröstet wissen, aber ich fordere einen das ganze Vaterland umfassenden Blick in den Grundsätzen, nach denen man dabei zu Werke gehen will und hätte nur dieses gerne, daß die Patrioten in dieser Angelegenheit auch keine Spur der sittlichen Verhärtung

hervorblicken ließen, die sie an ihren ehemaligen Verfolgern mit Recht strafbar finden, denn Willkür und Rachsucht sind hinter der dreifarbigen Fahne wahrhaftig nicht minder verächtlich als hinter dem zweifärbigen Mantel." Auch eine Eingabe mehrerer ehemaliger Regierungsglieder von Zürich ward vorgelegt, die in einfacher und klarer Weise das form- ja verfassungswidrige in dem Beschlusse darthat. Kein Widerspruch erhebt sich, als ein Mitglied auf den Druck und französische Uebersetzung derselben anträgt. Mit gewissenhafter Einläßlichkeit wurde nun dieses Geschäft in mehrfachen Sitzungen vom sechszehnten bis zum dreißigsten Juli behandelt, von den meisten in ruhiger, von einigen in wahrhaft edler Sprache, in gemäßigter, vielleicht auch eingeschüchterter selbst von den leidenschaftlichen und betheiligten; denn immer stärker trat während der Berathung die Mißbilligung hervor. Die Summe dessen was dagegen gesagt ward, zeigen die nachfolgenden Äußerungen in wenigen Worten. Die ehemaligen Regierungen, sprach Genhard, haben Verfassungen und Gesetze von ihren Vorfahren erhalten, sie wären eher verantwortlich, wenn sie dieselben unvertheidigt preisgegeben hätten. Berthollet: Die Zweideutigkeit des Gesetzes macht dasselbe zum Apfel der Eris. Hoch: Es öffnet eine Thüre, durch die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit einströmen können. Schärer: Es wird eine solche Menge von Patrioten und Antipatrioten wecken, daß wir nicht mehr daraus kommen. Patrioten sind diejenigen die dem Vaterlande Opfer bringen. Reding: Keine bittrern Vorwürfe können einer gesetzgebenden Behörde gemacht werden, als diejenigen, ihre Mitglieder haben für sich selbst gesprochen. Laflèchere: Das Vaterland kann nur durch Achtung entschädigen, nicht durch Geld. Bay: Was ziehen Bodmer und Stapfer vor, Geld oder den Dank der Nation? Sie dürfen nur ein Wort sagen: Wir haben gelitten für die Freiheit des Vaterlandes, alles was wir wollten ist erreicht, und alle Herzen werden ihnen schlagen, alle Federn ihr Lob verkünden. Meier von Aarau: Er fordere

nichts und habe die Aarauer beredet, auch nichts zu fordern. Brunner von Solothurn: Ich und meine Söhne waren eingekerkert, wir wollen aber keine Entschädigung (allgemeines Klatschen). Fuchs: Ist die schuldlose Gattin eine Verbrecherin, weil sie einen Aristokraten liebte? Verdienen die unmündigen Kinder nicht unser Mitleid? Sind die Zünfte unschuldig? Sind es die Bauern, die mit Knitteln zuschlugen? Lüthy von Solothurn: Wer nur für sein Recht aufsteht, ist um deßwillen noch kein Patriot. Die ersten Eidgenossen waren es, weil sie Großmuth übten. Lüthy von Langnau: Ich habe nie einen verwerflichern Beschluß des großen Rathes gesehen. Kubli: Es gibt auch falsche Patrioten, die selbst eher zahlen sollten. — Mit einziger Ausnahme von vier Stimmen verwarf der Senat den Gesetzesvorschlag. Ein Versuch, im Herbste dieses Jahres und dann später im November 1799 die Sache wieder aufzunehmen, scheiterte ebenfalls. Das Übergewicht, welches allmälig die gemäßigten Mitglieder der gesetzgebenden Räthe gewannen und der Sturz derjenigen Partei im Direktorium, welche durch revolutionäre Maßregeln herrschen wollte mußte auch auf diese Angelegenheit zurückwirken, so daß dieselbe von der Zeit an gänzlich verschwindet.

Es läßt sich denken, daß Eschers kühnes und kräftiges Hervortreten schon unmittelbar nach seinem Eintritt in die gesetzgebende Behörde nicht unbemerkt bleiben konnte, und daß es auch in verschiedener Weise beurtheilt ward. Noch war ein Theil seiner Mitbürger, selbst frühere Freunde, ja Einzelne seiner nächsten Anverwandten so tief in ihrem Hasse gegen die Revolution befangen, daß selbst sein edelmüthigstes Benehmen dieselben nicht mit der Theilnahme versöhnen konnte, die er früher den Neuerungen zugewendet hatte. Von diesen wurde auch weniger sein Kampf gegen die schlechtere Richtung der helvetischen Regierung bemerkt und gelobt, als vielmehr seine Unterstützung der bessern hervorgehoben und getadelt; denn nur von der gänzlichen Herstellung des Alten

erwartete diese Klasse das Heil. Andere hingegen sprachen ihren Dank, ihre Bewunderung aus, verhehlten aber dabei keineswegs ihre Besorgniß über die Gefahren seiner Stellung. So schrieb an ihn Ludwig Meier von Knonau, der nachherige Staatsrath und Historiker: „Auch wir kennen so ziemlich das Kritische des Standpunktes, auf dem Sie sich befinden, aber jedermann, der wahren Menschenwerth zu schätzen weiß, ehrt auch Ihren Muth und Ihre Unerschrockenheit; ja, darf ich es Ihnen sagen, Ihre Freunde sind besorgt für Sie, wie für einen Führer, der bei keiner Gelegenheit zurückbleibt, sondern sich jeder Gefahr preisgibt," und Steinmüller, damals Pfarrer in Kerenzen, als Naturforscher und Freund ihm nahestehend, einer seiner fleißigsten Korrespondenten, rief ihm zu: „O edler Mann, wie leuchtest Du unter deinen Mitarbeitern hervor! Tausende segnen Dich; aber auch auf welch' stürmischem Ozean segelst Du!" — Ebenso schrieb ihm voll Freude über seine Rede zu Gunsten der Schwyzer nach dem rühmlichen Kampfe derselben gegen die Franzosen Lavater: „Ich danke Ihnen, lieber Escher, und sehr viele, die mit der ehrwürdigsten Sache der Wahrheit und Freiheit kein Spiel treiben, danken Ihnen herzlich mit mir für das freimüthige Wort, das Sie, ganz Ihrer Rechtschaffenheit und Ihres Geradsinnes würdig, zu Gunsten der wackern Schwyzer sprachen. Traurig genug, daß ein solches Wort von einem einzigen gesprochen werden mußte, daß es nicht tausendfach wie ein Kartätschenfeuer aus aller Herzen floß. Daß die Franzosen, die doch nur in Ehre und Freiheit zu leben vorgeben, freien Schweizern ihre Assignatenfreiheit mit Bajonetten aufzudringen sich erlaubten, ist an der Tagesordnung; das Unnatürlichste ist ihnen das Natürlichste; aber daß wir Eidgenossen dazu schwiegen, daß wir ihnen noch unsre Kanonen liehen, unsre Bundesgenossen zu schlachten, daß unsre Landbürger sich gegen sie brauchen ließen und daß wir diese Sünde noch auskündigen, wie die zu Sodoma — welcher Rheinstrom wird uns diesen Flecken abwaschen? Dennoch, braver Escher, wollen

wir den Muth nicht verlieren. Gott hilft den Tapfern und wenn ein geheimes Verhängniß seine Hülfe verschiebt, so ist's doch besser als ein redlicher Mann sterben, als in diesem moralischen Sans-cülottismus fortleben. Lassen Sie uns diesem aus allen Kräften entgegenarbeiten! Freilich berge ich Ihnen nicht: Wer so redet wie Sie und unter Freiheitsheuchlern so zu reden verpflichtet ist, der muß sich auf das Schlimmste gefaßt machen; denn die grimmigsten Feinde wahrer Freiheitsfreunde sind die Freiheitsheuchler. Fast möchte ich Ihnen rathen: Bringen Sie was Ihnen lieb ist, bald möglichst in Sicherheit und nehmen Sie sich vor allem, was nur einen Schein wider Sie an die Hand geben könnte, in Acht. Ich bitte nicht um Verzeihung, daß ich Ihnen nicht ohne Grund diesen Wink gebe." In der That fehlte es zu jener Zeit weder an Drohungen, noch an Verdächtigung. Schon hörte man die Behauptung, auch die neuen helvetischen Behörden bedürfen eines achtzehnten Fructidor und im großen Rathe selbst machte Kuhn die Anzeige, daß Mitglieder der helvetischen gesetzgebenden Räthe in einem französischen Blatte als östreichische und englische Faktion bezeichnet werden, und trug auf eine öffentliche Erklärung der Behörde an, daß diese Beschuldigung verläumderisch sei. „Schon lange, sprach Escher, erwartete ich nicht nur die Anzeige, sondern wirklich einen achtzehnten Fructidor; aber ich betrachte seine Annäherung mit Verachtung und auch jetzt noch finde ich es unter unsrer Würde, uns mit dieser Anzeige, die aus einer Zeitung, deren Verfasser unbekannt ist, hergenommen wird, zu beschäftigen. Ich widersetze mich daher Kuhns Antrage einer Rechtfertigung. Wir sind niemandem, als unserm Volke Rechenschaft von unsern Handlungen schuldig und dieses wird mit dem ganzen vorurtheilslosen Publikum, welches einiges Interesse für uns hat, fühlen müssen, daß wir unsre Unabhängigkeit nach beßten Kräften gegen jede ungerechte Anmaßung, woher sie auch kommen mochte, schützen, und daß es daher lächerlich sei, uns aufzubürden, es sitze eine Partei in unsrer Mitte, welche

derselben feind sei. Ich fordere Tagesordnung.“ Diese wurde dann auch beschlossen und Escher hatte durch sein Votum bewiesen, daß er die natürlichen Folgen freier Meinungsäußerungen richtiger würdigend als der größere Theil seiner in der hergebrachten Ängstlichkeit vor denselben aufgewachsenen Landsleute bereits auf dem Standpunkte angelangt sei, der uns bei einem reinen Bewußtsein unwürdige Angriffe der Presse verachten lehrt, so lange sie nicht an Thatsachen sich lehnen, die den sittlichen Charakter entehren. Hier aber war Escher unantastbar, das anerkannten alle seine Kollegen. Daher finden wir denn auch seinen Einfluß im großen Rathe steigend, ja in der wichtigen Periode, wo der Sitz der Regierung von Aarau nach Luzern verlegt ward, ihn mit dem Präsidium desselben bekleidet, wie gerade gleichzeitig seinen Freund Usteri mit demjenigen des Senates.

„Wir verlassen nun — sprach er in der Schlußrede der Sitzungen zu Aarau — diese Wiege der neuen Republik, die uns in der Geburtsstunde derselben freundlich aufnahm, mit dankbarem Herzen. Werfet, Gesetzgeber, noch einen Blick zurück auf dasjenige, was wir während der fünf Monate unsers hiesigen Aufenthaltes geleistet haben und fragt euch, warum es nicht mehr war? Das Vaterland schenkt uns nun vierzehn Tage Zeit zum Nachdenken. Laßt uns dieselbe dazu anwenden mit vorurtheilsfreiem Blick uns selbst zu beurtheilen, daß wir kräftiger hinfort gegen dasjenige kämpfen, was dem wahren Fortschritte zum Bessern hinderlich ist. Verzeiht mir, daß ich so viel von Schwäche, von Kindheit, von unsern Fehlern zu euch sprach; es ging hervor aus dem innersten Gefühl meines Herzens, und da ihr mich dessen ungeachtet an eure Spitze stelltet, so glaube ich einiges Recht zu haben, meine eigenen Empfindungen auch als Bedürfniß der ganzen Versammlung vorstellen zu dürfen.“

Nach Luzern übersiedelte er mit großer Befriedigung. Die herrliche Lage der Stadt, die Nähe der Gebirgswelt nahmen Gemüth

und Wissenschaft gleichmäßig in Anspruch. „Angenehm war, so äußerte er sich in einem seiner Jahresüberblicke, die er je am Neujahrsmorgen niederzuschreiben gewohnt war, mein Leben in dem romantischen Luzern. Nie werde ich meine liebliche Wohnung, meine heimelige Lebensart, meine öftern vergnügten Wanderungen nach Zürich und im Frühjahr 1799 die lieblichen Exkursionen nach Hergisweil, auf die Rengg, nach Oberstad, nach Stanz, nach Küßnacht u. s. w. vergessen. Ruhig und lehrreich floßen jene Tage dahin." Eine Folge dieser Stimmung war denn auch der Schwung seiner Eröffnungsrede der Sitzungen des großen Rathes in jener Stadt den 1. Oktober 1798. An eine Schilderung der glücklichen Lage derselben wegen der sie umgebenden großartigen Natur und der Nähe reicher geschichtlicher Erinnerungen, knüpft er eine rasche Durchführung der Hauptmomente der Geschichte des Vaterlandes, weist schon in den frühesten Zeiten den unternehmenden und freiheitsstrebenden Geist des Volkes nach. Die Nachtheile des der Römerherrschaft folgenden Feudalwesens zugebend, machte er auf der andern Seite auch auf den wohlthätigen Einfluß aufmerksam, den dieses in den ersten Zeiten auf Beförderung des Ackerbaues und verbesserte Landeskultur übte. Dann zeigt er in den allmälig aufblühenden Städten ein neues Element des Staatslebens, bestimmt Handel, Industrie, Kunstfleiß in dasselbe einzuführen und die Pflege der Wissenschaft zu übernehmen, in dem Maße, in welchem dieselbe in ihren ursprünglichen Pflegestätten, den Klöstern, in Vernachlässigung versank. Aber wie in diesen der Stillstand sich rächte, so später hinwieder in den Städten. Die Folgen traten in den Ereignissen, die wir selbst erlebten, zu Tage. Anders stellt sich die Eigenthümlichkeit und die Lebensweise der Bewohner der Hochgebirge dar. Die Geschichte hat wenige schönere Epochen als diejenige, in welcher sie durch Muth auf der einen und Mäßigung auf der andern Seite zur Unabhängigkeit, zur Freiheit und Gleichheit im vollesten Sinne gelangten. Warum aber

wollten sie, die selbst Freien, später Unterthanen haben? Warum gönnten sie andern die Rechte nicht, die sie für sich doch in Anspruch nehmen? Auch hier blieb die Vergeltung nicht aus. Nun, Gesetzgeber, ist es unsre Aufgabe, diese Volksklassen mit so verschiedenem Schicksale, so verschiedener Bildung, so verschiedenen Ansprüchen und Bedürfnissen unter derselben Verfassung zu vereinigen und diese ihnen theuer zu machen. Diesen schweren Zweck werden wir nur erreichen, wenn wir unter uns selbst zuerst allen Parteigeist, alle Selbstsucht, alle Nachläßigkeit und unedeln Strebungen beseitigen; nur dem gesammten Vaterlande, der Sache der wahren Freiheit, des wahren Rechtes, mit einem Worte nur unsrer Pflicht leben." Das Verlangen der Veröffentlichung dieser Rede wie der in Aarau gehaltenen, bewies, daß sie nicht ohne Eindruck geblieben war.

Den sprechendsten Beweis übrigens der guten Meinung die Eschers Kollegen in ihrer Gesammtheit, so verschieden auch ihre politischen Ansichten waren, seinem edeln Willen und seinen Kenntnissen zuwendeten, konnte derselbe der Menge von Arbeiten und Aufträgen entnehmen, mit denen er während seines Aufenthaltes in Luzern beladen ward. Bei den meisten der niedergesetzten Kommissionen finden wir ihn als Mitglied bei einer bedeutenden Zahl zugleich als Berichterstatter angeführt. So ist er bei dem wichtigen Gesetzesvorschlage über Abschaffung der Feudallasten oder Aufhebung derselben gegen Entschädigung Berichterstatter derjenigen Minderheit, welche, ohne die Rücksichten der Billigkeit und die Erfordernisse der Zeit zu verkennen, doch mit möglichster Kraft der blinden Gier gegenübertrat, die über jede Rechtsfrage sich hinwegsetzen und mit einem Schlage den Staat der Hauptquellen für Aufrechthaltung des Kultus des Unterrichtes, der Armenpflege berauben wollte, ohne alle oder für höchst geringe Entschädigung und ohne irgend im Stande zu sein, die Mittel zur Deckung des Ausfalles nachzuweisen. Die Gesetzesvorschläge über den Bergbau, die Wasserwerke und die dießfällige Polizei, das Abzugsrecht, die Ausscheidung von Gemeinde- und

Nationalgut, das Münzwesen und die Beaufsichtigung und Bewirthschaftung der Nationalwaldungen wurden von ihm ausgearbeitet, an denjenigen über Aufstellung von Friedensgerichten, über Zivil- und Kriminaljustiz und den dießfälligen Prozeßgang über das Associationsrecht und über den Einkauf in's Gemeindebürgerrecht nahm er als Kommissionsmitglied lebhaften Antheil. Ihm fiel der Auftrag zu, eine Übersicht derjenigen Gesetze zu entwerfen, deren Abfassung, um System und Ordnung in die Staatsverwaltung zu bringen, besonders dringend war. Bei diesen Arbeiten sämmtlich bemühte er sich in der Regel von dem Vorhandenen alles dasjenige zu erhalten, in dem er noch inneres Leben vermuthete und neues nur in so weit anzufügen oder in Vorschlag zu bringen, als die fortgeschrittene Zeit dieses nach seiner Ansicht unumgänglich verlangte. Bei einem einzigen Gesetzesvorschlage, dessen Abfassung er ein besonderes Interesse zugewendet hatte, trat er in der Kommission mit Wärme für radikales Durchgreifen auf. Es betraf derselbe die Kantonaleintheilung. Da nach der helvetischen Verfassung der innere Organismus aller **XXII** Kantone der nämliche war, so daß jeder derselben seine gleichmäßige Zahl von Stellvertretern bei den gesetzgebenden Behörden, seinen eigenen Regierungsstatthalter, ein Kantonsgericht und eine Verwaltungskammer bedurfte, so war in beiden Räthen oft schon die Frage aufgeworfen worden, ob nicht durch Vereinigung mehrerer kleinerer Kantone die Masse dieser Behörden und Beamten ohne wesentlichen Nachtheil fürs Ganze vermindert und dadurch eine bedeutende Ersparniß erzielt werden könnte. Im Allgemeinen war man auch darüber einverstanden, aber verschieden lauteten die Meinungen über die Zahl und die Zusammensetzung der neuen Kantone, ganz vorzüglich aber über die Zeit zu dieser Abänderung. Man wünschte dieselbe hinauszuschieben. Offenbar waltete bei der Mehrheit eine gewisse Scheue und Besorgniß. Bei den einen erwachte das historische Interesse, bei den andern das kantonale. Mit rücksichtloser Entschiedenheit erklärte sich dagegen Escher an der

Spitze einer nicht zahlreichen Minderheit für die Eintheilung in zehn Kantone und für unverweilte Durchführung des Gesetzes nach dessen Erlasse. Es klingt seinen übrigen sonst so besonnenen, das Alte schonenden Äußerungen gegenüber beinahe wie Ironie, wenn er in einer Rede vom 12. Dezember 1798 in die Worte ausbricht: „Wenn wir Helvetien im Ernste und im vollem Sinne des Wortes zum einen und untheilbaren Staate umwandeln wollen, so laßt uns die Kantone umschmelzen. Respektirt keine alten Gränzen, keine alten Kantone, keine Hauptorte; sondern theilt das Land, wie wenn es noch keine innern Abtheilungen hätte, in neue Gaue nach dem alten Sinne des Wortes der ursprünglichen Helvetier vor den Römerzeiten ein, und dann, wenn kein Bürger mehr seinen alten Kanton vorfindet, wenn alle Gaue gleich stark sind, wenn man in allen neue Namen, neue Abtheilungen und alles nach einem für ganz Helvetien gleichförmigen Plane entworfen sieht, dann wird der Geist des Föderalismus in seiner Wurzel abgeschnitten und durch die wirksame Wärme der Einheit der Republik bald ausgetrocknet dahin sterben.“ Und dennoch war es ihm, als er dieselbeu aussprach, voller Ernst mit diesen Worten. Was er selbst in nicht ferner Zeit, belehrt durch mannigfache und schmerzliche Erfahrungen, als einen schönen Traum erkennen lernte, das Ideal eines in Rücksicht seiner Bestandtheile weniger auf historischer als auf Naturgrundlage ruhenden Vaterlandes, geschützt und erhalten eben darum nur durch das allen Bürgern gemeinsame Nationalgefühl ohne nachtheilige Einmischung veralteter Vorurtheile oder Interessen der Örtlichkeit — dieses stand damals noch in täuschendem Schimmer vor seiner Einbildungskraft, und die ersten Monate des Lebens in Luzern schienen diese Täuschung zu begünstigen.

Die helvetischen Behörden waren nämlich in ihrem neuen Aufenthaltsorte mit unverhehlter Zuneigung empfangen worden. Weit leichter bewegten sie sich in ihren dortigen freundlichen Quartieren als in den engen Räumen von Aarau. Zu der Einwohnerschaft

standen sie keineswegs in dem gespannten Verhältnisse, das später zu Bern eintrat. Auch die großartige Natur bewährte ihre Wirkung. Das verderbliche Bündniß mit Frankreich war zwar bereits abgeschlossen worden, aber noch schien ein wirklicher Kriegsausbruch in nächster Zeit nicht zu besorgen. Die Schlußperiode des Jahres 1798 und der Anfang des folgenden boten in der That noch das Schauspiel einer ziemlich regen Thätigkeit, ja selbst eines anscheinend erwachenden Einverständnisses der Mitglieder der Gesetzgebung für Erreichung ihrer gemeinsamen Zwecke und wer wie Escher die Erscheinungen im Leben von ihrer bessern Seite zu nehmen gewohnt war, konnte, darauf gestützt, vielleicht Hoffnungen nähren, zu denen der schärfere Beurtheiler sich weniger leicht erhob. Wir sahen oben mit wie freundlicher Erinnerung er noch in spätern Jahren der in Luzern verlebten Monate gedachte.

Allein schon nach den ersten Wochen des neuen Jahres begannen die Aussichten sich trüber zu gestalten. Das Überschreiten der östreichischen Gränze durch eine russische Hülfsmacht, hatte ernste Anfragen des französischen Direktoriums nach dem Zwecke dieser Bewegung zur Folge und als die Antworten unbefriedigend blieben, erhielten in den letzten Tagen des Februars die französischen Generale der Rheinarmee und der helvetischen die Befehle zum Angriff. Von dieser Zeit an wurde auch Eschers Stellung weit schwieriger. So schwere Leiden das Vaterland bereits getroffen hatten, so bedenklich im Allgemeinen dessen Lage war, blieb nur der Friede erhalten, so hatte man keine Ursache alle Hoffnung aufzugeben. Die noch immer vorhandenen bessern Kräfte konnten sich neue Wege der Wirksamkeit öffnen, die Parteien sich versöhnen, Umstände eintreten, die den übermüthigen Sieger selbst veranlassen würden, die junge Republik ihrem Schicksale zu überlassen. Alle diese Aussichten schwanden, sobald der Krieg ausbrach. Aus militärischen wie aus politischen Gründen mußte unser Vaterland der Schauplatz desselben werden. Nahm es selbst keinen Antheil, beschränkte es sich auf die Rolle

eines widerstandlosen Duldens, so war damit vor Europa ein sprechender Beweis geleistet des Erlöschens aller schweizerischen Selbstständigkeit. An Aufrechthaltung aber der wahren Politik der Eidgenossenschaft einer mit eigener Kraft behaupteten Neutralität war nicht mehr zu denken seit dem Abschlusse des Schutzbündnisses mit Frankreich, dem Escher nebst andern Vaterlandsfreunden seiner Zeit vergebens sich widersetzt hatte, und das jetzt auch unser Vaterland durch Stellung einer Hülfsschaar zum französischen Heere Partei zu nehmen nöthigte.

Unter diesen Umständen war zwar Escher über den Weg, den er für seine Persou einzuschlagen habe, nicht einen Augenblick zweifelhaft. Er hatte der helvetischen Republik als ihr Beamter Treue geschworen. Das Bündniß mit Frankreich, so verhaßt es ihm war, bestand dennoch durch die gesetzgebende und die vollziehende Macht abgeschlossen, in rechtskräftiger Form. Von Helvetien mußte daher den dießfalls eingegangenen Verpflichtungen Genüge geleistet werden. Aber als das Direktorium weiter ging, für sich außerordentliche Vollmacht, gegen Ausgewanderte die strengsten Maßregeln, für ausgehobene Milizen, die zu marschiren sich weigerten, die Todesstrafe verlangte, auf zwanzigjährige Gefangenschaft derjenigen antrug, welche die Flucht öſtreichischer Kriegsgefangener begünstigen, Unterbeamte bevollmächtigen wollte, die Schriften Verdächtiger zu durchsuchen, auf Niedersetzung eines Standgerichtes drang, mit einem Worte eine Schreckensherrschaft, wie sie Frankreich erlebt hatte, in Aussicht stellte; da finden wir Eschern immer an der Spitze derjenigen Glieder des großen Rathes, die solcher Willkür gegenübertraten. Für ihn aber war dieses noch mit besondrer Gefahr begleitet. Damals gerade war in Zürich sein Schwiegervater durch den dortigen Regierungsstatthalter im Auftrage des Direktoriums über die Unterhandlungen verhört worden, welche seiner Zeit der zürcher'sche geheime Rath mit dem General Hotze gepflogen hatte und in Folge derer dieser tapfere Krieger herbeigeeilt war, um diejenigen seiner

Landsleute, welche in der Stunde des letzten Entscheides der alten Eidgenossenschaft noch Arme und Leben weihen wollten, den Franzosen entgegenzuführen. Eschers Schwiegervater, dem General, wie wir oben sahen, besonders befreundet, war bei diesen Unterhandlungen Vermittler gewesen. Jetzt drang abermals Hotze an der Spitze einer östreichischen Heeresabtheilung, bei der sich auch Steiger und Rovereas Legion ausgewanderter Schweizer befanden, bereits über unsre Gränzen vor. Dieser Umstand gaben Bodmern im Senat und Billetern im großen Rathe zu bittern Anschuldigungen Gelegenheit. Ebendamals, in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai, waren gleichfalls in Zürich durch den Regierungsstatthalter die Schriften des seiner Gesundheit wegen in Baden befindlichen Pfarrers Lavater untersucht, und theils versigelt theils unversigelt weggenommen worden. Dem Sohne, der dieser Handlung wenigstens beizuwohnen verlangte, hatte der Statthalter dieses verweigert, so wie ein Verzeichniß und Empfangsbescheinigung des Weggenommenen. Auch hier wurde Escher durch seinen Jugendfreund aufgefordert, eine dießfällige Klage und Protestation bei den Behörden zu unterstützen, was er auch beßt seiner Kräfte that, dabei freilich neue Vorwürfe über seine aristokratischen Verbindungen hören mußte.

Mittlerweile war aber bei den helvetischen Behörden Massenas Anzeige eingetroffen, daß er bei dem Vorrücken der östreichischen Armee ihre Sicherheit in Luzern nicht länger zu verbürgen im Stande sei und es erfolgte der Beschluß, den Regierungssitz nach Bern zu verlegen. In düsterer Stimmung zog Escher dahin zu Fuße über den Brünig. „Hier, schreibt er, fand ich zwar Freunde, aber die Lage des Vaterlandes, die gänzliche Trennung von den Meinigen, die Unsicherheit ihres Schicksals, der wenige Reiz, den Bern und seine Gegend für mich hatte, die traurige Witterung — alles vereinigte sich, mir diesen Aufenthalt unangenehm zu machen.“ Es bedurfte in der That seines reinen Bewußtseins um ihn aufrecht zu halten unter den Berichten, die von dem wachsenden Elend, der

Zerrüttung in den verschiedensten Theilen des Landes wie auch über die Erpressungen und die Zuchtlosigkeit der französischen Armee von allen Seiten her eingingen, bei den Klagen und Vorwürfen, die in steigendem Maße sich auch über die Behörden ergossen. Es bedurfte neben diesem Bewußtsein auch der Kenntniß des Herzens und der unveränderten Liebe seines vertrautesten Freundes, des Pfarrers Rengger damals zu Baden, um ohne Erschütterung den folgenden Brief lesen zu können, zu dem sogar dieser wol in einem Augenblicke überwältigenden Unmuthes über grauenvolle Vorgänge in seiner nächsten Umgebung sich bewogen fand:

„Lieber Escher, schläft ihr, schläft euer Eifer für die gute Sache, für das Heil des Vaterlandes? Oder nimmt er in eben dem Maße ab, wie die Besoldung abnimmt? O der schönen Regentschaft Helvetiens und der noch schönern Regenten! So lange das Vaterland nicht in augenscheinlicher Gefahr war, hörte man täglich von eurer Rednerbühne schwülstige Phrasen, tönendes Erz und klingende Schellen. Jetzt da ihr wie arme Tröpfe behandelt werdet, da ein Theil des Landes eure Versammlungen brandmarkt, in denen man am hellen Tage mit Diogenes Laterne keinen Mann von Charakter zu finden vermöchte, jetzt in diesen Tagen seid ihr wie furchtsame Buben ohne Geist und Herz. O ihr Unbeschnittenen an Herz und Nieren, ihr Afterphilosophen, die ihr eure Regentenkunst in Deklamiren, Disputiren und Dekretiren sucht und voll Stolz den Stein der Weisen in der Tasche zu haben glaubt, tretet doch ab von euerm Theater, ehe die Gassenbuben mit Koth nach euch werfen, oder ehe die Jugend des Landes euch mit Ruthen streicht, oder ein Sieyes kömmt und euch wie Kehrricht ausfegt*). Lehrt er euch nicht, was ihr zu thun habt, was das Vaterland euch zur Pflicht macht? Kommt

*) Wenige Wochen vor dem Erlaß dieses Schreibens hatte in Paris die sogenannte Revolution vom 30. Praireal (18. Juni 1799) statt gefunden, in Folge welcher Merlin, Treilhard und Le Reveillere Lepaux das Direktorium verlassen mußten, in denen dann auch Ochs seine Beschützer verlor. An ihre Stelle traten

ihr Gefahr, Elend und Jammer scheuen Herren mit goldenen Kragen, aufgestülpten Hüten und schimmernden Federbüschen, kommt und sehet, wie täglich der Landmann gequält, seines Brods, seiner Habe, des für die Kleider der Kinder bestimmten Zwillichs, seiner Geräthschaften, seines Küchengeschirres beraubt wird. Seht, wie man ihm seine Ochsen, oder den Wagen stiehlt, ihn mit Worten und Waffen mißhandelt, seine Äcker und Wiesen verheert, kommt und werft einen Blick auf die Weiber, die am hellen Tage bis zum Tode mißbraucht werden, was gestern hier wiederfahren ist, kommt, weidet eure Augen an solchen Schauspielen, nehmt eine Prise Schnupftaback, kehrt zurück in euern Versammlungssaal und dekretirt: In Erwägung, daß wir Männer ohne Kopf und Herz sind, in Erwägung, daß wir feile Diener der Franzosen sein müssen, in Erwägung, daß wir uns wenig um den Zustand des Landes und das Elend unsrer Mitbürger bekümmern, beschließen wir: Die französische Armee hat sich um Helvetien verdient gemacht."

Eschern selbst konnten diese Vorwürfe nicht treffen; denn noch ehe Renggers Brief bei ihm eintraf, hatte er den 20. Juli im großen Rathe sich folgendermaßen geäußert: „Welche Schuld ruht auf uns, wenn wir ruhig zusehen, wie unser Volk nicht durch die nothwendigen Übel des Krieges, sondern durch verbündete Armeen, die dasselbe schützen sollten, wegen der bei ihnen eingerissenen Unordnungen und Mißbräuche in's Elend gestürzt wird, und was gewinnt die Freiheit, wenn wir Helvetien nicht gegen die unerschwinglichen Erpressungen und scheußlichen Ausschweifungen schützen können, die man wol von barbarischen und ungesitteten, nicht aber von Menschen erwarten sollte, die sich selbst unsre Freunde nennen und mit ihrer Kultur prahlen?" Dann hatte er, dazu aufgefordert, auf

neben die zwei zurückgebliebenen Direktoren, Barras und Sieyes, Moulins, Gohier und Roger Dücos. Sieyes ließ sogleich die Reitbahn, den damaligen Zusammenkunftsort der Jakobiner schließen, bemühte sich für Einführung eines gemäßigtern Systemes und schrieb in diesem Sinne auch an Laharpe.

Thatsachen hingewiesen, die damals auch in der Umgegend von Luzern vorgefallen waren, beinahe noch grauenvoller als die von seinem Freunde Rengger gemeldeten. Allein was vermochten solche vereinzelte Vorwürfe und Erklärungen, so unerschrocken sie auch von Escher und einigen gleichdenkenden Freunden wiederholt wurden, der Macht der Umstände gegenüber? Auf dem Punkte der Entscheidung, auf den in Folge der früher ergriffenen Maßregeln Helvetien naturgemäß hingedrängt worden war, blieben nur noch zwei Wege eines folgerichtigen und entschiedenen Handelns offen, entweder über alles augenblickliche Elend sich hinwegsetzend, auch noch die letzten Kräfte des Vaterlandes für die Sache Frankreichs aufzubieten, und mit Laharpe selbst vor keiner Gewaltanwendung sich zu scheuen, oder offener Abfall von Frankreich und Anschließung an dessen Gegner. Weder zu dem einen, noch zu dem andern konnte Escher nach seiner Denkungsart und seinen Grundsätzen sich entschließen. Frankreichs Sache erschien ihm durchaus nicht weder als diejenige des Rechtes, noch als diejenige der Freiheit, Übertritt zu Östreich wäre Eidbruch gewesen. So befand er sich denn in der für den Mann von Charakter verdrießlichen Lage, daß ihm für jedes kräftige Handeln der Boden gebrach. „Immer weniger Befriedigung, schreibt er daher in seinem Rückblicke auf das Jahr 1799, gewährte mir in jener Zeit mein Beruf, es erlahmte auch meine gesetzgeberische Thätigkeit und die einzigen Ergebnisse derselben während mehrerer Monate, auf die ich mit einiger Genugthuung zurückblicken kann, waren die durchgesetzte Modifikation der beschlossenen Grundzinsaufhebung und der Entwurf einer Wasserbaupolizei. Mit Sehnsucht blickte ich den nothwendig bevorstehenden Veränderungen entgegen.“

Diese erfolgten auch nachdem Massena am 26. Herbstmonat die Russen wieder aus Zürich und unmittelbar nachher aus den übrigen Theilen Helvetiens dießseits des Rheines verdrängt hatte. Schon am dreißigsten dieses Monats verlangte und erhielt Escher für vier-

zehn Tage Urlaub, um die Vaterstadt und die Seinigen wieder zu sehn. Nach seiner Gewohnheit machte er die Reise dahin zu Fuße und zwar zum größern Theile bei Nacht. In Zürich fand er seine Gattin trauernd über die Abreise ihrer Ältern, die bei dem erneuerten Vordringen der Franzosen die Schweiz verlassen hatten, beschloß daher sie mit seinen vier Töchtern nach Bern mitzunehmen und benutzte die kurze Frist sowol um seine Angelegenheiten zu ordnen, als über die Lage des östlichen Theiles der Schweiz und besonders Zürichs während der östreichischen Besitznahme sich in Kenntniß zu setzen. Die Zusammenstellung des Verfahrens derjenigen, die sich Helvetiens Beschützer nannten und derer, die man ihm als seine Feinde angekündigt hatte, fiel keineswegs zu Gunsten der Ersteren aus. Es war eine Thatsache, die in einer offiziellen Zuschrift an die französische Regierung. selbst das helvetische Direktorium anerkannte, daß weder Östreicher noch Russen in der Schweiz irgend einige Kriegssteuer erhoben, daß sie reich gefüllte Magazine mitgebracht hatten, denen dann ununterbrochene Zufuhren aus Schwaben und Tirol folgten. Was sie von unserm Lande selbst bezogen, wurde baar bezahlt, und strenge Mannszucht geübt. Auch seiner politischen Ansichten wegen war, wenige Ausnahmen abgerechnet, deren Schuld durchaus auf untergeordnete Beamte, oder leidenschaftliche Schweizer selbst fiel, niemand angefochten worden. Als der Regierungsstatthalter Pfenninger im Gefolge der französischen Armee wieder eintraf, fand er seine sämmtlichen Schriften in beßter Ordnung versiegelt und 40,000 Franken helvetische Gelder unberührt in den Kassen. Und wie benahmen sich dagegen die Verbündeten? Auch darüber sprach sich die schon erwähnte Zuschrift des helvetischen Direktoriums mit Zustimmung selbst Laharpes unumwunden aus.

Ungeachtet, heißt es in derselben, die helvetische Regierung beim Antritte ihres Amtes alle Vorräthe in den Magazinen, die Früchte hundertjähriger Sparsamkeit geplündert, alle Zeughäuser

geleert, das Land durch Wegführung aller Staatsgelder beraubt und überdieß durch die Folgen des Krieges und auferlegte Kontributionen erschöpft fand, habe sie dennoch mit Aufbieten der letzten Kräfte 20,000 Mann Auszüger unter die Waffen gerufen und 4000 Mann, den Kern der Hülfsbrigaden gebildet. 2000 Mann seien in den Ebenen von Italien aufgerieben worden. Ohne Erfolg habe das Direktorium die Unmöglichkeit noch mehreres zu leisten vorgestellt. Der Forderungen seien vielmehr immer mehrere, die Leistungen drückender geworden. Seit langer Zeit liefere die helvetische Regierung allein alles Heu, jüngst 72,000 Zentner in einem einzigen Monat; alles Futter verschwinde, der Arme müsse sein letztes Stück Vieh schlachten. Der Kanton Baden, einer der kleinsten Helvetiens, schätze den Schaden, den er in dreizehn Monaten erlitten, auf 4,800,000 Franken. Die Kantone Wallis und Waldstätten hätten nichts mehr als ihre Felsen und die Trümmer ihrer Wohnungen. Seit eilf Monaten habe kein öffentlicher Beamter vom Direktorium bis auf den letzten Gemeindsagenten das Geringste von seiner Besoldung bezogen, obwol dieselbe bereits auf die Hälfte ihres ursprünglichen Betrages heruntergesetzt worden sei. Wechsel auf 200,000 Franken vom Armeekommando für Heulieferungen ausgestellt, seien von Paris mit Protest zurückgekommen, und nun werden unmittelbar nach dem Massena wieder zum Besitz Zürichs gelangt sei, von dieser Stadt 800,000 Franken, von Basel eben so viel, von St. Gallen 300,000 Franken gefordert." Von der Wahrheit dessen, was hier über das Betragen der Freunde gesagt ist, hatte Escher seit geraumer Zeit aus eigener Erfahrung sich überzeugen können. Über die Handlungsweise der sogenannten Feinde hatte man ihn in Zürich berichtet und mit solchem Stoffe zu Vergleichungen kehrte er nun von Gattin und Kindern begleitet nach Bern zurück.

Hier war mittlerweile in den gesetzgebenden Räthen eine Partei erstarkt, die in immer kühnerer Sprache Auflösung des unseligen

Bündnisses mit Frankreich, ausschließliche Verwendung der Kräfte des Landes für Heilung der Wunden, die ihm dasselbe geschlagen hatte, eine friedliche und versöhnliche Politik verlangte. Bereits hatte der Stifter jener Allianz, Ochs, aus der vollziehenden Behörde wegtreten und sich glücklich preisen müssen, einer Anklage auf Hochverrath noch entgangen zu sein; das Direktorium selbst sah sich genöthigt, seine außerordentliche Vollmacht niederzulegen, die aufgebothenen Auszüger zu entlassen und in einer Proklamation zu erklären, daß dieses aus Unfähigkeit sie zu bezahlen, geschehen sei. Von allen Seiten kamen Entlassungsbegehren von Beamten ein; es war unmöglich, die Stellen mit andern zu besetzen. Auch der Finanzminister Finsler verlangte beharrlich sein Amt niederlegen zu dürfen und im Kanton Wallis trat die Verwaltungskammer in ihrer Gesammtheit ab. Einzelne Mitglieder der gesetzgebenden Räthe fingen an, sich ihrer Amtskleidung zu entledigen, ja es gewann den Anschein, als ob mehrere sich der Republik und ihrer Stellung bei derselben zu schämen beginnen.

Allein gerade diese mißliche Lage weckte den Muth der grundsätzlichen Freunde der neuen Zustände, der entschiedenen Anhänger der französischen Politik und unter diesen besonders Laharpes, durch dessen Thatkraft und Entschlossenheit das Direktorium noch immer bestimmt und geleitet ward. Die Leiden Helvetiens waren durch die Erschöpfung und schlechte Finanzverwaltung Frankreichs vermehrt worden, das seine Armeen weder zu ernähren, noch zu bezahlen vermochte, dessen innere Zerrissenheit und schwache Regierung auch wenige Bürgschaft für eine glückliche Zukunft seiner Verbündeten gewährte. Darum auch hatte Ochs sich nicht länger halten können und unter den übrigen Mitgliedern des Direktoriums war vor Massenas Siege bei Zürich allerdings ebenfalls ein Augenblick der Entmuthigung eingetreten; allein nun nahmen nach dem Rückzuge der Östreicher und Russen die Angelegenheiten eine günstigere Wendung und vollends traf die Nachricht ein, daß dreizehn Tage nach der

Schlacht bei Zürich am 9. Oktober Bonaparte, aus Ägypten zurückkehrend, in Frankreich gelandet sei.

Es ergibt sich aus der nachherigen Anklage Laharpes vor den gesetzgebenden Räthen *) und den dieselbe begleitenden Belegen so wie aus Laharpes eigener Rechtfertigungsschrift **), daß er auf jene Rückkehr die Hoffnung einer eingreifenden Verbesserung der französischen Zustände, der Herstellung einer kräftigern Regierungsgewalt und dann unter deren Schutze auch ähnlicher Veränderungen in unserm Vaterlande und zugleich einer noch innigern Verbindung beider Republiken zur Aufrechthaltung des ihnen gemeinsamen politischen Prinzips begründete. Zu diesem Zwecke aber mußte diejenige Partei in den gesetzgebenden Räthen, die mit der meisten Entschiedenheit auf Erleichterung der Nation durch Lösung des französischen Bündnisses drang, beseitigt, oder mindestens an kräftigem Widerstande verhindert werden. Unter den Mitgliedern dieser Partei standen aber wenige Laharpen so im Wege, wie Escher und Usteri, theils als Herausgeber des Republikaners, der auf das Urtheil gerade des liberalen Theiles der schweizerischen Bevölkerung einen bedeutenden Einfluß behauptete, theils weil sie vorzugsweise schon seit geraumer Zeit nicht nur gegen gewaltsame Maßregeln des Direktoriums sich erklärt, sondern zu versöhnenden Schritten selbst denjenigen gegenüber eingeladen hatten, deren Abneigung gegen die Revolution und ihre Folgen bekannt war. So hatten sie beide schon am 13. Juni 1799 in einer mit ihrer Unterschrift versehenen Bittschrift an das Direktorium sich für die Befreiung der als Geisel nach Basel abgeführten Mitglieder der ehemaligen zürcher'schen Regierung verwendet; so traten sie nach dem französischen Siege wieder, Usteri im Senat,

*) Sie ist nebst den Belegen zu finden in dem als Fortsetzung des schweizerischen Republikaners und des neuen helvetischen Tagblattes ebenfalls von Escher und Usteri herausgegebenen „Neuen republikanischen Blatt" Nr. I—VIII.

**) Ebenfalls abgedruckt im „Neuen republik. Blatt" Nr. XXXIII—XXXVIII.

Escher im großen Rathe, als Vertheidiger der von Laharpe mit besonderer Heftigkeit verfolgten zürcher'schen Interimsregierung auf. Ohne Furcht vor der Verdächtigung seiner Gesinnung, die nicht ausblieb, hatte Escher sich als persönlichen Freund mehrerer dieser Männer bekannt, aber eben darum desto leidenschaftloser nur den Standpunkt bezeichnet, von dem nach seiner Ansicht die gesetzgebende Behörde bei unparteiischer Behandlung dieser Angelegenheit ausgehen müsse. „Wäre es — sprach er *) — bei Behandlung dieser Angelegenheit einzig darum zu thun, für die Interimsregierung von Zürich, wie es verlangt wird, einen Richter zu bestimmen, so würde ich fordern, daß ihr derselbe ohne Aufschub angewiesen werde, indem ich weiß, daß ihren Mitgliedern selbst unter den gegenwärtigen Umständen nichts erwünschter sein dürfte als dieses. Ich bin überzeugt, daß sie sich unmöglich mit mehr Klugheit und Mäßigung aus ihrer verwickelten Lage hätten ziehen können, als sie es wirklich gethan haben. Allein der Gegenstand muß aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet werden. Nicht in Zürich allein entstand eine Interimsregierung, es fanden sich deren in allen Kantonen, die von der Republik abgerissen und von Östreichern und Russen besetzt waren. Wenn aber die helvetische Regierung selbst damals durchaus außer Stande war, jene Gegenden zu schützen, bis zu welchem Punkte können dann die von der fremden Gewalt zur Administration eben dieser Gegenden eingesetzten Behörden von dieser selbst schwachen Regierung verantwortlich gemacht werden, und nach welchen Grundsätzen wären sie zu richten? Diese Vorfrage muß nach meiner Ansicht entschieden werden, ehe ein Gericht angewiesen werden kann und ich beantrage daher die Niedersetzung einer Kommission zu deren Untersuchung. Eben dieser Kommission möchte ich dann noch einen andern Umstand zur Beherzigung vorlegen: Zu den Übeln des Krieges kommt noch die innere Entzweiung und die gänzliche Ver-

*) Am 23. November 1799.

schiedenheit der politischen Ansichten unsrer Mitbürger. Dieser Entzweiung noch mehr Nahrung zu geben, ist das schwerste Unrecht das wir unsrer armen Republik zufügen können. Nun aber sind während der östreichischen Besitznahme in einigen Kantonen, in Glarus z. B. und Appenzell, sogleich die Landsgemeinen wieder hergestellt worden, haben ihre alten Souverainetätsrechte gelten gemacht. Auch diese haben Beschlüsse gefaßt, die ausgeführt wurden; gerechter Weise sind sie daher eben so verantwortlich als die zürcher'sche Interimsregierung. Welchen Zweispalt man aber erwecken würde, wenn man Landsgemeinen zur Verantwortung ziehen wollte, das gebe ich denn doch zu bedenken. Endlich halte ich es für Pflicht auch noch darauf aufmerksam zu machen, daß in Folge der Verordnung des Direktoriums die Mitglieder der zürcher'schen Interimsregierung, obwohl sie im Gefühl ihres ruhigen Bewußtseins sich zu entfernen verschmähten, bereits seit mehr als drei Wochen Hausarrest haben. Einige sind Geschäftsmänner, Ärzte. Ihr Beruf leidet unter dieser Störung. Wäre ich nicht mit mehrern derselben durch Freundschaft verbunden, so würde ich selbst darauf antragen, das Direktorium zu bitten, daß es ihren Hausarrest in Stadtarrest verwandle. So begnüge ich mich, Ihnen die Anzeige gemacht zu haben und es Ihrem eigenen Gefühl anheim zu stellen, was Sie zu thun für gerecht halten."

Die nämliche Ruhe und Leidenschaftlosigkeit, die in dieser Rede Eschers an den Tag tritt, bildet auch, wo er im großen Rathe oder gegen das Direktorium Opposition zu machen sich veranlaßt fand, den Charakter aller übrigen. Nichtsdestoweniger wurde er in jener Zeit von Laharpe und seinen Anhängern mit beinahe ebenso mißtrauischen Augen betrachtet wie sein Freund Usteri, da er mit ihm gemeinsam den verhaßten Republikaner herausgab. Welche Schuld man dieser Redaktion wegen ihnen, freilich dem häufiger und stärker sprechenden Usteri vorzugsweise, aufzubürden suchte, ergibt sich aus nachfolgender Stelle des helvetischen Ami des

lois *): Der Republikaner hört nicht auf, die Generale und Offiziere der fränkischen Armee von jedem Range zu verläumden. An das englische Kabinet verkauft und Oestreich ergeben gab er in seinen periodischen Rhapsodieen zu verstehen, diese zwei großen Mächte allein wären es, die in Helvetien die alte Ordnung wieder herstellen können; er predigte den Föderalismus und stieß täglich Schmähungen gegen die fränkische Armee aus. Deutsch geschrieben und unter den arbeitenden Klassen verbreitet, brachte er blutige Wirkungen hervor. Gegenseitiger Haß, leidenschaftliche Verfolgung, Mord der Republikaner, Aufstände unter dem Landvolk, unzählbares Elend zu dessen Opfern wechselsweise Helvetier und Franken sich machten; dieß ist's, was er zu Tage förderte, dieß der Stoff zu seinen heuchlerischen Jeremiaden. Die Vorwürfe, welche er abwechselnd den Bürgern Lecarlier, Rapinat und Jenner machte, sind für die erstern Rechtfertigung und gereichen dem letztern zur Ehre **).

Es ist nicht wahrscheinlich, daß, obwol diese Zeitschrift, in einzelnen Artikeln wenigstens, für das Organ der Mehrheit des Direktoriums gehalten wurde, Laharpe selbst, auch bei aller damaligen Leidenschaftlichkeit, zu einer so unsinnigen Verläumdung zweier Männer mitgewirkt habe, deren Charakter er besser kennen mußte; aber merkwürdig bleibt es immer, daß, während dieser **Ami des lois** trotz wiederholter ähnlicher Ausfälle im Vaterlande frei umlief, der Redakteur und Drucker des **Nouvelliste Vaudois** hingegen sogleich gefänglich eingezogen und ihre Papiere in Beschlag genommen wurden, als in ihrem Blatte gegen das Ende Dezembers 1799 ein Artikel erschien des Inhalts: Die drei Direktoren Laharpe, Oberlin, Secretan wären unter sich übereingekommen ein Konsulat zu errichten, die gesetzgebenden Räthe zu verjagen, nöthigenfalls Deportationen

---

*) Helvetisches Tagblatt I. 311 ff.

**) Jenner befand sich damals mit besondern Vollmachten als Abgeordneter des helvetischen Direktoriums in Paris. Er scheint Laharpes besonderes Vertrauen genossen zu haben.

zu veranstalten und alle Gewalt ausschließend an sich zu ziehn und dennoch war dieses Gerücht, die Deportationen vielleicht abgerechnet, durchaus nicht ohne Grund. Was Bonaparte im November zu Paris im Großen gelungen war, das konnte, wenn auch unter veränderter Form, doch der Sache nach, in Bern ebenfalls im Kleinen durchgeführt werden, und nur in der Bildung einer mit größerer Gewalt ausgerüsteten Regierung glaubte Laharpe das Mittel zu finden, seinem politischen Prinzip in Helvetien die bleibende Herrschaft zu sichern; allein ihm fehlte die Truppenmacht, über die Bonaparte gebieten konnte und so kam ihm denn die in den gesetzgebenden Räthen erstarkte Partei der Gemäßigten zuvor. Zehn der einflußreichsten Mitglieder derselben, unter ihnen Usteri, hatten sich in der Stille mit den zwei in Minderheit gebliebenen Direktoren zur Beobachtung vereinigt; der Führer der Truppen, diese selbst waren gewonnen, eine Anklage der Mehrheit des Direktoriums für beide Räthe vorbereitet. Diese wurde den 7. Januar 1800 von Bay im Senate und von Kuhn im großen Rathe vorgetragen und es erfolgte im erstern mit 43 gegen 8, im letztern mit 68 gegen 35 Stimmen der Beschluß der Auflösung des Direktoriums und der Bildung eines Vollziehungsausschusses von sieben Mitgliedern, der an dessen Stelle trat.

Auch Escher hatte diesem Beschlusse beigestimmt, bei den Verhandlungen aber, die demselben vorangingen und folgten, selbst das Wort nie genommen. Die Sache war ihm erwünscht, wie er sich äußerte, die Form aber nicht. Unmittelbar vor diesem Ereignisse am letzten Nachmittage des Jahres 1799 hatte er die Spitze des in der Nähe von Bern liegenden Gurten erstiegen, um seinen Empfindungen beim Jahresschlusse in ruhiger Stille sich hinzugeben und nachher das Ergebniß seines prüfenden Rückblickes auf die zurückgelegte Lebensperiode niederzuschreiben. „Es war — schreibt er — ein schöner kalter Wintertag. Die Alpen glänzten prächtig in der Abendsonne, heiter war mein Blick in die schöne Natur. Vor einem

Jahre befand ich mich in der gleichen Stunde und in ähnlicher Absicht auf dem anmuthigen Gütsch bei Luzern; aber Gott! welche Leiden sind in der Zwischenzeit über mein armes Vaterland gekommen! und noch jetzt, wie dunkel ist die Aussicht in unsre Zukunft." Aber gerade in solchen Stunden, wo dieses Gefühl am drückendesten auf ihm lastete, flüchtete er sich um so lieber aus den Umgebungen der Menschen in den Schooß der freien Natur und Gewohnheit, Neigung, wissenschaftliche Studien zogen ihn in der Regel auf die Höhe der Berge hin. Hier, wo mit jedem Schritt aufwärts das Herz sich erweiterte, des Allmächtigen Wunderwelt sich großartiger entfaltete, sein forschender geübter Blick überall Ordnung und Zweckmäßigkeit entdeckte, aus den über einander ruhenden Erdschichten die Zeugen von Jahrtausenden zu ihm sprachen, verschwanden vor der Betrachtung der ruhig und erhaben nach feststehenden Gesetzen sich entwickelnden Schöpfung, die Unruhe, das kleinliche Treiben, die Luftschlösser der Alltagswelt. Aber so majestätisch auch auf ihrem Felsengrunde die Kette der riesenhaften Gebirge vor ihm stand; zum noch festern Anker ward für ihn die Stimme, die dann in ihm selbst sprach, sie, die Offenbarung Gottes in seinem Innern. Ihre Laute vernahm er auf der einsamen Höhe, wohin die Wirren menschlicher Leidenschaft nicht zu dringen vermochten: Sie wiesen ihn an das Sittengesetz, wie es in sein Gewissen geschrieben war und lehrten ihn der Hand vertrauen, die ihn bisher geführt hatte. Weiser und größer noch als der Plan der materiellen Welt, stellte sich ihm derjenige der sittlichen dar. Das war in diesen Stunden der Erinnerung der Gedankengang, der ihnen für Eschern die Weihe gab. Sechs und zwanzig solcher noch vorhandenen Rückblicke auf zurückgelegte Lebensjahre sind dessen sprechende Zeugen.

In dieser Gewohnheit, gerade in den ernstesten Augenblicken seines Lebens nur in sich selbst und im Hinblick auf die Größe und Weisheit des Allmächtigen Kraft und Stärkung zu suchen, an all sein eigenes Thun immerfort den Maßstab einer strengen Prüfung

zu legen, findet sich wol der Hauptgrund, warum er bei aller Kraft und Festigkeit der eigenen Meinungsäußerung in entscheidenden Augenblicken seines Staatslebens doch niemals, wie andre seiner Freunde, einer politischen Partei in bleibender Hingabe sich anschloß. Die Natur aller Wirksamkeit der Parteien bringt es mit sich, daß jede, selbst die beste, durch ihre Gegner sich bisweilen zu Schritten gedrängt sieht, die vor dem Richterstuhl eines strengen Sittengesetzes unmöglich Stich halten können. Man hat dieses mit der Eigenthümlichkeit der menschlichen Verhältnisse entschuldigt, mit der Erfahrung, daß drohendes Böses oft nur durch eine in der Wahl der Mittel nicht allzuängstliche Kraftanstrengung vereitelt werden könne, mit der Hinweisung auf das Beispiel derjenigen, welche die Geschichte ihre großen Charaktere nennt. Escher hat diese Ansicht nie getheilt. Bei den heftigsten Kämpfen der Partei, die glaubte, ihn zu den ihrigen zählen zu dürfen, gibt er bisweilen den Gegnern Recht, den eigenen Freunden Unrecht, ja wir werden den Zeitpunkt kommen sehen, wo er für den Augenblick auch mit seinem vertrautesten Freunde eine lange aufrecht gehaltene Verbindung öffentlich abbrach, um die Selbstständigkeit seines Urtheils zu retten. Und wahrlich die Zeit hat ihn auch hier gerechtfertigt, denn gerade in derjenigen spätern Epoche seines Lebens, wo er von keiner der beiden Hauptparteien mehr anerkannt, von beiden verlassen war, wo er in seinen Rückblick auf das Jahr 1803 die Worte niederschrieb: „In letztem Frühjahr wurde ich bei der Organisation unsrer neuen Kantonsregierung gänzlich übergangen der Thätigkeit der beiden Hauptparteien wegen, von denen mich jede mit Recht für ihren Feind ansah,“ öffnete sich ihm die Bahn zu derjenigen Wirksamkeit, die allein für ihre Erfolge keiner Partei bedarf, weil sie durch ihre innere Reinheit und Unschuld allen gegenüber sicher gestellt ist, und alle zur Achtung nöthigt, die Thätigkeit sich hingebender Menschenliebe, der einzigen durch alle Jahrhunderte sich behauptenden Größe. Es gehört mit zu den Aufgaben dieser Darstellung in einer Zeit, wo so

häufig über die Armuth an großen Männern geklagt wird, den Pfad nachzuweisen, den keine Ungunst der Zeiten weder dem gegenwärtigen noch den kommenden Geschlechtern jemals verschließen kann, zu dieser unantastbaren Größe sich zu erheben.

Die Regierungsveränderung vom 7. Januar 1800 hatte, was Eschern zu dem Tadel ihrer Form veranlaßte, durchaus nicht in verfassungsmäßiger Weise statt gefunden. Sie war ein Staatsstreich, der seine Entschuldigung nur darin finden konnte, wenn es möglich ward, nicht nur das Vorhandensein hochverrätherischer Plane bei den gestürzten Mitgliedern des Direktoriums, sondern auch das Bedürfniß der Dringlichkeit und Unaufschiebbarkeit der ergriffenen Maßregeln nachzuweisen.

Als daher schon wenige Tage nach Auflösung des Direktoriums, auf den Antrag des die Bewegung leitenden Ausschusses der beiden Räthe, im Senat und großen Rathe beschlossen wurde, eine Kommission mit dem Entwurf einer neuen Verfassung zu beauftragen, auch ein solcher Entwurf von Usteri bereits am 15. Januar dem Senate vorgelegt ward, erklärte Escher im großen Rathe, daß er, obwol mit den Hauptgrundsätzen desselben einverstanden, die gesetzgebenden Behörden zu solchen Schritten erst dann für befugt halten könne, wenn sie zuvor ihr eigenes Verfahren gerechtfertigt und dem Volke von der durch sie vorgenommenen Staatsveränderung Kenntniß gegeben hätten und forderte zu dem Erlaß einer dießfälligen Erklärung auf, welcher dann auch wirklich beschlossen ward und erfolgte.

Da indessen die drei Direktoren verurtheilt worden waren, ehe man ihre Vertheidigung verlangt und gehört hatte, so sendeten zwei derselben aus dem Waadtlande, wohin sie sich zurückgezogen hatten, mittlerweile ihre Rechtfertigungsschriften ein, Secretan kurz und in würdiger Sprache, Laharpe einläßlich und mit gewinnender Wärme. Es macht Usteri und Escher Ehre, daß diese Schriften alsobald auch in den Republikaner aufgenommen wurden. Allein durch dieselben

wurden nicht nur Laharpes in Minderheit gebliebene Anhänger in beiden Räthen zu steten Klagen und Vorwürfen angereizt; es vermehrte sich überhaupt die Zahl der Gegner der neuen Regierung; im Waadtlande besonders zeigte sich eine allgemeine Mißstimmung. Hiezu kamen die bereits vorhandenen Leiden des Landes, die furchtbare Verarmung und Entsittlichung, die wenig geminderte Last der Einquartierung, die Unsicherheit aller Verhältnisse, besonders derjenigen zu Frankreich, und überdieß noch der Widerstand, den der vorgelegte Verfassungsentwurf selbst fand, so daß derselbe einstweilen beseitigt werden mußte.

Durch alle diese Hindernisse ließ sich indessen Escher nicht abhalten, seine Pflicht zu erfüllen, jeder Aufgabe, die ihm ertheilt ward Zeit und Kräfte zu widmen; allein nach seinem eigenen Geständniß mit wenigem Glauben an guten Erfolg und mit wachsender Überzeugung von der Unhaltbarkeit auch der gesetzgebenden Behörden in ihrer unglücklichen Zusammensetzung, steigenden Leidenschaftlichkeit und immer grundsätzlichern Parteiung. Unter diesen Umständen gereichte ihm die Anwesenheit seiner Familie in Bern zu großem Troste, mit welcher er in der Wohnung des gewesenen Direktors Bay freundliche Aufnahme gefunden hatte. Der immer schleppendere Geschäftsgang im großen Rathe, das aus dem Gefühl ihrer Ohnmacht hervorgehende Bestreben dieser Behörde, ernstere tiefer eingreifende Aufgaben von ihren Verhandlungen fern zu halten, ließen ihm bedeutende Muße, die er theils der Erziehung seiner Kinder widmete, theils auch zu kleinen Fußwanderungen vorzüglich in die Berggegenden benutzte. „Am Ende des März, sagt er in seinem Rückblick auf das Jahr 1800, ging ich über mein liebes Luzern und Gersau nach Zürich, wo ich zehn glückliche Tage bei meinen Ältern und Schwestern zubrachte. Ich fand mich im älterlichen Hause noch so ganz in die Verhältnisse zurückversetzt, unter denen ich eilf Jahre früher vor meiner Verehlichung so frei von Kummer und Sorgen gelebt hatte, daß dieses tief, aber beruhigend auf mich

wirkte. Im Anfange des Mai machte ich mit Grunern, dem Bergmanne, eine kleine befriedigende Wanderung in die Neuchateler Berge und am Ende des Brachmonats mit Grunern, dem Geistlichen, eine ähnliche in's Jüstithal. Am Ende des Heumonats bestieg ich mit Lüthard das Stockhorn und mit diesem und Wagnern den schönen Niesen.“ Der Genuß, den Eschern diese Wanderungen mit den damit verbundenen und wieder aufgenommenen Naturstudien verschafften, der Friede, den er im Familienleben fand, weckten verbunden mit der Überzeugung von der Fruchtlosigkeit seiner Arbeiten um so mehr die Sehnsucht nach einem möglichen Austritte aus der gesetzgebenden Behörde. Er ergriff auch jede Gelegenheit, den Gedanken einer Vertagung der gesetzgebenden Räthe unter Bevollmächtigung eines zurückbleibenden engern Ausschusses für Vollendung eines Verfassungsentwurfes in Anregung zu bringen. Schon am Ende des April war eine Denkschrift des Kantonsgerichtes, der Distriktsgerichte und der meisten Munizipalitäten des Kantons Thurgau an beide Räthe eingekommen, welche in sehr ernster Sprache ebenfalls auf eine solche Vertagung hinwies. „Wahrlich, hieß es in derselben, länger, Bürger Gesetzgeber, kann es nicht in dieser Weise gehen. Überlegt es, schon zwei Jahre sitzt ihr mit schweren Kosten für die Nation beisammen und was habt ihr in dieser Zeit geleistet? Viele, wir wissen und anerkennen es mit Dank, waren mit Mühe und Arbeit belastet und hatten gegen tausend Schwierigkeiten zu kämpfen, aber die Übrigen, was thaten die? Was werden sie antworten, wenn einmal das Volk, ihr Souverain, zu ihnen spricht: Gebt Rechnung von eurer Haushaltung?“

„Nun ist es gewiß — sprach Escher, als diese Eingabe im großen Rathe zur Sprache kam — einmal Zeit die Frage der Vertagung nicht bloß unter Ordnungsruf zu beseitigen, sondern mit Ernst in Erwägung zu ziehn. Der größere Theil unsers Vaterlandes ist durch die Kriegslasten gedrückt und zwar in solchem Grade, daß hier und da selbst Hungersnoth waltet und also allgemeines Bedürfniß der

Unterstützungen jeder Art eintritt und wir, deren erste Pflicht es wäre zu Erleichterung dieser Lasten behülflich zu sein, trocknen durch die 45,000 Franken, welche wir den Staat monatlich kosten, noch selbst die letzten Hülfsquellen auf, welche die Regierung für jenen Zweck benutzen könnte. Wir müssen aber, heißt es, eine Verfassung entwerfen. Ich will an dem guten Willen keines aus uns zweifeln, aber, Bürger Gesetzgeber, sind wir denn fähig dazu? und wahrlich ein unaufgeklärter Freund bringt der Sache, die er liebt, oft mehr Nachtheil als ihr selbst ein Feind nicht zu bringen vermöchte. Pflicht und Ehre verbieten gleichmäßig unser längeres Zusammenbleiben. Ich trage daher auf ernstliches Eintreten auf die eingesendete Denkschrift an."

Allein seine Stimme verhallte fruchtlos. Noch mehrere Monate schleppten beide Räthe ihr krankhaftes Dasein fort, da traf ihn den 1. August das Loos zum verfassungsmäßigen Austritt. Mit frohem Herzen rüstete er sich, sogleich mit den drei ältern Kindern seiner Gattin zu folgen, die bereits einige Monate früher mit dem jüngsten wieder nach Zürich zurückgekehrt war, weil der Aufenthalt in Bern ihrer Gesundheit nicht zusagte. Schon nach wenigen Tagen aber, noch ehe er abreisen konnte, kam, nunmehr auf Anregung des Vollziehungsausschusses, die Frage der Vertagung in beiden Räthen abermals zur Sprache und wurde jetzt mit Leichtigkeit im großen Rathe, nach lebhafterem Widerstande auch im Senate durchgesetzt. Noch bestellte der Vollziehungsausschuß aus fünfunddreißig Mitgliedern der abgehenden Räthe und acht Männern freier Wahl für provisorische Dauer bis zur Annahme einer Verfassung einen neuen gesetzgebenden Rath und löste sich dann selbst auf, um einem durch diesen gewählten Vollziehungsrathe Platz zu machen. In jenen gesetzgebenden Rath war Escher wieder berufen worden und, zwar ungerne aber aus Pflichtgefühl auch über die großen ökonomischen Opfer, die ihn sein Staatsdienst bisher gekostet hatte und, wie er wol wußte, noch ferner kosten werde, sich hinwegsetzend, dem Rufe

gefolgt. Wenige Tage später*) schrieb er an seine Ältern: „Ist nur erst der Friede hergestellt, so werde ich kein Amt mehr annehmen, das mich von Zürich fern hält. Es wird dann genug Leute geben, die gerne bei heiterm Himmel am Ruder steh'n; ich glaube hingegen meine Pflicht erfüllt zu haben, wenn ich während der Stürme dasselbe nicht verlasse."

Von dem gesetzgebenden Rathe zu seinem Präsidenten gewählt, bekleidete er dieses Amt den Herbstmonat hindurch und ebenfalls noch während der größern Hälfte des Oktober als Stellvertreter seines durch Krankheit verhinderten Nachfolgers Anderwerth. Die Zusammensetzung dieser Behörde brachte es von selbst mit, daß die Verhandlungen derselben einen ernstern und wissenschaftlichern Charakter annahmen, der dann freilich bald und bei Berathung der neuen Verfassung vorzüglich die prinzipielle Verschiedenheit zu Tage förderte, die in der Naturanlage, dem Bildungsgang, der Auffassungsweise der einflußreichsten Mitglieder schon ursprünglich vorhanden war. Theorie und Erfahrung traten sich kämpfend gegenüber und während die denkenden Tongeber beider Richtungen hier in Philosophie, dort in Geschichte den grundsätzlichen Boden für ihre Bestrebungen suchten, bildete sich in der größern aber beschränktern Masse der weniger selbstständigen Anhänger beider Schulen die falsche Ansicht ihrer Unvereinbarkeit aus. Schroffer schieden sich die Parteien. Jetzt wurden auch ihre Namen, Unitarier und Föderalisten, gefunden und an die trennenden Namen knüpften sich nach alter Gewohnheit auch alsobald Leidenschaft und Parteihaß. Escher hatte in früherer Zeit sich selbst zu viel mit Philosophie beschäftigt, um den Werth und das Bedürfniß der Theorie zu verkennen, er stand seinen Freunden Usteri und Rengger, die zu den Häuptern der Partei der Unitarier gehörten, zu nahe, um nicht von ihrer aufrichtigen Vaterlandsliebe und den edeln sie leitenden Beweggründen überzeugt zu sein; ja er

*) 12. September.

hatte, wie wir bereits sahen, bei dem Gutachten über Kantonaleintheilung geglaubt, auch selbst für größere Einheit und Centralisation aus theoretischen Gründen das Wort nehmen zu müssen. Auf der andern Seite hatten ihn Familienverhältnisse, sein früherer kaufmännischer Beruf, seine ausgebreitete Bekanntschaft, seine häufigen Fußwanderungen mehr als Andre, die hauptsächlich mit gelehrten Arbeiten sich beschäftigten, mit den verschiedenen Volksklassen in unmittelbare Berührung gebracht. Auch die vaterländische Geschichte war ihm Lieblingsstudium und selbst die eigenthümliche Stellung seines Vaters und seines Schwiegervaters, die beide Inhaber gerichtsherrlicher Rechte gewesen waren, mußte ihn zu einer gerechtern und mildern Beurtheilung derjenigen führen, die von der Anhänglichkeit an alte Zustände sich nicht so leicht losmachen konnten, ja mit Achtung auf nur noch in der Tradition vorhandene Einrichtungen zurückblickten, weil an dieselbe sich denn doch auch manche ehrenwerthe Erinnerung knüpfte. Noch im Spätherbste des Jahres 1800 hatte er in Zürich seine von ihrem freiwilligen Exil im Auslande zurückgekehrten Schwiegerältern besucht und bei denselben freundliche Aufnahme gefunden. Es war zwischen ihm und seinem Schwiegervater zu gegenseitiger offener Erklärung gekommen und es gereichte Eschern zu großer Beruhigung, daß dieser, seiner entschieden aristokratischen Gesinnung ungeachtet, denn doch auch des Tochtermannes ehrenwerthes Bestreben begriff, anerkannte und achtete. So stand er denn auch hier zwischen beiden Parteien in der Mitte aber nicht dem schwankenden Rohre gleich, das ohne eigenen Halt bald nach der bald nach jener Seite getrieben wird, sondern auf dem festen Boden der Erkenntniß des Guten wie des Mangelhaften, das in allen menschlichen Bestrebungen, Anstalten und Parteien zu finden ist, mit dem aufrichtigen Willen jenes zu fördern, dieses zu hindern und mit der Uneigennützigkeit und dem Herzensadel, welche auch dazu befähigen.

Noch gab er vereinigt mit Usteri den Republikaner heraus, allein

das Blatt selbst, auch mit seiner Überschrift wechselnd, vom Jahr 1801 an unter dem Titel des neuen schweizerischen Republikaners erscheinend, hatte allmälig einen veränderten Charakter angenommen. Über die Verhandlungen der Behörden wurde nur noch summarisch Bericht erstattet; die Meinungsäußerungen der Mitglieder, welche der frühern Darstellung Leben und Interesse gegeben hatten, blieben gänzlich weg; hingegen hatte die wissenschaftliche Abtheilung der Zeitschrift an Umfang und Bedeutung gewonnen. Es ist begreiflich, daß hiebei vorzugsweise auch die politische Literatur in Betrachtung kam und da, bei dem allmälig auch zu der größern Leserwelt niedersteigenden Systemkampfe mannigfache, bisweilen leidenschaftlich gehaltene, Flugschriften zu Gunsten des Föderalismus erschienen, so sah sich Usteri, dem dieser Zweig vorzüglich zugefallen war, zu deren lebhafter Widerlegung veranlaßt. Es waren vorzüglich die Pressen einiger Städte, durch welche jene Polemik gegen das Einheitssystem gefördert wurde. Die Motive mochten nicht immer die reinsten sein. Nicht selten waren auch höchst ungerechte Personalangriffe damit verbunden und so schlich sich denn auch in die Widerlegung allmälig ein Geist der Bitterkeit ein, der neben den Schriften bisweilen auch die Städte und ihre Bewohner selbst traf.

Im Februar 1801 war eine bei Einsetzung des Erziehungsrathes im damaligen Kanton Linth von dem Pfarrer Zwicky in Niederurnen gehaltene Rede gedruckt erschienen, welche den wohlthätigen Einfluß der Umgestaltungen im Vaterlande vorzüglich in Bezug auf Volksbildung zu schildern versuchte. Am Schlusse der Anzeige dieser Schrift im Republikaner vom 4. März fand sich dann die folgende Stelle:

„Sollte es möglich sein diese Rede zu lesen und darin nicht die schönste und kräftigste Schutzrede für die Einheit der Republik zu erkennen? Wird der Städtepöbel auch hier den Redner des eignen und persönlichen Interesses anklagen und sein Zeugniß verdächtigen wollen? Er mag es thun dieser verworfene Haufe, aber er wisse,

daß es ja freilich nicht das Interesse von ein halb Dutzend Städten, sondern das Interesse des ganzen helvetischen Volkes ist, welches durch die künftige Verfassung gesichert werden soll. Dieses Interesse des helvetischen Volkes gebietet die Einheit, und wenn die Verkehrtheit einiger Städte, durch keine Erfahrung gebessert, dem Vaterland neue Drangsale bereiten und den Zeitpunkt des äußern Friedens zum Signale des innern Krieges machen will, so darf das helvetische Volk, dieser verbrecherischen Umtriebe unerachtet, ruhig sein. . . Seine Regierung wachet. Vergebens rufen die Elenden, nach verlorner Herrschaft lüstern, den Helden Frankreichs an. Er verachtet sie; umsonst ist ihr Kriechen, und ihres Tollsinns Lohn, hat der Dichter geweissagt: **Quos perdere vult Jupiter dementat.**"

Wenige Tage später den 7. März erschien hierauf im Republikaner die nachstehende von Escher unterzeichnete Erklärung:

„In Nr. 266 des Neuen Schweizer. Republikaners findet sich bei Anlaß der Anzeige der feierlichen Einsetzung des Erziehungsrathes im Kanton Linth, ein mit U. unterzeichneter Ausfall gegen Städte und Städtepöbel, der wie dazu geeignet zu sein scheint, die nur zu lange fortgesetzte Gährung von Leidenschaften, und den Haß zwischen Städtern und Nichtstädtern auf's neue zu beleben, statt wie es Zweck desselben sein sollte, dem Grundsatz der Einheit der Republik Anhänger zu verschaffen. Werden wir denn durch solche allgemeine Spaltungen diejenige Einigkeit in unserm Vaterlande bewirken, die zur Gründung einer dauernden Einheit nothwendig ist? Ist denn wirklich das wahre Interesse des ganzen Volks mit dem wahren Interesse des halben Dutzends hier bezeichneter Städte im Widerspruch, oder nicht vielmehr in der unmittelbarsten Verbindung? Sind denn darum, weil hier und da einige verkehrte Köpfe in den Städten dem wahren Interesse des Vaterlandes entgegen arbeiten, diese ganzen Städte verkehrt? Wollte man die Verkehrtheit einzelner so auf ganze Korporationen oder Klassen ausdehnen, was bliebe wol in unserm armen Vaterlande unverkehrt? Möchte man

doch endlich aufhören, von allen Seiten her immerfort zu entzweien, statt zu vereinigen; möchte man die Einheit unsers Vaterlandes besonders auch im Inneren seiner Bewohner herzustellen suchen, und nicht durch beständige Herbeischaffung von neuem Gährungsstoffe dasselbe immer mehr der äußern Willkür preis geben, statt ihm durch Vereinigung der Gemüther wieder einige Selbstständigkeit zu verschaffen!"

Unmittelbar auf diese Erklärung folgte im nämlichen Blatte die hier ebenfalls mitgetheilte, wieder mit U. unterzeichnete Berichtigung:

„Wenn der Verfasser der oberwähnten Anzeige (in Nr. 266) sagte: „Nicht das Interesse von ein halb Dutzend Städten, sondern das Interesse des ganzen helvetischen Volkes soll durch die künftige Verfassung gesichert sein", so ahndete er in der That nicht, daß Jemand seine Worte dahin auslegen würde, als sage er: „das wahre Interesse des ganzen Volks sei mit dem Interesse des halb Dutzend Städte im Widerspruch." Schon die grammatikalische Auslegung jener Worte kann hinlänglich die Mißdeutung widerlegen: Das ganze helvetische Volk schließt doch wol die Städtebewohner nicht aus, sondern faßt sie sehr bestimmt in sich. . . Will man hiebei nicht stehen bleiben, sondern den Sinn der Worte aus dem Zusammenhange des Ganzen erklären, dann ist es vollends unmöglich, den Verfasser sagen zu lassen: „es sei das wahre Interesse der Städte unverträglich mit dem des ganzen Volkes." Es kam ihm nie in den Sinn zu glauben oder zu sagen, daß es das wahre Interesse der Städte sei, für welches der Städtepöbel arbeite.

Eben so wenig glaubte er den Vorwurf zu verdienen: „Die Verkehrtheit einzelner auf ganze Korporationen oder Klassen ausgedehnt zu haben." So ganz einzeln sind sie leider freilich nicht, die in jener Anzeige mit dem Namen Städtepöbel bezeichnet sind; auch bilden sie, wenn man will, eine Klasse und allenfalls auch eine Korporation — aber nur nicht die der Städtebewohner oder des

Stadtvolks: Volk und Pöbel waren von jeher Ausdrücke von unzweideutig verschiedener Bedeutung. Von dem Städtepöbel allein aber sprach jene Anzeige."

„Diese zwei Berichtigungen glaubte der Verfasser der Anzeige sich selbst schuldig zu sein. . . Jedem andern Tadel, jeder andern Kritik gibt er seine Anzeige gerne preis; und sehr freimüthig gesteht er, daß er die Tugend jener durch Nichts und Nie zu ermüdenden Gutmüthigkeit, die den immer Zurückstoßenden, immer und immer entgegengeht, nicht besitzt. Er verehrt sie; da sie ihm aber mangelt, so muß er sich mit Lessing trösten, der irgendwo gesagt hat: „Wer über gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der muß überall keinen zu verlieren haben." "

Noch stärker als bisher und immer mit Unterschrift der Anfangsbuchstaben des Namens wurde nun in mehrern der folgenden Blätter die Polemik gegen die Föderalisten fortgesetzt. Da bat Escher am 27. März seinen Freund, ihn von der Redaktion des Republikaners zu entlassen und sendete eine dießfällige Erklärung ein. Noch am nämlichen Abend antwortete ihm Usteri: Es thut mir leid, mein lieber Freund, wenn die Trennung geschehen muß, aber Du willst es und es sei also. Schon das morgende Stück des Republikaners wird deinen Namen nicht mehr führen und mich allein als Herausgeber nennen. Dieß kann Dir genügen und wird es hoffentlich auch. Du wirst nicht verlangen, daß ich Deine Erklärung noch zugleich abdrucken lasse. Sie könnte nicht unbeantwortet bleiben und ich würde doch so ungerne antworten. Ich sende Dir Deine zwei Billets hier zurück und wenn Du es nicht nöthig findest, so wird von diesem ganzen Geschäfte zwischen uns nicht mehr die Rede sein und wir können, wie das sich übrigens von selbst versteht, unverändert Freunde bleiben. Und sie blieben es auch. Am 1. Juni kam Escher für einige Wochen nach Zürich. Hier vernahm er, daß ihn mittlerweile seine sogenannte Sonntagsgesellschaft, aus befreundeten Altersgenossen gebildet, aus ihrem Kreise ausgeschlossen habe. Schon

den 10. Juni schrieb ihm aus Bern Usteri: „Die Sonntagsgesellschaft hat es also — mein lieber Freund — über sich genommen, mich gegen dich zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Sie wollte Dir die Richtigkeit meines Urtheils recht fühlbar machen." Escher selbst aber, dem am letzten Tage des Jahres wieder die Freude zu Theil wurde, von der Spitze des heimatlichen Uto auf den dennoch so geliebten tausendjährigen Schauplatz menschlichen Irrthums, menschlicher Leidenschaft und Wechsels und göttlicher Größe und Liebe herniederzublicken, schrieb in seine Jahresübersicht: „Unmittelbar bevor ich im Juni dieses Jahres in Zürich anlangte hatte meine ehemalige Sonntagsgesellschaft beschlossen, mich wegen abweichender politischer Gesinnung aus ihrer Mitte zu verstoßen. Im Bewußtsein meines reinen Willens und des Guten, das ich für das Vaterland, die Vaterstadt und gerade für mehrere jener alten Bekannten, von denen einige Interimsregenten gewesen waren, angestrebt und zum Theil auch bewirkt hatte, kränkte mich dieses Ereigniß nur, weil es mich die traurige Mißstimmung kennen lehrte, unter der damals meine Vaterstadt litt."

Zwei Jahre hindurch hatte nun Escher als Mitglied der gesetzgebenden Behörde dem Vaterlande seine treuen Dienste geleistet. Es waren Lehrjahre voll bittrer Erfahrung. Immer verlassener fand er sich auf der Bahn eines nachsichtigen, versöhnlichen Wirkens, an die ihn seine Natur wies, in seinem Streben für schonende Behandlung aller innern Verhältnisse, um desto sichrer den freien Willen möglichst vieler für gemeinsame Erhaltung der eidgenössischen Unabhängigkeit dem Auslande gegenüber zu gewinnen. Um so freudiger ergriff er die Gelegenheit, die sich ihm darbot, für einige Zeit wenigstens in die Ruhe des Privatlebens zurückzukehren.

Der eilfte Paragraph des am 9. Februar 1801 zu Lüneville geschlossenen Friedens hatte dem helvetischen Volke die Freiheit gesichert, sich selbst seine Verfassung zu geben. Kaum war diese Zusicherung bekannt geworden, als in dem Erwachen der verschiedensten

Hoffnungen und Plane die Kluft sogleich zu Tage trat, die zwischen den zwei Hauptparteien, der Einheitsfreunde und der Föderalisten, sich unheilvoll noch stets zu erweitern schien. Von beiden Seiten verzichtete man auf freiwillige Verständigung. Von beiden Seiten wendete man dem Auslande Rath oder Hülfe suchende Blicke zu, und so war denn den damaligen Machthabern ein Verfassungsentwurf, über dessen Entstehung zur Stunde noch etwelches Dunkel ruht, willkommen, weil er von dem nach Paris damit abgeordneten Vollziehungsrath Glayre nach etlichen dort erlittenen Änderungen mit Empfehlung des ersten Konsuls zurückgebracht worden war. Im September dachte man ihn dem Volke zur Annahme vorzulegen, vorher aber sollten noch durch einen Ausschuß des gesetzgebenden Rathes diejenigen organischen Gesetze entworfen werden, deren gleichzeitige Einführung vonnöthen war. Bei seiner Abneigung gegen jede ausländische Einmischung in unsre Nationalangelegenheiten, pries Escher sich glücklich, daß er bei der Bildung dieses Ausschusses übergangen ward, und da nun die wenigen und nicht sehr bedeutenden Geschäfte der übrigen Mitglieder des gesetzgebenden Rathes auch eine längere Abwesenheit von Bern ihm zu gestatten schienen, so ließ er sich in der Hoffnung, nach Annahme der neuen Verfassung dorthin vielleicht gar nicht mehr zurückkehren zu müssen, auch von seinen Kindern nach Zürich begleiten.

Hier nahm er theils seine kaufmännischen Geschäfte wieder auf, besonders aber die naturwissenschaftlichen Studien; auch seinen vorzüglichsten Lebensgenuß, denjenigen der Bergreisen, erlaubte er sich, um so mehr, als er ihn mit den Wanderungen nach Bern verbinden konnte, wohin ihn zwar meist nur zu einer Anwesenheit von wenigen Tagen zeitweise diejenigen Sitzungen und Kommissionalarbeiten riefen, bei denen noch seine Theilnahme unentbehrlich war. Das Leuker-Bad, nach welchem er seine älteste kranke Schwester begleitete, die Bergthäler in Wallis, die waadtländischen Salzwerke, der Sanetsch, der Napf, der Rigi wurden auf diese Weise von ihm besucht

und unter Herbstfreuden in Gesellschaft zweier seiner Töchter einige Wochen auch im älterlichen Landaufenthalte zu Keffikon zugebracht. Schon vorher indessen war in Bern Glayres Austritt aus dem Vollziehungsrathe erfolgt und den 23. Juli Escher an dessen Stelle gewählt worden. In gewissenhafter Würdigung seiner Kräfte, wie der dieselben übersteigenden Schwierigkeiten der Aufgabe hatte er sogleich abgelehnt. Ihn zu ersetzen ward sein Freund Usteri berufen. Durch die Zuschriften desselben wurde er auch während seiner Abwesenheit von Bern über die dortigen Vorgänge in Kenntniß erhalten. In dem von Paris zurückgebrachten Verfassungsentwurfe, auf dessen rasche und unbedingte Annahme dort mit ziemlicher Zuversicht gerechnet ward, hatte neben dem bestimmt ausgesprochenen Grundsatze der Staatseinheit bis auf einen gewissen Grad wenigstens auch wieder derjenige der Kantonalsouveränetät seine Anerkennung gefunden. Die Kantone hatten nämlich das Recht zur Wahl besonderer Tagsatzungen erhalten, deren Aufgabe es war, nach eigenem Ermessen die Kantonalverfassungen zu entwerfen und zugleich die Abgeordneten zur allgemeinen Tagsatzung zu wählen, welche dann ihrerseits die gemeineidgenössischen Angelegenheiten ordnen und die definitive Bestätigung der dem Volke zur Annahme vorzulegenden Centralverfassung aussprechen sollten. Bei einem Theile jener Kantonstagsatzungen, namentlich bei denjenigen der drei Urkantone, offenbarte sich nun sogleich das Bestreben über die Schranken, welche ihnen durch den allgemeinen Verfassungsentwurf angewiesen waren, hinauszugehn, zurückzukehren auf ihre ursprüngliche historische Grundlage, ihre Landsgemeinden wieder einzuführen und vollen Gebrauch zu machen von der Souveränetät, die fünfhundert Jahre hindurch von denselben geübt worden war. Aus diesen Gründen weigerten sich in Schwyz und Uri die Tagsatzungen in ihrer Gesammtheit, in andern Kantonen wenigstens Minderheiten derselben, den vorgeschriebenen Eid zu leisten, der sie verpflichtete, nur solche Kantonalverfassungen zu entwerfen, die mit den Grundsätzen politischer und bürgerlicher

Gleichheit und mit der Centralverfassung im Einklange stehen, ja in Schwyz und Uri wurden in den Personen Aloys Redings und Jost Müllers eidverweigernde Mitglieder auch in die allgemeine Tagsatzung nach Bern gewählt. Hier wurde zwar anfänglich gegen ihre Zulassung protestirt, allein nach mehrfacher Verhandlung „um Einigkeit und gegenseitiges Zutrauen zwischen den verschiedenen Landestheilen herzustellen und in Berücksichtigung, daß hauptsächlich religiöse Bedenken der Beeidigung in jenen Kantonen im Wege gestanden seien“ dieselbe am Ende und zwar unter Widerspruch von lediglich acht Stimmen bewilligt. Vom 12. September an, dem Tage, an welchem dieser Beschluß gefaßt worden war, bis zum Schlusse des Monats nahmen nun auch die Abgeordneten der drei Urstände, neben Reding und Müller der milde zu jedem Entgegenkommen geneigte Unterwaldner Vonflüe, an den Verhandlungen der allgemeinen Tagsatzung Antheil, die in ihren sieben und siebenzig Gliedern so ziemlich die Stellvertreter der verschiedensten im Vaterlande vorhandenen Elemente, Ansichten und Meinungen vereinte.

Auch hier indessen schieden sich die Kämpfenden in die zwei schon genannten Hauptparteien, indem sie mit mehr oder weniger Bewußtsein und Selbstständigkeit von Prinzipien ausgingen, die in ihrer Eigenthümlichkeit scharf aufgefaßt und in ihrer Anwendung folgerichtig durchgeführt, in der That jede Vereinigung unmöglich machten. Diese letztere konnte daher lediglich durch ein Übergewicht weniger entschiedener, oder aus Weltklugheit oder Vaterlandsliebe nachgebender Charaktere in beiden Lagern zu Stande gebracht werden; aber auch in diesem Falle konnte das Schlußergebniß niemals eine völlige Verschmelzung beider ihrer Natur nach unvereinbaren Richtungen unter gleichen Vortheilen und gleichen Opfern für beide sein. Es blieb immer ein mehr oder weniger entschiedener Sieg der einen, eine mehr oder weniger drückende Niederlage der andern. Ging man vom historischen Standpunkte aus, so befanden sich die drei Urkantone schon vor der helvetischen Revolution im faktischen Besitz

Besitz einer unbestreitbaren Volkssouveränetät, einer vollendetern Demokratie als keine Ochsische Verfassung, keine französischen Brigaden sie unserm Vaterlande gebracht hatten. „Wir sehen nicht, sprach daher Reding, warum wir jetzt, da Helvetien das Recht erhalten hat, sich selbst seine Verfassung zu ertheilen, preisgeben sollten, was unsre Vorfahren unter Gottes Beistand mit ihrem Blute errungen und behauptet, was wir ein halbes Jahrtausend hindurch unwidersprochen besessen haben. Gerne aber gönnen wir, was wir selbst besitzen, auch andern. Mögen unsre sämmtlichen Mitstände sich ebenfalls Verfassungen geben so demokratisch als möglich. Wir werden dieselben achten, sie aufrecht halten und vertheidigen helfen, auch einem Verein mit Freude beitreten zu gemeinsamem Schutze gegen jeden Angriff des Auslandes. Nur sei derselbe, da in Helvetien Verschiedenheit der Religion, der Sprachen, der Anschauungsweise und Lebensgewohnheiten statt findet, ein auf dem Grundsatze der Kantonalsouveränetät ruhender Staatenbund, denn nur bei diesem Verhältniß ist allseitige Freiheit und allseitige Befriedigung, der Kleinen wie der Großen, möglich. — Auch wir, versetzten die Gegner, ein Rengger, Kuhn, Usteri, achten das historische Recht und die Geschichte, aber ihre größte Lehre ist, daß die unaufhörlich fortschreitende Zeit Veränderungen und Verbesserungen fordert. Nicht von Uri, Schwyz, von Bern oder Waadt war in Lüneville die Rede, sondern von Helvetien. Der morsche Staatenbund der alten Eidgenossenschaft ist den Stürmen der Zeit erlegen. Ihr selbst zogt euch damals an eure Kantonsgränzen zurück, aber auch diese vermochtet ihr nicht zu vertheidigen. Helvetien bedarf einer starken mit der Zeit im Einklang gehenden Bundesverfassung, die nicht auf zufälligen und veränderlichen Verhältnissen, die auf einer festen, in sich wahren Grundlage der Vernunft, dem Menschenrechte, der Menschenpflicht ruht, diese sind für alle seine Bewohner dieselben. Erst wenn dem ewig und allgemein Wahren seine Anerkennung gesichert ist, kann, so weit es ohne Beeinträchtigung des Größern möglich

bleibt, auch dem Kleinern, dem Zufälligen und Veränderlichen sein Recht wiederfahren." — „Zu dieser Höhe — das mochte der Grundgedanke der Entgegnung Redings und seiner Freunde sein — haben wir in unseren Alpen uns noch nicht emporgearbeitet, werden sie auch schwerlich ersteigen. In Frankreichs Jakobinismus, in demjenigen, was uns entartete Schweizer für unser geistiges und materielles Leben von dorther gebracht haben, in der Freiheit und Gleichheit, die man uns auf Bajonettspitzen zutrug, konnten wir weder viel von Vernunft, noch von Achtung für Menschenrechte und Menschenpflichten entdecken. Unsern Catechismus brauchen wir nicht von neuen philosophischen Schulen zu holen. Er ward der Welt schon vor 1800 Jahren gegeben. Wir können, von euern Grundlagen ausgehend, keinen fernern Theil an dem Verfassungswerk nehmen. Wir kehren heim, unser Volk zu berichten." Damit entfernten sich Reding und Müller trotzend, Vonflüe ungerne, zögernd, nach schmerzlichen Abscheidsworten und nur dem gebieterischen Rufe seiner Wähler gehorchend.

Nicht ohne Unwillen sahen die Führer der Gegenpartei diese Abreise, aber mit reinem Bewußtsein; denn es sagte ihnen dieses, daß sie mißverstanden worden seien, daß auch sie weder Jakobinismus noch ein Schreckenssystem wollen, wol aber Anerkennung der Zeitfortschritte und Zeitbedürfnisse, die bei wahrhaft gutem Willen und Leidenschaftlosigkeit mit Christenthum und Nationalität sehr wohl in Einklang zu bringen seien. So arbeiteten sie denn ruhig fort an ihrer Aufgabe. Allein das Beispiel der Urkantone wirkte. Überall in der ehemals demokratischen Schweiz, in Glarus, Appenzell, Graubündten erwachte das Gelüsten nach Kantonalsouveränetät. Auch in den Städten schlossen sich manche, die einen Föderalisten aus redlicher Überzeugung, andre in der Hoffnung wieder zum Besitze verlorener Vorrechte zu gelangen, dieser Richtung an. In Bern fanden räthselhafte Unterhandlungen ehemaliger Patrizier mit einzelnen Mitgliedern der helvetischen Behörden statt und zugleich mit dem neu

eingetroffenen französischen Gesandten Verninac, so wie dem dort kommandirenden General Montchoisy. Auch in der allgemeinen Tagsatzung selbst wuchs das gegenseitige Mißtrauen. Die Spaltung nahm überhand und den 17. Oktober erklärten in Folge einiger mißbeliebiger Beschlüsse über Einrichtungen des Justizwesens, Ausscheidung von National= und Kantonalgut und Zehentloskauf abermals dreizehn Mitglieder ihren Austritt. Um so mehr beschleunigten die Zurückbleibenden die Vollendung ihrer Arbeiten. Den 24. Oktober war die Revision der Verfassung beendigt. Dieselbe wurde, unter Widerspruch freilich einer Minderheit von dreizehn Stimmen, angenommen.

Jetzt erst machte sich überall der Unwille der Föderalisten Luft und auch die Stellvertreter Frankreichs, wo man die unbedingte Annahme des im Mai von Paris aus empfohlenen, dem Föderalismus in mehrern Beziehungen günstigern, Verfassungsentwurfes erwartet hatte, schlossen sich der Opposition an, deren Hervortreten in solchem Umfang und solcher Stärke die Einheitsfreunde weder vorhergesehen noch für möglich gehalten hatten. Das waren die Umstände, welche einen abermaligen Staatsstreich vorbereiteten und erleichterten. Da die augenblicklich obsiegende Mehrheit der Tagsatzung sogleich den neuen Senat und zwar aus lauter Einheitsfreunden gewählt hatte, brach überall die Gährung in so bedenklichen Erscheinungen aus, daß mehrere dieser Senatoren selbst die Annahme ihrer Ernennung verweigerten, und die unterliegende Minderheit der Tagsatzung, im Einverständniß mit dem französischen General und dem helvetischen Truppenkommandanten und unterstützt durch die öffentliche Meinung in Bern und den dortigen Regierungsstatthalter es wagen durfte, in einer Privatwohnung eine außerordentliche nächtliche Sitzung zu veranstalten, in welcher der im Mai von Paris gebrachte Verfassungsentwurf unverändert angenommen, alles von der Tagsatzung darüber hinaus beschlossene, so wie die Wahlen derselben ungültig und nichtig erklärt, die Tagsatzung selbst aufge=

hoben und die oberste Gewalt provisorisch einem Ausschusse von drei Mitgliedern übertragen wird, an dessen Spitze mit Hülfe seiner Gewandtheit und französischen Schutzes der bei allen solchen Staatsstreichen, sie mochten im Interesse der einen oder andern Partei erfolgen, immer eine Hauptrolle spielende Dolder trat. Alle Protestationen der bisherigen Tagsatzungsmehrheit blieben fruchtlos. Schon am folgenden Tage wurde der Senat, in seiner entschiedenen Mehrheit nur aus Föderalisten bestehend, ernannt. Dieser wählte nun den wieder eingetretenen Reding zum ersten Landammann.

An Redings Namen knüpften sich in jener Zeit der Glanz rühmlicher Erinnerungen und ein seltenes Vertrauen einer bedeutenden Anzahl von Schweizern. Sein eben so würde= als muthvolles Benehmen im Kampfe gegen die Franzosen, das ihm die Achtung auch der Feinde und ihres Heerführers gewonnen hatte; der wohlthätige Einfluß, den er nach Unterwerfung seines Kantons auf dessen Bevölkerung übte, indem er spätere Ausbrüche ihres Fanatismus mit eigener Gefahr zu dämpfen wußte, die Liebe, mit der er fortdauernd an seiner Alpenheimat hing und ihre Interessen vertheidigte, sein unantastbarer Privatcharakter erwarben ihm ein Recht auf Einfluß und eine höhere Stellung im Vaterlande. An wissenschaftlicher Schulbildung stand er unstreitig hinter den bedeutendern seiner politischen Gegner zurück, welche die Zeiterscheinungen und Zeitbedürfnisse in ihrem großen Zusammenhang unbefangener und richtiger beurtheilten und in Schrift und Lehre darstellten; aber das geschriebene Wort gilt in den Augen des Volkes weniger als die unmittelbare That und höher steht in denselben der Mann, der auf dem kriegerischen Kampfplatze mit seiner Person zu zahlen bereit ist, als der Gelehrte, der im entscheidenden Augenblick sich in die Stille seines Studierzimmers zurückzieht, oder der Staatsmann, der sich darauf beschränkt, aus dem Innern seines Rathssaales zu gebieten. Der Verfasser dieser Darstellung weiß es noch aus eigener Erinnerung, wie besonders die damalige städtische Jugend, die in der

vaterländischen Geschichte unterwiesen war, in Reding den Charakter der alten einfachen, freien und kriegsmuthigen Eidgenossenschaft gewissermaßen verkörpert erblickte, und welchen Hoffnungen sich auch die Mehrzahl der städtischen Bevölkerung überließ, als die Kunde seiner Wahl zum Landammann eintraf.

Reding selbst ergriff, gehoben durch den Beifall und den Anhang, der ihm zuzuströmen begann, vielleicht nur mit zuviel Selbstvertrauen, das Steuer. Die rücksichtslose Behandluug der Gegenpartei, rasche und vielfache Änderungen im Beamtenpersonale, Beweise sämmtlich eines entschiedenen Systemwechsels, regten überall die Einheitsfreunde auf; in den Gegenden, in denen man seiner Zeit die Revolution mit Freude begrüßt hatte, machten sich Unmuth, Mißtrauen, Widersetzlichkeit bemerkbar. Selbst die französische Gesandtschaft begann nach dem Gelingen des von ihr begünstigten Staatsstreichs über die sich so energisch entwickelnde Reaktion stutzig zu werden. Noch zurückhaltender ward Verninacs Benehmen, als es verlautete, daß Reding damit umgehe, Verbindungen auch in Wien und London anzuknüpfen. Zu diesem Entschlusse war derselbe durch die Ansicht bewogen worden, daß der Friede von Lüneville das Werk der sämmtlichen ihn abschließenden Mächte gewesen sei, die Eidgenossenschaft daher in Folge der Erklärung ihrer Selbstständigkeit durch dieselben zu allen in ein gleichmäßiges Verhältniß der Freundschaft und nur auf diese Weise auch in ihre ursprüngliche staatsrechtliche und neutrale Stellung zurücktrete. Offenherzig und bieder, wie er war, hoffte er in mündlicher Unterredung selbst den ersten Konsul für die Angelegenheiten seines Vaterlandes, besonders auch seines engern, zu gewinnen und dadurch die ihm verhaßte diplomatische Zweideutigkeit ein für allemal zu beseitigen.

Achtung vor dem Charakter des mit militärischer Freimüthigkeit ihm nahenden Eidgenossen, eine gewisse auch später sich offenbarende Zuneigung zur Urschweiz und hinwieder dennoch Besorgniß vor dem Unabhängigkeitsgeiste derselben, so wie Unwillen über die weit-

führenden Forderungen, die Reding zu ihren Gunsten stellte*), schienen den ersten Konsul gleichzeitig geleitet zu haben bei der einzigen Konferenz, die er ihm bewilligte. Er war zurückhaltend und doppelsinnig in derselben. Offener hingegen, ja beinahe als wohlwollender Rathgeber erschien er in der schriftlichen Antwort auf eine Note, die Reding in Betreff der allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes zugleich eingereicht hatte. Aber fortwährend blieb der Dolmetsch seines Willens der in Bern residirende Gesandte. Von diesem wurde denn auch als Verstärkung des liberalen Elements im Senate der Eintritt von sechs namentlich bezeichneten Männern gefordert, unter denen sich neben Rengger, Rütimann, Kuhn, Schmied, Glaire und nach dessen Ablehnung Füßli, auch Escher befand. Diese sämmtlichen neugewählten sollten den fünf, den sogenannten kleinen Rath bildenden, Mitgliedern beigegeben werden und vereint mit ihnen an die Stelle des ehemaligen Vollziehungsraths treten.

Escher erhielt zu seinem nicht geringen Schrecken diesen Ruf den 25. Januar 1802. Er war begleitet von mehrfachen Aufforderungen demselben zu entsprechen, die sowol Föderalisten als Einheitsfreunde, die selbst sein Schwiegervater an ihn richteten. „Sie kennen, schrieb an ihn der damals bereits als Mitglied des Senates in Bern befindliche David von Wyß aus Zürich, die ränkevolle Politik, mit der wir zu kämpfen haben. Aller ihrer Macht und List ungeachtet ist dennoch die Hoffnung zu einiger politischer Unabhängigkeit, vielleicht auch zu erträglichen Verfassungen gelangen zu können, nicht verloren, wenn die Männer, welche jetzt in die Regierung aufgenommen werden, diesen Ruf nicht ablehnen, sondern mit freundschaftlicher Achtung gegen ihre Kollegen ihre Kenntnisse und Talente nochmals zum Beßten des Vaterlandes anwenden wollen. Von Ihnen erwartet man solches in vorzüglichem Grad und ich

*) Er verlangte für die drei Länder die Begünstigung, sich eine selbstgefällige Verfassung zu geben, nichts an die Bedürfnisse der Centralität beitragen zu müssen und von der helvetischen Salzregie frei zu sein.

kann Sie aufrichtig versichern, daß Sie die Hochschätzung und Zuneigung des weitaus größern Theiles unsrer Versammlung bereits besitzen. Mein theuerster Kollege (der Alt-Seckelmeister Hirzel von Zürich) und ich sind besonders von diesen Gesinnungen gegen Sie belebt und auch für unsre gemeinsame Vaterstadt kann es nur wohlthätig sein, wenn Sie der bevorstehenden Einladung zu entsprechen sich entschließen. Solche Motive lösen bei einem Manne, der, wie Sie, sein Vaterland warm und aufrichtig liebt, alle Bedenklichkeiten."

In ähnlichem Sinne schrieb ihm Usteri. Dieser hatte nach Unterzeichnung der Protestation gegen das im Oktober des verflossenen Jahres in Bern vorgegangene sich nach Luzern zurückgezogen, wo er im Hause seines Freundes, Meier von Schauensee, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten und zugleich mit Herausgabe des neuen schweizerischen Republikaners beschäftigte. Er hatte es getadelt, als Escher, obwohl den Staatsstreich selbst mißbilligend, dennoch ihren gemeinsamen Freund Anderwerth, der einen Ruf in den föderalistischen Senat erhielt, ermuntert hatte, demselben zu folgen. „Danken, schrieb er ihm, wird er es denen, die ihn engagirten, gewiß in Kurzem wenig; denn Schimpf, Spott und Schande werden sein und aller seiner Kollegen Ende sein." Allein die an sechs Männer von liberaler Gesinnung nunmehr ergangene Einladung zum Eintritte in die Regierung und der Umstand, daß diese Aufforderung gerade von Frankreich herkam, schienen auch seine Hoffnungen neu zu beleben und so schrieb er denn an Eschern, noch ehe dieser sich für die Annahme entschieden hatte: „Und nun kann ich Dich wol als Kleinrath begrüßen? Ich denke es wird Dich ziemliche Überwindung gekostet haben, oder vielleicht noch kosten, dem Rufe zu folgen. Indessen müssen Dich die Grundsätze, welche Dich bei Anderwerths Ernennung bewogen, ihn dazu aufzumuntern, nun durchaus zur Annahme bestimmt haben. Ich sage das sehr aufrichtig und ernstlich; denn wenn ich mich damals etwas bitter gegen Deine Auf-

munterung äußerte, so geschah es nicht, weil ich Deine Beweggründe an sich, sondern weil ich ihre damalige Anwendung tadelte. Nun ist der Fall ganz anders, Du wirst nicht isolirt stehen, sondern in der trefflichsten Gesellschaft, von der sich die Erfüllung gerechter und billiger Hoffnungen erwarten läßt. Form und Manier sind freilich wieder sonderbar und zum Theil fatal genug; allein nach dem, was seit dem 28. Oktober vorfiel, kann uns jede Form, die eine Abänderung bringt, beinahe gleichgültig sein. Seit der dreimonatlichen Herrschaft, von der wir wieder aufzuathmen anfangen, mußte ich selbst meine bisdahin feste Überzeugung, daß ein rechtlicher Schweizer von Frankreich sich nicht werde zureden lassen, aufgeben."

Auch Rengger, selbst noch unschlüssig, was er zu thun habe, schrieb den 23. Januar an ihn: „Du bist, lieber Escher, bereits von demjenigen unterrichtet, was Reding von Paris mitbrachte. Heute soll unsre Ernennung vom Senate vorgenommen werden. Wenn ich einen Entschluß gefaßt habe, so ist es eher der, nicht anzunehmen, als der entgegengesetzte; aber wir sollen nichts Übereiltes thun, denn es steht viel auf dem Spiele. Die Gährung im Lande nimmt mit jeder Stunde zu; besonders aber sollen wir, was wir thun, vereint thun." Schon am 25. antwortete ihm Escher: „Erst warf ich den Ruf, der an uns ergangen, weit weg, theils wegen der Kränklichkeit meiner Gattin und der unentbehrlichen Sorge für meine Kinder, anderseits dann auch aus Abneigung gegen die Politik und eine durch fremden Einfluß bewirkte Ernennung. Nach langem Kampf aber fand ich, daß eine Weigerung, diesem Rufe zu folgen, andre Negotiationen über unsre Ersetzung veranlassen und dadurch dem Geiste des Aufruhrs, der überall auszubrechen droht, eine Nahrung verschafft würde, welche die weitaussehendsten Folgen haben könnte. Dieses bewog mich zur Annahme, jedoch mit dem bestimmten Vorsatze, wieder abzutreten, sobald es ohne Gefahr für das Vaterland geschehen könne. Diesen meinen Entschluß theile ich heute schon dem kleinen Rathe mit und aus demselben Grunde, der

mich zu diesem schweren Opfer bewog, wünsche ich recht innig, daß meine übrigen neuen Kollegen und besonders Du, mein Theurer, den gleichen Schritt gethan haben mögen. Bei den schlimmen Absichten unsers Nachbars, die überall hervorschimmern, kann unser Land nur durch rasche Vereinigung aller Parteien gerettet werden. In dem Umstande, daß wir Beigezogenen alle, gerade immer diejenigen waren, die sich am lebhaftesten allen fremden Anmaßungen widersetzten, sehe ich eine glückliche Vorbedeutung und wehe uns, wenn wir der unverkennbaren Absicht unsers Nachbarsgemäß mit unsern divergirenden Ansichten Zweitracht in die Regierung hineinbringen. Laßt uns alle unsre Lieblingsideen beschränken, um nur ein einverstandenes Wirken auswärtigen Machthabern entgegenzustellen. So allein kann unser Vaterland vielleicht noch geschirmt werden. Dieß, mein Lieber, ist die Gesinnung, mit der ich in die Regierug treten werde. Ich bin überzeugt, daß es auch die deinige ist, und daß Du nur durch sie alle Schwierigkeiten überwunden haben wirst, die sich Deiner Hingebung für das Vaterland entgegenstellten. Herzlich freut es mich an Deiner Seite zu stehen. Dein Geist und Deine Erfahrung sind mir ein hoffnungsvoller Trost, der mir die schwierige Bahn leichter macht." Auch Rengger folgte nun dem Rufe.

Am letzten Januar verließ Escher abermals zu Fuße und von Gattin und Kindern noch eine kurze Wegstrecke begleitet, die Vaterstadt. „Der Tag der Abreise — meldet er in seinem Jahresrückblicke — war helle. Halb betäubt bestieg ich den Heitlisberg, sah noch einmal in das schöne Thal der Limmat und den prächtig beleuchteten Alpenkranz hinein und rannte dann voll banger Sorge weiter." An seinem Bestimmungsorte angelangt und in der Wohnung seines Freundes, des Diakons Gruner, eingerichtet, schrieb er den 5. Februar an Vaucher: „So bin ich denn abermal hineingeschleudert in dieses Labyrinth der Leidenschaften, der Zerwürfnisse, der Intriguen und des Zufalls, in dieses traurige Bern, getrennt von

den Meinen, herausgerissen aus allen den Verhältnissen, in denen ich anfing, mich so wohl zu befinden. Nichts bleibt mir übrig, als mich so in die Geschäfte zu vertiefen, daß ich nur noch Zeit behalte für die Überlegung, wie ich sobald möglich wieder herauskommen kann."

Der kleine Rath vertheilte nun unter seine Mitglieder die Geschäfte in folgender Weise: Reding wurde erster, Rengger zweiter Landammann, Rüttimann erster Statthalter, Hirzel zweiter. Die Finanzen erhielt Dolder, das Kriegswesen Escher und Frisching, Füßli und Gluz das Innere, Kuhn und Schmied die Justiz. Hätte diese Regierung unabhängig nur nach den Einsichten und der Vaterlandsliebe, die man ihren Mitgliedern zutrauen durfte, handeln können, so wäre es ihr vielleicht gelungen nach Eschers Wunsche, selbst in Bezug auf Hauptpunkte, wenn auch nicht sich in der Überzeugung zu vereinigen, doch wenigstens durch gegenseitiges Nachgeben die Widersprüche zu beseitigen; aber so standen die Parteien, denen auch die Regenten selbst angehörten, hinter ihnen, weit leidenschaftlicher als diese. Die Extreme hatten sich gegenseitig aufgestachelt und durch die Gährung, die zwischen diesen herrschte und in ungemessenen Forderungen immer drohender an den Tag trat, wurden auch die Führer beunruhigt, in Verlegenheit gesetzt und gedrängt. Während in den ehemals demokratischen Kantonen alles nach Landsgemeinen rief, in der Urschweiz die Stutzer hervorgeholt, Wallfahrten veranstaltet, die Denkmale der Siege der Väter besucht wurden; zu Appenzell, wie Eschern aus Gaiß sein Freund Steinmüller schrieb, im Wirthshause der Beschluß gefaßt wurde, bei der nächsten Landsgemeine keinem ein Amt zu geben, der schreiben und lesen könne; erhoben sich in radikalen Dorfgemeinen wieder Freiheitsbäume, wurde die geforderte Stellung des Zehents verweigert, erfolgten theilweise Aufstände und bereiteten sich im Waadtlande bereits jene wilden Auftritte vor, die dann im Mai, unter Raymonds und Marcels Anführung, in Zerstörung der Archive

und Einäscherung der in denselben vorgefundenen Dokumente und Rechtstitel zum förmlichen Ausbruche kamen. Unter diesen Umständen sahen die föderalistischen Mitglieder der Regierung die Ursachen der schlimmen Lage des Vaterlandes in der wenigen Geneigtheit und Kraft ihrer unitarischen Kollegen, die unbändigen Neuerer im Zaume zu halten und umgekehrt klagten die Unitarier über Begünstigung aristokratischer und ultramontaner Tendenzen von Seite der Föderalisten. „Leider — schreibt daher Escher in seinem Jahresüberblicke — mußte ich mich in Bern bald überzeugen, daß die von mir angestrebte Amalgation unmöglich, und nur wenige meiner Kollegen wirklich bereit seien, alle Systemsucht, nur die Grundsätze des Rechtes nicht, dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Sie fingen an, sich in Parteien zu bilden und jede derselben trat den Absichten der andern entgegen. Doch dieß war Plan und Werk des französischen Agenten. Wir sechs neu Gewählten waren dem Regierungsrath beigeordnet worden. Aller Weigerung ungeachtet hatte ich das Kriegswesen übernehmen müssen. Ich arbeitete mit möglichstem Eifer, entdeckte grobe Mißbräuche und suchte sie abzuschaffen, zugleich bemühte ich mich ohne Unterlaß dem Parteigeist entgegenzuwirken; doch vergebens. Die demokratische Partei suchte durch Protestationen gegen die Verfassung, wie sie nun endlich dem Volke vorgelegt werden sollte, überall Spaltung zu bewirken, die aristokratische, welche nur ungerne mehr Einheit in der Verfassung zugegeben hatte, als die Länder sich gefallen lassen wollten, suchte durch einseitige, zum Theil unkluge, Wahlen ihren Einfluß zu verstärken. Der französische Geschäftsträger blies recht emsig den Zunder der Zweitracht an. Jetzt glaubte die demokratische Partei zu dem nämlichen gewaltsamen Mittel greifen zu müssen, das sich im Oktober des vorigen Jahres die aristokratische erlaubt hatte, statt, wie es nach meiner Ansicht klüger gewesen wäre, aus der Verlegenheit ihrer Gegner für ihr eigenes System mit Mäßigung und Besonnenheit Nutzen zu ziehn. Die Revolution vom 17. April erfolgte. Voll Wehmuth hatte ich meine

dieser Partei angehörenden Freunde vor der Tollheit ihres Unternehmens gewarnt. Ich kannte mein Vaterland zu gut, um nicht die unseligen Folgen desselben vorauszusehn. So blieb mir denn nichts übrig, als mit der aristokratischen Partei abzutreten, ohne doch zu derselben zu gehören. Ich sah also einerseits das Vaterland einem baldigen Bürgerkriege preisgegeben, mich aber wieder in den sehnlichst gewünschten Privatstand zurückversetzt. Mit ruhigem Gewissen reiste ich nach Zürich ab, wo ich gerne wieder in die Verhältnisse zurücktrat, die ich vor drei Monaten so ungerne verlassen hatte."

In der That hatten die unitarischen Mitglieder des kleinen Raths und des Senates, um die Einführung der ihnen mißfälligen Verfassung, vorzüglich aber das Zustandekommen besonderer Kantonalorganisationen zu verhindern, die Abwesenheit Redings, Glutzens und mehrerer Senatoren, die zur Osterfeier nach Hause gereist waren, zu einem abermaligen Staatsstreiche benutzt. Mit sechs Stimmen wurde im kleinen Rathe auf Kuhns Antrag gegen die Protestation Frischings, Hirzels und Eschers beschlossen: die Maßregeln für Einführung der Verfassung und besondere Kantonalorganisationen einzustellen, den Senat zu vertagen, dagegen eine Notabelnversammlung zu abermaliger Berathung des Entwurfes vom 29. Mai des verflossenen Jahres und den nöthigen Veränderungen desselben einzuberufen. Auch Rengger hatte diese Mehrheit bilden geholfen, aber tief schmerzte ihn die Trennung von Escher. „Mein Herz, schrieb er ihm noch in der Nacht des 17. April, ist durch die heutige Scene zerrissen. Wäre ich auch auf alles andre gefaßt gewesen, so war ich es doch nicht auf die Art unsers Scheidens. Dürfte ich noch einige Hoffnung nähren, daß Dein Entschluß nicht unwiderruflich sei, so würde ich nicht ablassen, Dich zur Rückkehr zu bewegen. In jedem Fall aber muß ich Dich sprechen und bitte Dich, mir Zeit und Ort zu bestimmen." Aber auch diese Unterredung blieb fruchtlos. Die Freunde trennten sich, blieben indeß in

fortwährendem Briefwechsel. Am 30. Mai, als der von den Notabeln veränderte Verfassungsentwurf bereits dem Volke zur Abstimmung vorgelegt worden war, suchte Rengger noch einmal das Vorgefallene so viel möglich zu rechtfertigen. „Du weißt — heißt es in seinem dießfälligen an Escher gerichteten Schreiben — daß ich den 17. April nicht aus Ueberzeugung mitmachte, obgleich ich schon damals nicht sagen konnte, was wir Beßres hätten thun oder lassen können und nur bedauerte im Januar wieder eingetreten zu sein; allein der ganze Gang unsrer Angelegenheiten während der letzten fünf Wochen hat mich überzeugt, daß wir dem Vaterland an jenem Tage einen wesentlichen Dienst geleistet haben. Ohne dieses Ereigniß würde der Aufstand vom Leman fünf bis sechs Kantone, worauf es angelegt war, zugleich umfaßt und der französische Minister, statt zu löschen, noch mehr angeblasen haben. Unser Machwerk (den Verfassungsentwurf) hast Du nun vor Augen und bist ohne Zweifel besser damit zufrieden, als mit der frühern Senatskonstitution." Darauf antwortete ihm Escher den 17. Juli: „Du rechtfertigst in Deinem Briefe noch einmal den 17. April, dessen bedurfte es nicht. Am Tage selbst sagte ich, eine Veränderung sei unentbehrlich und nachher dankte ich Euch, daß Ihr so gut waret, die Bürde allein auf Eure Schultern zu nehmen. Aber damals so wenig als jetzt konnte ich begreifen, daß Ihr die Sache in dieser Form und so eigenmächtig durchsetztet und Euch dadurch mit aller Verantwortlichkeit gegen das Vaterland belastet habt. Nun sehen wir allmälig das Resultat sich vor uns entwickeln: 1) Eine Konstitution, die theoretisch betrachtet, in vielem besser ist, als die vom abgetretenen Senate beschlossene. Ich unterschrieb sie gerne, wie jede andre bei der wir Schweizer bleiben; dann aber 2) die Wahlen? Du sagtest mir am 17. April, es komme Dir nicht auf die Konstitution, sondern auf die Männer an, die nach ihr regieren und in dieser Hinsicht kann Dir doch das Ergebniß des 17. April so wenig Befriedigung gewähren als mir. Welchen Senat haben wir nun

in Rücksicht auf politische Fähigkeiten und Charakter? Freund, bei diesem Ergebniß bin ich froh, mich an jenem Tage von Euch getrennt zu haben. Was aber damals noch mehr mich schreckte, liegt noch unentwickelt wie eine schwarze Gewitterwolke auf unserm Vaterlande — die kleinen Kantone. Da könnt Ihr mir hundertmal sagen: Sie sind eine unbedeutende Masse, der man nicht das übrige Volksinteresse aufopfern darf, so sag' ich Euch tausendmal zurück: Nicht die Zahl, sondern Charakter und Lokalität machen die Sache aus. Siehe das Benehmen der Unterwaldner Insurgenten und der Lemaner Mordbrenner und entscheide! Und trennen sie sich, so trennt sich die ganze Bergschweiz und die sogenannte helvetische Republik zerfällt in ein Nichts. Warum also unter solchen Umständen nicht des Ganzen wegen, das zum Theil doch von dieser innern Schweiz abhängt, das theoretisch Bessere dem allgemein Anwendbaren aufopfern und von der Zeit und den Umständen Heil und Besserung erwarten? Das, mein Freund, nur weil Du mich auf diese Bahn brachtest. Grüße mir unsre frühern Kollegen, die es für mich auch von Seite des Herzens waren, auf's Beßte."

Unterdessen ward die Abstimmung über die Verfassung vollendet. Theil genommen hatten an derselben 164,876 Bürger, 72,453 Annehmende und 92,423 Verwerfende. 167,172 hatten gar nicht gestimmt. Indem man diese den Annehmenden beizählte, gewann man eine scheinbare Mehrheit. Unmittelbar nachher wurden die noch im Lande befindlichen französischen Truppen abgerufen und noch ehe die letzten derselben die Eidgenossenschaft verlassen hatten, am ersten August trat in Schwyz, wo die Verfassung durch 5317 gegen 150 Stimmen verworfen worden war, unter Redings Vorstande die Landsgemeine zusammen. Andre der ehemals demokratischen Kantone folgten und auch in der übrigen deutschen Eidgenossenschaft brach in den letzten Tagen des Monats der durch Bernische Patrizier im Stillen schon lange vorbereitete Aufstand los. Schon den 28. August hatte an der Rengg zwischen Waadtländern im Dienste der

Regierung und den Unterwaldnern ein Gefecht stattgefunden. Jetzt sollte im Anfange Septembers Zürich, dessen Bürgerschaft einigen helvetischen Kompagnien den Einmarsch verweigert hatte, bezwungen werden.

Gerade auf jene Tage hatte Escher sich zu einer Bergreise mit seinem Freunde Steinmüller gerüstet. Die Einschließung Zürichs trat dazwischen und den 13. September schrieb er demselben: „Statt mit Dir in den Alpen die schöne Natur zu bewundern und die Weisheit des Schöpfers zu studiren, höre ich um mich her Haubitzgranaten zerplatzen und sehe die helvetische Artillerie feurige Kugeln und Pechkränze meiner Vaterstadt zusenden. Dieses Spektakel gab uns General Andermatt vor drei Tagen, vor Tagesanbruch zum ersten Mal zwei Stunden lang. Die Barbarei empörte die Bürgerschaft so, daß sie von keiner Kapitulation hören wollte, und so ward denn heute von Mitternacht bis gegen 9 Uhr Morgens das Feuerwerk fortgesetzt und wir stehen in Erwartung, in der kommenden Nacht dessen dritten Aufzug zu erleben. Indessen sind Männer, Weiber, Kinder und selbst Dienstboten im Ganzen so gut gestimmt, daß während des stärksten Bombardements Ordnung und Ruhe herrschten und bis jetzt noch jeder Feuerausbruch verhindert werden konnte. Da ich zu der geringen Zahl meiner städtischen Mitbürger gehörte, welche die Verfassung unterschrieben hatten, so zog ich es vor, statt am bewaffneten Widerstande Theil zu nehmen, bei den friedlichern, doch nicht weniger gefährlichen, Löschanstalten meine Dienste zu leisten. Von allen Theilen des Landes, selbst vom See, haben wir Succurs erhalten, während freilich gleichzeitig auch unsern Gegnern ebenfalls vom Lande Hülfe zuströmt. Es ist also auf guten Wegen zu einem allgemeinen Bürgerkrieg."

Allein zwei Tage später wurde die Kapitulation abgeschlossen, welche den helvetischen Truppen ungehinderten Abzug sicherte, die Stadt aber der Bewachung durch ihre Bürgerschaft überließ, worauf auch im Osten der Schweiz der Krieg erlosch. Alsobald begab sich

nun Escher zu seinem Freunde in's Appenzellerland, streifte mit ihm auf den dortigen Bergen herum, und genoß dann später, ohne an den politischen Bewegungen irgend einen Theil zu nehmen, von seinen Kindern begleitet, die Freuden der Weinlese, theils im väterlichen Hause zu Keffikon, theils in dem Landhause seines Bruders am Zürichersee.

Mittlerweile glaubte Reding, die doppelsinnigen Worte Bonapartes bei jener ihm bewilligten Unterredung in der günstigern Weise auslegend, ermuthigt durch die wohlwollende Sprache seiner spätern schriftlichen Note, den Augenblick zur Herstellung einer selbstständigen Eidgenossenschaft auf der alt-demokratischen Grundlage, wie sie die Urschweiz seiner Zeit für sich errungen hatte, sei gekommen. Unterstützt von den Erfahrungen und dem edeln Willen seines Freundes Hirzel von Zürich, der für diesen Zweck sich ihm anschloß, unternahm er es zu Erreichung desselben an die Spitze zu treten. Eine allgemeine Tagsatzung ward nach Schwyz ausgeschrieben. Jeder der dreizehn Kantone der alten Eidgenossenschaft sollte zwei Mitglieder dahin absenden und zwar die ehemaligen aristokratischen Kantone einen Gesandten der Stadt und einen der Landschaft. Auf ehemalige Herrschaftsrechte sollte verzichtet werden, und auch den neuen Kantonen freistehen, entweder in ihrem gegenwärtigen Umfange, oder in den Bestandtheilen, welche sie vor der Revolution gebildet hatten, sich nach eigenem Ermessen Verfassungen zu geben, überall aber das Selbstkonstituirungsrecht auf historischer Grundlage nachweisbarer Volksgemeinen anerkannt werden. Ebenfalls sollte es ihnen verstattet sein, sich um Aufnahme in den Bund zu bewerben. Für diesen selbst wurde das Bedürfniß mehrerer Centralität, als der Staatenbund der alten Eidgenossenschaft in's Leben gerufen hatte, anerkannt. Die Stellung der Eidgenossenschaft im europäischen Völkerverbande, alle Verhandlungen mit dem Auslande, das Kriegswesen, die Aufrechthaltung des innern Friedens zwischen den Kantonen sollten die Hauptgegenstände einer centralen Leitung werden, über-

tragen einem eidgenössischen Rathe oder einem permanenten Ausschusse desselben und einer nach Bedürfniß einzuberufenden Tagsatzung; als Hauptgrundsatz aber alles schweizerischen Staatslebens wurde vollständig Rechtsgleichheit ausgesprochen; alle kirchlichen Angelegenheiten endlich, auf welche auswärtiger Einfluß nur für die Katholiken stattfinden könne, sollten durch jeden Kanton besonders oder auch nach Belieben durch die katholischen Stände gemeinsam geregelt werden. Dem Verfassungsentwurfe selbst waren als Begründung keine abstrakten, dem Naturrechte oder irgend einer philosophischen Theorie enthobenen Sätze, sondern wenige Worte über sein aus der geschichtlichen Entwicklung der vaterländischen Zustände hervorgehendes Bedürfniß vorausgesetzt. Von diesem Entschlusse, sich als selbstständige Eidgenossenschaft neu zu konstituiren, wurde durch besondere Zuschriften und unter Anrufung des bereits erwähnten Artikels des Friedens von Lüneville den Regierungen von Frankreich, Großbritannien, Östreich, Preußen, Rußland, Spanien und Cisalpinien Kenntniß gegeben.

Folgerichtigkeit, Freisinn, Liebe zum Vaterlande und historische Grundlage ohne Zurückweisung der Zeitbedürfnisse sind den Planen und der Handlungsweise Redings und Hirzels keineswegs abzusprechen, auch Escher hätte ohne seine frühere Erklärung für die Notabeln-Verfassung nach seinen Grundsätzen dem Entwurfe von Schwyz ebenfalls beistimmen können, vorbehalten, daß in denselben noch ein Paragraph über Möglichkeit und Weise einer Revision aufgenommen worden wäre; doch das Hauptерforderniß zur Durchführung blieb die Unterstützung eines namhaften Kernes des Volkes. Aber hier hatten Reding und Hirzel im Bewußtsein ihres eigenen reinen Willens und ihrer Bereitwilligkeit zum Nachgeben und Entgegengehen ihre Erwartungen zu hoch gespannt. Wie konnte eine so schonende Berücksichtigung aller Verhältnisse von den unbedingten Anhängern aus der französischen Schule hervorgegangener Staatstheorien, namentlich von Demokraten, wie das Waadtland sie nicht

erzogen hatte, sondern nach Abwerfung der Bernerherrschaft über Nacht aufschießen sah, erwartet werden, die von der Schweizergeschichte nichts wissen wollten, als daß Tell ein Tyrannenmörder gewesen, im Grütli aber geschworen worden sei, alle Schlösser anzuzünden? Wie auf der andern Seite freiwillige Anerkennung einer demokratischen Grundlage von Bernerpatriziern, die ihre aristokratische Anschauungsweise mit der Muttermilch eingesogen und zu kurze Zeit unter der Helvetik gelebt und zu wenige Wohlthaten derselben gesehen hatten, um der Sehnsucht nach ihren Herrschervorrechten, ja des Glaubens an das Bedürfniß derselben für's Volkswohl los zu werden? Das waren die zwei Hauptlager, aus denen in abweichendem Sinne sogleich auch die übrige Schweiz bearbeitet ward. Die Ermahnungen und Zusicherungen der nach dem Waadtlande sich rettenden helvetischen Regierung, mit Hindeutungen auf französischen Beistand verbunden, fanden Verbreitung und Anklang in den Aargauischen Städten, auf der Zürcherschen Landschaft, im Thurgau, und weckten den Geist des Widerstandes gegen die Beschlüsse der Schwyzertagsatzung und der provisorischen mit derselben in Verbindung tretenden Kantonsbehörden. In Bern aber, wo bereits den 21. September, vier Tage vor Eröffnung der Tagsatzung in Schwyz, Schultheiß, Räthe und Bürger der Stadt und Republik „den getreuen Angehörigen von Stadt und Land ihren wohlgeneigten Willen“ wieder eröffnet hatten, arbeitete man mit einer Entschiedenheit auf Herstellung des Alten hin, die in gewissen Kreisen der ehemaligen Hauptstädte und bei andern, deren Herz noch an alten Vorrechten hing, ebenfalls Beifall und Unterstützung fand. Jedem dieser Extreme vereinzelt wären Reding, Hirzel und ihre Freunde gewachsen gewesen, beide vereinigt danieder zu halten, waren sie nicht stark genug. Sie waren es um so weniger, als Bonaparte durch ihre Versuche, mit England Verbindungen anzuknüpfen und das schnelle und bereitwillige Entgegenkommen desselben, sowie durch die Absendung eines Bernischen Patriziers nach Wien mißtrauisch und erzürnt, ihr

entschiedener Gegner wurde, der russische Gesandte in Paris ihre Angelegenheit nur schüchtern und schwach, Östreich und Preußen sie gar nicht unterstützten, ja vielmehr, wenn Bonapartes eigene Äußerungen richtig sind, ihm über alles, was von Schwyz aus an sie gelangt war, Mittheilungen machten. So war denn auch jetzt noch unser Vaterland außer Stand, sich selbstständig eine Verfassung zu geben. Eine fremde Vermittlung ward Bedürfniß und es darf als ein glücklicher Umstand angesehen werden, daß der ausgezeichnete Mann, der allein dieses Werk mit Erfolg unternehmen konnte, damals gerade sich in derjenigen Epoche seines Lebens befand, wo seine Talente sich am glänzendesten entfalteten und er noch Mäßigung genug besaß, von seiner Macht nur einen auf gründlicher Kenntniß unsrer Verhältnisse ruhenden wohlthätigen Gebrauch zu machen.

In dieser Zeit, als die Eröffnung der Konsulta in Paris bereits angekündigt und die helvetische Regierung unter dem Schutze französischer Truppen in Bern wieder eingezogen war, erhielt Escher eine Einladung derselben, sich in Geschäften der Bergwerkverwaltung für einige Tage dorthin zu verfügen. „Hier sah ich nun, schreibt er an Steinmüller, die Senatoren des 17. April, uneinig unter sich selbst, in der größten Verlegenheit über die Lage der Dinge und die meisten unter ihnen in Mißschritte verfallen, vor denen ihnen, wenn sie dieselben vorhergesehen, geschauert hätte. Ebenso wenig erbaute mich aber auch, was ich über das Benehmen so vieler Berner Patrizier von Leuten aus allen Ständen vernahm. Wahrlich es ist für unsern Ruf im Auslande gut, wenn das Ganze dieser Geschichte nie in seiner Blöße bekannt wird. All' das Spektakel bestärkte mich nur in meinem Vorsatze, nie mehr zu ministern. Also es leben die Steine!"

In der That kam nun der so lange herbeigewünschte Moment, wo es ihm verstattet war, sich mit ungetheiltem Eifer wieder dem nicht zum Vortheile seiner Ökonomie längere Zeit hindurch bei Seite gesetzten kaufmännischen Berufe, den naturwissenschaftlichen Studien

und der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Zu gleicher Zeit wendete er seine Aufmerksamkeit auch demjenigen zu, was für Volksbildung geleistet ward, von der er allein eine bessere Gestaltung der Zustände seines Vaterlandes erwartete. Namentlich interessirte ihn die Pestalozzische Methode, nach deren Grundsätzen, wiewol unter mehr oder weniger bedeutenden Modifikationen, damals auch in Zürich zwei Privatanstalten durch die Herren Pfarrer Geßner und Hardmeier waren errichtet worden. Über diesen Gegenstand sah er sich bald mit seinem Freunde Steinmüller in einen eben so lebhaften als belehrenden Briefwechsel verwickelt.

Joh. Rudolf Steinmüller, von Glarus gebürtig, früher Pfarrer zu Mühlehorn am Wallenstadtersee, damals zu Gais in Appenzell Außerrhoden, gehörte zu Eschers vertrautesten Freunden. Gemeinsame Liebe zur Naturforschung und Alpenreisen hatten dieselben einander näher gebracht und immer fester verbunden. Steinmüller verband mit tüchtiger pädagogischer und theologischer Schulbildung Kentniß auch der neuern Sprachen, eine Wißbegier, die sich an alle Gebiete geistigen Strebens wagte, bei naturwissenschaftlicher Beobachtung einen gründlich untersuchenden Scharfblick. Als Pfarrer seiner beiden Gemeinden hatte er sich viel mit deren Schulwesen beschäftigt. Er war selbst Verfasser eines damals stark gebrauchten Schulbuchs, einer in mehrern Heften erschienenen Schulmeisterbibliothek, Mitglied des Erziehungsrathes des damaligen Kantons Säntis und in dieser Eigenschaft hatte er auch eine Anstalt zu Bildung von Schullehrern für diesen Kanton gegründet. Sie trat bescheiden auf. Der Unterricht wurde in derselben auf Weniges beschränkt, aber hierin so gründlich ertheilt, als es die beschränkte Zeit und die zu Verfügung stehenden Kräfte gestatteten. Es ist begreiflich, daß auch dieser Mann Pestalozzi's Bestrebungen seine Aufmerksamkeit zuwendete. Die anspruchvolle Weise, mit welcher weniger durch Pestalozzi als durch sogenannte Freunde desselben das neue Heil verkündigt, die Geringschätzung,

mit welcher auf alles durch andre bisher Geleistete heruntergesehen ward, ärgerte ihn begreiflich. Zufällig waren einige von Burgdorf ausgegangene Schüler mit großer Anmaßung aber wenigem Geschick und Erfolge auch im Kanton Säntis aufgetreten. Dieses und Erkundigungen, die er bei Freunden einzog, welche die Anstalt in Burgdorf besucht hatten, veranlaßten ihn, eine Kritik der Pestalozzischen Methode, ihrer Begründung und ihrer Leistungen, vorzüglich aber ihrer Anwendbarkeit für die schweizerischen Landschulen herauszugeben. Er theilte seinen dießfälligen Entschluß auch Eschern mit. „Nimm Dich in Acht — schrieb ihm dieser — man wird in Burgdorf über Dich als über einen stupiden Orthodoxen in der Pädagogik eben so sehr herfahren, als Du auf der andern Seite von Deinen Appenzellern alten Schrotes als heterodox bereits verabscheut bist. So wirst Du ein pädagogisch Verfolgter werden, wie ich ein politisch Ausgestoßener bin. Darüber können wir uns dann im nächsten Winter in meinem Stübchen gegenseitig trösten.“ Wenige Wochen später übersendete Steinmüller seinem Freunde die vollendete Arbeit *), indem er ihn um sein Urtheil bat. Sie war bittrer ausgefallen, als dieses vielleicht nicht der Fall gewesen wäre, wenn ihr Verfasser Pestalozzis Anstalt aus eigener Anschauung gekannt hätte. Um den Vorwürfen zu begegnen, die ihm deßhalb gemacht werden könnten, waren Mittheilungen aus vertraulichen Zuschriften solcher Freunde aufgenommen, die, wie oben erwähnt, seiner Zeit Burgdorf besuchten. Eschers Antwort zeigt in merkwürdiger Weise wie sein eigenes unbefangenes und richtiges Urtheil, so das schöne Freundesverhältniß, das zwischen den beiden Männern bestand. Sie sei daher in ihrem Hauptinhalte hier beigerückt: „Die Vorrede zu Deinem Hauptbüchlein ist trefflich, Herz und Seele einnehmend,

---

*) Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichtsmethode, nebst einigen Beilagen das Landschulwesen betreffend. Zürich, bei Orell, Füßli und Comp. 1803.

auch dem entferntern Menschenfreund muß der Mann lieb werden, dem Volksbildung so sehr am Herzen liegt und der so wahr und offen das Mangelhafte der gegenwärtigen Zustände schildert; aber dann der Eingang zur Schrift selbst, dieser kömmt mir erbärmlich blöde vor. Wahrlich Dein Herz war gar nicht in der edeln Stimmung in der Du die Vorrede niederschriebst und Dein Kopf muß müde gewesen sein. Im Tone des Vorwurfs nennst Du Pestalozzi einen Sonderling und wirfst ihm sein vernachlässigtes Äußeres vor. Wahrlich Pestalozzi ist nicht aus Affektation ein Sonderling geworden und ebenso wenig ist Wohlbehagen an Unsauberkeit die Ursache seiner vernachlässigten äußern Erscheinung. Armuth und Verwendung seiner Kräfte mehr für Andere als für eigenen Lebensgenuß sind Schuld an dieser übeln Gewohnheit. Also in der That gerade von Dir, mein Lieber, hätte Pestalozzi statt dieses unfreundlichen Eingangs eine humanere und selbst ehrfurchtsvollere Behandlung verdient. Oft erschien auch mir jene Vernachlässigung widerwärtig; dessen ungeachtet bückte ich mich tief vor dem Manne, der, statt eines bequemen Lebens zu genießen, an die Heerstraße geht, die Bettler bittet, ihm ihre Kinder zu übergeben und dieselben zu humanisiren sucht. Ich kann mir nicht erklären, wie Du mit der Absicht eine unparteiische leidenschaftlose Prüfung niederzuschreiben, so anfangen konntest, daß jeder glauben muß, Du seiest ein blinder Erzfeind von Pestalozzi; auch fragte man mich in Zürich schon einigemal, einerseits mit etwas Verwunderung und anderseits um mir ein Kompliment zu machen, ob dieser Steinmüller, der Pestalozzi einmal so recht auf die Nase zu geben gewagt habe, wirklich der sei, welcher mit mir in genauer Freundschaft stehe; Du machst mir also wieder politischen Kredit in Zürich. Deine Beweise, daß Pestalozzis Methode nicht neu sei, sind richtig und gut, aber von Dir hätte ich dieselben gerne nur so im Vorbeigehen behandelt gesehen und mit einer Entschuldigung für Pestalozzi begleitet, aus seiner persönlichen Lage hergenommen, ungefähr im Sinne des ersten Aufsatzes

in Gutsmuths Bibliothek. Daß die Methode des Lesenlernens nicht gut sei hast Du recht bewiesen. In Rücksicht des Alphabets der Anschauung, das doch ein Hauptpunkt in Pestalozzis Methode ist, schlüpfst Du mit einer Oberflächlichkeit weg, die ich nicht von Dir erwartete. Wahrlich in psychologischer und also auch pädagogischer Rücksicht verdiente dieser Gegenstand eine gründlichere Prüfung. Es ist hier von der Bildung der Anschauungs- und Urtheilskraft des Kindes die Rede. Werde nun dafür das Quadrat benutzt, oder was immer will, so scheint mir, hätte gezeigt werden sollen, was auf diesem Felde bis jetzt geleistet worden, dieses kritisch untersucht, dann Pestalozzis Methode sorgfältig geprüft, endlich beides mit einander verglichen und mit Gründen entschieden werden sollen, von alle dem sehe ich so viel als nichts. — Für das Feuer, womit Du Dich gegen die Behauptung erklärst, der Unterricht lasse sich so mechanisiren, daß methodische Lehrbücher dafür hinreichen und mit ihrer Hülfe jeder ohne besondere Schulbildung denselben mittheilen könne, danke ich Dir vom innersten meines Herzens, und gewiß jeder Urtheilsfähige mit mir. Bei solchen Irrlehren ist es heilige Pflicht, sich mit Wärme zu erheben und dem Publikum den Nebel von den Augen zu entfernen. Auch Deine Behauptung, die Mütter — Ausnahmen abgerechnet — werden Pestalozzis Erwartungen nicht entsprechen, ist richtig. Hier streifen seine exaltirten Herzensergießungen in der That beinahe an's Lächerliche. — Die Anführung von Beispielen solcher Zöglinge, die wenig leisten, mag angehn; aber Bekanntmachung von Partikularbriefen zu diesem Zwecke würde ich mir nie erlauben. Selbst gebildete Männer schreiben ihre Briefe oft sehr nachlässig und ich bin überzeugt, daß Du manchen der meinigen auch ausgeben und mit dem spottenden Rufe bekannt machen könntest: Ecce homo und dieser war Kriegsminister! — Überhaupt bin ich der Ansicht, daß aus Privatbriefen bei Leben ihrer Verfasser ohne deren Erlaubniß keine Mittheilungen gemacht werden sollten, und auch nach dem Tode derselben nur in solcher

Weise, daß auch hier keine Pflicht der Humanität verletzt wird. — Soviel über seine Schrift aus dem Gedächtnisse, das Büchlein selbst ist mir gerade nicht zur Hand, da ich es auslieh. Ich hoffe, daß Du in meiner Freimüthigkeit den Freund erkennest." — Und in einer Nachschrift heißt es: So eben vernehme ich, daß Pestalozzi der hiesigen Geßner'schen Zeitung einen leidenschaftlichen Ausfall gegen Dich habe beirücken lassen. Es thut mir leid für den Mann, den ich ehre, wenn ihn auch seine Messias-Einbildung bisweilen zum Absurden treibt; aber jetzt sähe ich ungemein gerne, wenn mein Freund Steinmüller sich recht kalt, klug und human gegen den Gegner benähme und nur im Namen der Pädagogik und keineswegs als Beleidigter auftreten würde. Steinmüller antwortete seinem Freunde, indem er sich möglichst zu rechtfertigen suchte, ohne die mindeste Empfindlichkeit und dann auch Pestalozzi in einer Weise, daß ihm Escher zurückschrieb: „Habe Dank, mein Lieber, für die kluge und höfliche Erklärung, mit der Du Pestalozzis Ausfall erwidert hast. Nun bleibt, wie ich hoffe, der Streit liegen, oder wird doch nur wissenschaftlich fortgesetzt. Auf jeden Fall darfst Du etwas ausruhen und erst abwarten, was auch die Deutschen zu diesen Dingen sagen werden."

---

6. Privatleben während der Mediationsepoche. Beginn des Linthwerks.

Unterdessen hatte der Aufstand gegen die helvetische Regierung Napoleons Vermittlung herbeigeführt. Vom November 1802 bis zum März 1803 dauerten die Verhandlungen der in Paris zu Entwerfung und Annahme der neuen Landesverfassung versammelten Konsulta. In den ersten Tagen des März traten die ebenfalls in Paris gewählten Kommissionen zusammen, denen die Einführung

der für die verschiedenen Kantone entworfenen besondern Verfassungen übertragen war und um die Mitte des April wurden überall die neuen großen Räthe und Regierungsbehörden gewählt. Unmittelbar hernach schrieb Escher an seinen Freund Steinmüller: „Gottlob bin ich auch nicht auf einer einzigen Zunft des ganzen Kantons zum Kandidaten des großen Rathes gewählt worden, auf meiner eigenen hatte ich eine Stimme.“ Dieses Ergebniß hatte man freilich weder in der Stadt, bei deren Wahlen zwar die Rücksicht auf Anhänger der Aristokratie, noch auf dem Lande, wo die entgegengesetzte vorherrschte, erwartet, weßhalb auch Steinmüller später antwortete: „Ich sprach vor einiger Zeit einen Freund von Glarus, der mir bemerkte: Die Seebewohner sagen allgemein, jetzt sehen sie ein, daß Escher kein Aristokrat sei, da ihn keine der Zünfte seiner Vaterstadt zum Kandidaten gewählt habe, sie werden bei nächster Gelegenheit das begangene Versehen gut machen.“ In der That wurde auch bei einer abermaligen Wahloperation im Frühjahr 1808 sein Name von eilf Zünften zugleich auf die Kandidatenliste gebracht. Da aber der damaligen Verfassung zufolge eine größere Zahl von Kandidaten gewählt werden mußte, als die Behörde Mitglieder zählte und die Namen derjenigen, welche das Loos nicht begünstigte, in der Urne zurückblieben, so traf, so vielfach der seinige in derselben vorhanden war, dieses Schicksal auch Eschern und zwar während der ganzen Dauer der Mediationsepoche, was ihm denn auch oft Gelegenheit gab, sich über diese Sorge des Zufalls für seine Gemüthsruhe scherzend zu äußern.

Ganz sollte er denn aber doch dem öffentlichen Wirken nicht entfremdet bleiben. Der große Rath wählte ihn zum Mitgliede des Erziehungsrathes und gleichzeitig wurde er eingeladen, in die Aufsichtsbehörde der Kunstschule einzutreten, der er selbst, wie wir früher sahen, die Grundlage seiner Bildung verdankte. Einem Rufe in den Stadtrath, der im Spätjahre an ihn erging, konnte er sich nicht entschließen zu folgen, nahm aber die Stelle eines Mitgliedes

des Waisenamtes an. In diesen sämmtlichen Wirkungskreisen lag er mit strenger Gewissenhaftigkeit seinen Verrichtungen ob. Vorzüglich widmete er dem Erziehungswesen Zeit und Studien. Er verfolgte mit Aufmerksamkeit die Fortschritte der Pestalozzischen Methode, las das Beßte, was darüber in Deutschland geschrieben wurde und machte sich mit demjenigen, was auch dort in ähnlicher Weise von einzelnen Pädagogen, einem Türk z. B. und Olivier geleistet wurde, bekannt. In seiner Vaterstadt nahm er lebhaften Antheil an der Errichtung der neuen Bürgerschule, entwarf einen Plan für den naturwissenschaftlichen Unterricht an derselben und verfertigte selbst den Leitfaden für die mineralogische Abtheilung. Häufig besuchte er die Schulen und setzte sich in freundschaftliche Verbindung mit den ausgezeichnetern Lehrern. Auch in die im Jahr 1799 gestiftete Hülfsgesellschaft wurde er zu jener Zeit ohne seine Anmeldung aufgenommen und entsprach der an ihn ergangenen Einladung.

Allein bei der unermüdlichen Thätigkeit, an die er gewöhnt war, nahmen diese Verrichtungen nur einen kleinen Theil seiner zur Arbeit bestimmten Zeit in Anspruch und er fühlte sich glücklich in der Aussicht, für mehrere Jahre nun ohne Verletzung einer Amtspflicht wieder seinem kaufmännischen Berufe, seiner Familie und der Wissenschaft leben zu können. „Noch nie, schrieb er im Anfang des Jahrs 1804 an Rengger, fühlte ich so innig, wie gerade diesen Winter das Glück des häuslichen und wissenschaftlichen Lebens. Der Wechsel zwischen dem Unterricht meiner Kinder und meinen naturwissenschaftlichen Arbeiten ist mir so angenehm, daß mir mancherlei äußern Mißgeschickes ungeachtet die Monate wie angenehme Träume verschwinden. Den wöchentlichen Besuch des Erziehungsrathes betrachte ich noch als einen kleinen Tribut an die öffentlichen Angelegenheiten, zugleich aber auch als eine fortgehende Warnung vor der Rückkehr auf die politische Laufbahn. Dennoch blicke ich nicht ungerne zuweilen auch auf diese zurück mit ähnlichen Empfindungen

ungefähr, wie etwa ein Weltumsegler sich seiner Seereisen erinnert, um sich desto glücklicher in seinem Studierzimmer zu finden" und in seinem üblichen Rückblicke auf dieses Jahr heißt es: „Den größten Lebensgenuß gewähren mir meine Kinder und der unterrichtende Umgang mit ihnen ist mir zum wahren Bedürfniß geworden. Die herzliche Liebe aller erleichtert mir meine Pflicht wieder und erheitert mich bei deren Ausübung, so daß ich in ihrem Kreise volle Entschädigung für den dermaligen Abgang anderweitigen Freundschaftsgenusses in meiner hiesigen Umgebung finde. Möge die Vorsehung ferner über sie wachen und sie vor solchen Unfällen bewahren, die für ihr Geschlecht besonders drückend sind." *)

Weniger zur Erholung als zum Behuf seiner geognostischen Studien wurden nun auch die Alpenreisen wieder aufgenommen, über deren Gesammtergebniß sorgfältig geführte Tagebücher in mehr als 1400 enggeschriebenen Folioseiten noch vorhanden sind. Selten nahm er diese Reisen allein vor. Meist erfreute ihn das Begleit eines oder mehrerer seiner naturwissenschaftlichen Korrespondenten und Freunde, Steinmüllers, Salis-Marschlins, der mit diesem vereint die Alpina herausgab, Vauchers, Diakon Gruners von Bern oder andrer. Hier im Umgang mit diesen und im Anblick der großen Natur öffnete sich dann sein Herz so ganz wieder dem Freundschaftsgenuß. Im nämlichen Briefe, wo er Steinmüllern freudig benachrichtigt, daß er in Zürich bei den Wahlen durchgefallen sei, nun Zeit zur Alpenwanderung erhalte und ihn, von Grunern begleitet, dazu abholen werde, heißt es: „Den Detail des Planes zu unsrer Entdeckungsreise wollen wir im fidelen Commers bei Dir in's Reine bringen. Halte eine tüchtige Suppenschüssel bereit und wenn auch ein Paar Hähne in die Pfanne gerathen sollten, so wisse, daß ich nicht so exakt bin und die Vögel zugleich mitnehme. Unterdessen begrabe

*) Escher hatte damals nur fünf Töchter am Leben. Sein Sohn Arnold ward erst 1807 geboren.

zuvor Deine Todten, segne ein und predige recht fleißig, damit Du Muße erhältst, mit uns so lange als möglich zu lustwandeln. Ich will das Barometer mitbringen, nimm Du das Thermometer. Beobachte von jetzt an noch sorgfältig und schreibe das Resultat täglich einige Mal nieder. Der Gedanke, uns an den Tödi zu wagen, beunruhigt Dich. Glaube, daß mir meiner fünf Kinder wegen meine Knochen auch unschätzbar sind und da ich die Heiligkeit der Pflicht der Selbsterhaltung in unsrer beider Lage vollkommen anerkenne, so werde ich Dich gewiß zu keinem gefährlichen Schritt überreden; aber eines Versuches bis zu einem allfälligen **non plus ultra** ist die Sache doch werth." Nichts desto weniger blieben dießmal kühnere Plane noch verschoben und die Reise ging nur über Glarus, wo auch ein Landschaftmaler sich anschloß, den Pragel und durch Obwalden nach Unterseen, von da zurück über den Hohgant und in Begleit des nachherigen Dekans Häfliger, der diese Bergfahrt im helvetischen Almanach für 1804 besang, auf den Napf und endlich auf den Pilatus. Wenige Wochen später unternahm er eine abermalige größere Wanderung. Sie führte ihn wieder in's Berner Oberland, dann durch Wallis und Savoyen nach Genf, wo er einige Tage bei seinem Freunde Vaucher verweilte, und zurück über die Salzwerke von Aigle, die Freiburger Berge durch Bern und den Aargau. Auch im folgenden Jahre, wo er sich glücklich fühlte, bei den Aufständen im Kanton Zürich außer aller politischen Thätigkeit bleiben zu können, besuchte er bald als Naturforscher, bald als erbotener Experte in Bergwerkssachen das angränzende Schwaben und in der innern Schweiz das Thal von Engelberg, die Umgebungen des Gotthard, Livinen, die rhätischen Hochgebirge, das Engadin und das Montefunerthal. Bei einer dieser Wanderungen nahm er sich vor, den Pfaden zu folgen, die Souwarow im Jahr 1799 mit seinem Heer überschritt. „Innerhalb einer Stunde — schreibt er in seinem hierüber geführten Tagebuch — erreichte ich von der Alphütte aus, in der ich nach mühsamem Emporklimmen

aus dem Schächenthal übernachtet hatte, die Spitze des Kinzigkulms, die meiner Barometerbeobachtung zufolge 4935 Fuß über dem Dorfe Muotten und 5567 über dem Zürichsee erhaben ist. Die Aussicht von dieser Höhe ist ausgedehnt und merkwürdig schön. Ihre Beobachtung weckt zugleich die Erinnerung des denkwürdigen Heereszugs über diese Scheidecke. Welche Erscheinung im Alpengebirge! Eine zum Theil aus asiatischen Völkerschaften zusammengesetzte Armee zieht aus tausendstündiger Entfernung über diesen Gebirgsgrath, den selbst noch kein inländischer Naturforscher, sondern nur einige Hirten des Schächenthals kannten; aber ihre ungeheuern Anstrengungen werden unnütz durch das Ungeschick und die Nachlässigkeit eines einzigen Mannes (Korsakow bei Zürich), die allen Erwartungen zuwider den Ausgang des Feldzugs völlig umändern. Dennoch bleibt dieser Marsch eines der merkwürdigsten Ereignisse im Revolutionskriege. Als Bonaparte den noch höhern Bernhardsberg überstieg, verfolgte er nur eine allbekannte und für seinen Zug noch besonders bereitete Straße und vor ihm lag das reiche Italien. Souwarow hingegen zog über unbekannte und pfadlose Gebirge und vor ihm lagen bis auf das Mark ausgesogene Thäler, die seiner Armee nicht die mindeste Hülfe gewährten."

Allein schon in diese zwei Jahre, wo Escher einen so würdigen und frohen Gebrauch von der ihm zu Theil gewordenen Muße machte, fällt die erste Aufforderung zu demjenigen Werke, welches dann die Krone seiner Lebensthätigkeit ward und ihn bald so in Anspruch nehmen sollte, daß von einer gleichzeitigen politischen Thätigkeit unmöglich die Rede hätte sein können und so erscheint denn jene oben erwähnte Ungunst des Looses, die ihn von Regierungsstellen zurückhielt, eher als eine Wohlthat für das gemeinsame Vaterland. Über Veranlassung und Natur des Übels, dem abgeholfen werden mußte, äußert sich Escher selbst in folgender Weise: *)

*) Rettungsaufruf an die schweizerische Nation 1807 und Neujahrsblatt der Zürcher'schen Hülfsgesellschaft für das Jahr 1809.

„Vier Stunden über dem Zürichsee liegt der ebenfalls vier Stunden lange Wallensee. Die beiderseitigen Gebirge, die denselben einschließen, sind so steil und abhängig, daß keine fahrbaren Straßen längs den Ufern desselben Raum finden und also die Kaufmannswaaren durchaus über Wasser verführt werden müssen. Am obern und untern Ende des Wallensees fanden daher die Einwohner der beiden Städtchen Wallenstadt und Wesen reichlichen Verdienst bei diesem Transithandel und Wohlstand erhob sich um so mehr unter ihnen, da die Gegend ringsumher sich durch natürliche Fruchtbarkeit auszeichnete. Bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts blieb die Lage der beiden kleinen Städte eine günstige und niemand ahnte das Herannahen einer der furchtbarsten Ursachen menschlichen Unglücks. Eine halbe Stunde unterhalb Wesen vereinigt sich mit der aus dem Wallensee abfließenden Maag die Linth, die aus den Thälern des Kantons Glarus dem Zürichsee zueilt. Dieser Strom hat seine Quellen in den vergletscherten Hochgebirgen des Hausstockes und Dödiberges, von denen stets eine zahllose Menge von Steinen durch die Verwitterung herabstürzen, welche bei großen Anschwellungen der Linth von dieser mehr oder minder weit fortgeschwemmt werden, wodurch sich dann das Bette dieses Stromes, wie fast aller Bergströme, allmälig erhöht und das benachbarte Land häufigen Überschwemmungen und Verheerungen aussetzt. Diese Erhöhung des Strombettes der Linth verlängerte sich allmälig bis unter ihre Vereinigung mit der Maag hinab, so daß nach und nach der Wallensee in seinem Abflusse gehemmt wurde. Die natürliche Folge war das Steigen seiner Wasserfläche und das Austreten des Sees über die niedrigen Wiesen an beiden Endgestaden, wodurch bereits einige tausend Jucharten des schönsten Landes entweder versäuert, oder in Sumpf verwandelt worden sind. Da unterdessen die verderblichen Ursachen unaufhörlich fortwirken, so greift auch das Übel immer weiter und unaufhaltsamer um sich. Die Hebung des Strombettes folgt durch das ganze breite Thal hinab dem Laufe desselben bis zu

seinem Eintritte in den Zürichsee und in dieser ganzen Länge werden die weiten Wiesengründe überschwemmt. Bereits ist das Übel so angewachsen, daß die Anwohner der Linth unvermögend sind, demselben zu wehren. Auch der Schännisersumpf, in dem Umfang einer halben Quadratstunde, ist ebendaher entstanden. So kömmt es dahin, daß selbst Ordnung, Arbeitsliebe und Sparsamkeit die Bewohner dieser Gegenden vor drohender Armuth nicht mehr zu schützen vermögen. Die Straßen von Wallenstadt und Wesen sind im Sommer nur noch für Schiffe brauchbar. Die Überschwemmung fluthet in die Erdgeschoße der Häuser, ersteigt schon da und dort die ersten Stockwerke, wo dann im zurückgelassenen Schlamm die Sommerhitze verpestende Dünste entwickelt und eckelhafte Insekten erzeugt. Daher kömmt es, daß die Bevölkerung schon seit längerer Zeit unter ihrem frühern Verhältnisse steht. In den schwächlichen, blassen und geistlosen Gestalten glaubt man wandelnde Schatten zu sehen, abgehärmt durch das Gefühl ihrer eigenen Abnahme, noch mehr aber durch den Anblick ihrer noch unglücklichern Kinder. Da dann ferner der in dem trägen Moraste und faulenden Wasser erzeugte Krankheitsstoff sich endlich der ganzen zwischen hohen Gebirgen gefangenen Luftmasse mittheilt, so werden durch die immer gefährlichern Wechsel- und Faulfieber nicht mehr bloß die bereits genannten Städte, sondern auch die großen Dörfer zwischen dem Wallen- und Zürichsee betroffen. Selbst über diesen letztern schreitet schon die Seuche hinweg und erzeugt fern von ihrem Ursprung bisher unbekannte Krankheiten, die man aus keiner andern Quelle herzuleiten weiß."

Schon 1803 war auf Anregung von Zürich aus der in Freiburg versammelten Tagsatzung ein von Escher entworfener Plan für Bildung eines Aktienvereins zu Aufbringung der nöthigen Mittel, um dem Übel gründlich abzuhelfen, vorgelegt worden und den 23. September schrieb Escher an Steinmüller, daß die Tagsatzung auf den Gedanken einzugehen bereit sei, „doch wolle sie, wie billig, die Zustände an Ort und Stelle und die Anwendbarkeit der Hülfsmittel

erst durch Sachverständige untersuchen lassen.“ Diese Untersuchung zu veranstalten, erhielt der Landammann des folgenden Jahrs, Wattenwyl, den Auftrag und übertrug dieses Geschäft Eschern selbst in Verbindung mit den Herren Rathsherrn Schindler von Glarus und Architekt Osterried von Bern. Den 9. Mai 1804 fand der erste Zusammentritt der Konferenz in Wesen statt und am 24. meldete Escher an Steinmüller: „Vor zehn Tagen schon bin ich nach einem sechstägigen Aufenthalte wieder von Wesen zurückgekehrt. Des hohen Wassers wegen waren keine neuen Vermessungen möglich; dagegen nahm ich viele Sondirungen vor und übersah die Gegend neuerdings mit möglichster Aufmerksamkeit. Ungemein lieb war es mir, den biedern Rathsherrn Schindler in der Kommission neben mir zu haben. Er ist klug, erfahren und interessirt sich sehr für die Sache. Auch Osterried ist erfahren im Wasserbau und wir sind ganz einig über die Hülfsmittel, die sich aber sehr ausdehnen müssen theils wegen Erhöhung des Linthbettes, theils weil neben der Leitung der Linth in den See und Erweiterung und Vertiefung der Maag der Linthlauf bis zur Spettlinth herab noch regulirt werden muß, wodurch dann erst die Schännissersümpfe trocken gelegt werden. Dieß ist unser Antrag, der auf 300,000 Franken zu stehen kommen wird. Auch seither habe ich mich noch mit nichts als den Wallensümpfen beschäftigen können. Sie stecken mir so im Kopf, daß ich selbst Steine und Berge darüber vergesse und sollte gar die Hoffnung der Hülfe sich verwirklichen, so werde ich, wenn man mich anders dazu beruft, die Mineralogie für einige Zeit der Hydrotechnik aufopfern. Ich will auch lieber Sümpfe abgraben als hier in Zürich regieren.“ *)

Im Juni wählte nun die in Bern versammelte Tagsatzung zu Vorbereitung und Anbahnung eines Beschlusses in dieser Angele-

*) Gerade in jenen Tagen fand die Hinrichtung des letzten der Haupttheilnehmer an Willi's Aufstande statt.

genheit eine Kommission, zu deren Sitzungen auch Escher einberufen wurde. Eine Woche hindurch arbeitete er in derselben als Berichterstatter und Rathgeber, worauf unter Annahme des Kommissionsantrages die Tagsatzung den 28. Juli denjenigen Beschluß über die ökonomischen Verhältnisse, die Weise der Ausführung und Beaufsichtigung des Unternehmens faßte, der als die Grundlage desselben zu betrachten ist*). Da indessen, ehe zum Werke geschritten werden konnte, noch die Ratifikationen der einzelnen Kantone und vorzüglich diejenigen der hauptsächlich interessirten Stände, Schwyz, Glarus und St. Gallen eingeholt werden mußten, so verzögerte sich die Sache bis zur Tagsatzung des Jahres 1805, durch welche denn erst unter'm 17. Brachmonat dem Beschlusse auch die gemeineidgenössische Bekräftigung ertheilt ward.

Escher erhielt nun den Auftrag, in Verbindung mit dem Dekan Ith von Bern einen Aufruf an das schweizerische Publikum zu entwerfen, der theils die Noth jener bedrängten Gegenden in ihrer Entstehung und ihrem Fortschreiten schildern, theils die zur Abhülfe einzuschlagenden Wege bezeichnen und zur Übernahme von Aktien auffordern sollte, damit das Rettungswerk so bald möglich beginnen könne. Allein bevor derselbe gedruckt erschien, sah sich die Eidgenossenschaft in Folge des zwischen Frankreich und Östreich neu ausgebrochenen Krieges zu außerordentlichen Anstrengungen und einer zahlreichen Gränzbesetzung genöthigt, weßhalb die Bekanntmachung des Aufrufes und der Beginn der Arbeiten auf geeignetere Zeit verschoben wurden. Auch das folgende Jahr blieb ungünstig für das Unternehmen. Der regierende Landammann, Merian von Basel, bezeigte wenige Lust, die Angelegenheit an die Hand zu nehmen, dazu kam im Sommer der Bergsturz von Goldau. Voll Unmuthes

---

**) Derselbe findet sich in der „Offiziellen Sammlung der das schweizerische Staatsrecht betreffenden Aktenstücke". B. I. S. 320 ff. und im „Offiziellen Notizenblatt, die Linthunternehmung betreffend." Zürich 1807.

schrieb Escher im Oktober an einen seiner Freunde: „Während man sich immer noch mit Arbeiten und Graben, da wo es nichts mehr helfen kann, erschöpft, läßt man den tausendmal größern Schaden, in Folge dessen die Pestluft sich immer mehr verbreitet, als eine Kleinigkeit hängen. So sind die gewöhnlichen Menschen."

Allein schon in den ersten Monaten des Jahres 1807 schritt Reinhard von Zürich, auf den mittlerweile das Amt des Landammanns übergegangen war, mit aller Kraft zur Ausführung des eidgenössischen Beschlusses. Die Aufsichts-Kommission der Lintharbeiten wurde in den Personen der Herren Escher, Osterried und Schindler bleibend gebildet und ebenso für die finanziellen Verhältnisse des Unternehmens aus Mitgliedern der drei Kantone Schwyz, Glarus und St. Gallen eine sogenannte Schatzungs-Kommission, an deren Spitze als Präsident der Eschern bereits befreundete, durch Uneigennützigkeit und ächten Schweizersinn sich auszeichnende Oberst Stehelin von Basel berufen ward *). Im März erschien von Ith und Eschern, im Auftrage des Landammanns, unterzeichnet der „Aufruf an die schweizerische Nation zur Rettung der durch Versumpfungen in's Elend gestürzten Bewohner der Gestade des Wallensee's und des untern Linththals" und bereits den 28. Februar hatte Escher an Stehelin geschrieben:

„Sie sind durch den Herrn Landammann zu einer Arbeit berufen worden, deren Wichtigkeit und Schwierigkeit Sie gewiß hinlänglich übersehen und welche leicht einen weniger festen Charakter, als der Ihrige ist, zurückschrecken könnte; allein eben weil Ihnen die Wichtigkeit der ganzen Unternehmung bekannt ist, müssen Sie auch fühlen, daß alles daran liegt, daß sie gehörig geleitet werde und niemand, der dazu berufen ist, sich entziehe, dieses Opfer dem Wohle einer so ausgedehnten und unglücklichen Gegend und allen künftigen Generationen derselben zu bringen. Einzig diese Rücksicht hat auch mich

---

*) S. Oben S. 89.

bewogen, die Stelle des Präsidenten der Aufsichts=Kommission nicht auszuschlagen, und im Vereine mit Ihnen darf ich hoffen, selbst desto wirksamer arbeiten zu können. Wir haben beide das Glück allen Lokal= und Personal=Interessen bei dieser großen Unternehmung fremde zu sein. Auch diese wichtige Rücksicht soll uns zu muthiger Übernahme unsrer Aufgabe stärken. Unser Lohn soll in der Aussicht auf das Gute, das wir zu Stande bringen können, bestehen und bei eigener redlicher Anstrengung wird uns auch der Segen des Himmels nicht fehlen."

Das Jahr 1807 gehörte zu denjenigen in Eschers Leben, durch welche nun wieder seine Thätigkeit nach mancher Seite hin in Anspruch genommen ward, er reiche Erfahrungen sammelte, in dem frohe und ernste Ereignisse sich drängten und auf das er auch bei seiner Schlußprüfung desselben nicht ohne Dank gegen die Vorsehung und innere Befriedigung zurücksah.

Schon im Herbste 1805 war in seinem Schlosse Keffikon nach länger dauernder Abschwachung im sechs und siebenzigsten Lebensjahr in den Armen des trauernden Sohnes schmerzlos Eschers Vater verschieden, und nur wenige Wochen später folgte diesem Todesfall auch derjenige seiner Schwiegermutter nach. In der ersten Hälfte des Jahres 1806 starb denn auch noch derjenige Oheim Eschers, der mit seinem Vater gemeinsam die Creppfabrik beworben hatte. Verschiedenartige, zum Theil verwickelte Familien=, Vermögens= und Handelsverhältnisse forderten zu ihrer Auseinandersetzung und Bereinigung angestrengten Fleiß und mannigfache Berücksichtigung. Es kam zu einer Trennung der bisherigen Handelsfirma, wodurch sich Escher nun an die Spitze eines eigenen Geschäftes gestellt sah. Zugleich wurde auch bei der Umgestaltung aller Zeitverhältnisse eine Veränderung in der Verwaltungsweise des ihm ebenfalls zugefallenen Besitzthums in Keffikon unausweichlich, wo nach dem Erlöschen der alten Herrschaftsrechte nur noch die Bewirthschaftung der Güter geblieben war. Für diese gelang es Eschern in einem kundigen Freunde,

der das ganze Besitzthum in Pacht übernahm, den geeigneten Mann zu finden, und so verminderte sich allmälig die Sorge für ökonomische Angelegenheiten, um gegen Ende des Jahres ihm die Aussicht auf Wiederaufnahme auch eines frühern wissenschaftlichen Wirkungskreises zu eröffnen.

Der Erziehungsrath hatte nämlich damals beschlossen, den verschiedenen Klassen des für höhere Bildung bestimmten karolinischen Kollegiums noch ein sogenanntes politisches Institut anzureihen, in welchem hauptsächlich für Jünglinge, die sich dem Staatsdienste zu widmen gedächten, Vorträge über „Zivil- und Kriminal-Recht, Polizei- und Kameral-Wesen, vaterländische und allgemeine Geschichte, Staatsrecht und Statistik" gehalten werden sollten, und da man sich bei dieser Gelegenheit der in früherer Zeit von Eschern mit Beifall gehaltenen Vorlesungen erinnerte, so wurde er um Übernahme eines oder mehrerer dieser Lehrfächer ersucht. Escher selbst sah auch hier nur die Möglichkeit seinem Vaterlande nützlich zu sein und entsprach, wie auch ein andrer, im Alter schon ziemlich vorgerückter Staatsmann, der damalige Rathsherr Meier von Knonau, zwar nur für so lange, als nicht die Stelle durch einen geeigneten Mann bleibend besetzt werden könne, der Aufforderung. Er wählte die Fächer des Polizei- und Kameral-Wesens und begann mit dem Jahr 1807 seine dießfälligen Vorlesungen, die, wenn auch nicht von vielen Zuhörern, doch von allen Betreffenden mit dankbar anerkannter Befriedigung besucht wurden.

So hatte sich nun dieses Jahr unter der Aussicht auf mannigfache Beschäftigung für ihn eröffnet. Zu den Lehrvorträgen, auf die er sich mit der größten Gewissenhaftigkeit vorbereitete, auch sie vollständig niederschrieb, kam die Ordnung und Einrichtung seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen und Hülfsmittel, für deren bequemes Unterbringen in der ihm um diese Zeit zugefallenen eigenthümlichen Wohnung sich jetzt erst die nöthige Gelegenheit fand, sodann sein kaufmännischer Beruf, der jetzt ebenfalls an ihn ver-

mehrte Ansprüche stellte, und endlich seine nunmehrige Hauptaufgabe die Linthunternehmung. Noch verstattete während der ersten Hälfte des Jahres die Natur der vorbereitenden Arbeiten ihre Leitung von Zürich aus. Sie bestanden in einem durch Fachmänner vorgenommenen sorgfältigen Nivellement einerseits und anderseits im Beibringen einer Aktienzahl, welche es möglich machte, zur wirklichen Eröffnung der Arbeiten zu schreiten. Auch für diesen Zweck wurde von Eschern keine Mühe gespart. Bis zum Ende des Weinmonats waren, ungeachtet der Rettungsaufruf seine Verbreitung nur erst in der deutschen Schweiz gefunden hatte, 2003 Aktien, jede zu 200 Schweizerfranken unterzeichnet, wovon auf den Kanton St. Gallen 600, auf Glarus 541, Zürich 379, Basel 197, Bern 90, Aargau 80, Schaffhausen 60, Thurgau 24, Freiburg 12, Luzern 11 und Solothurn 9 fielen; also 403 Aktien mehr als die Tagsatzung für nöthig erachtet hatte, nach deren Beschlusse die Kosten der Unternehmung auf 300,000 Franken — freilich, wie sich später ergab, um mehr als zwei Drittheile zu niedrig — berechnet worden waren. Welche Ermuthigung mußte nicht für Eschern in diesem Anfange liegen! Er schrieb daher in seinem Rückblicke auf dieses Jahr: „Wenn ich auch mit Entschlossenheit an meine gefährliche Aufgabe ging und in der That eigene Anstrengung zum Gedeihen derselben das ihrige beigetragen haben mag, so muß ich zugleich eingestehen, daß mich alle Nebenumstände überaus glücklich begünstigten. Einem anscheinenden Ungefähr habe ich es zu verdanken, daß ich einen der fähigsten Wasserbaumeister unsrer Zeit, Herrn Tulla*), zum Gehülfen bekam, daß dieser seinen vortrefflichen Ingenieur Obrecht zur Mitwirkung herbrachte, daß ein anhaltender Sommer alle unsre Ausmessungsarbeiten begünstigte, daß mein Kollege Schindler gerade in denjenigen Abtheilungen der Unternehmung thätig ist, die für mich die schwierigern und unangenehmern wären, daß eine große Überschwemmung den

*) Großherzogl. Badischer Rheinwuhr-Inspektor und Ingenieur-Hauptmann.

Landeseinwohnern das Maaß des vorhandenen Übels in seiner vollen Größe zeigte, auch mir möglich machte, diesen Umstand zu benutzen, um meine projektirte Erweiterung des Unternehmens zu rechtfertigen, daß mir auch hiefür die unerwartet reiche Aktienunterzeichnung zu Hülfe kam, daß aller schwierigen Umstände ungeachtet, die Arbeiten so gut von statten gehen, wie wenn wir schon die erprobteste Erfahrung in denselben gemacht hätten; — kurz, daß der Segen des Himmels bis jetzt auf dieser großen National-Unternehmung zu ruhen scheint." Und ebenso betrachtete er es als Segen des Himmels, daß die Gesundheit seiner Gattin, deren Erschütterung ihm längere Zeit hindurch bange gemacht hatte, nach glücklicher Entbindung von seinem noch lebenden einzigen Sohne sich herstellte. „Mögest Du, heißt es in dem eben erwähnten Jahresrückblicke, lieber Arnold, einst mit ruhigem Gewissen diese Blätter durchlesen und Dir selbst sagen können, daß Du meinem Wunsche, Dich zu einem edeln Menschen zu bilden, entsprachest!"

Im Sommer dieses Jahres, noch ehe er beinahe ununterbrochen sein Hauptquartier an der Linth aufschlagen mußte, unternahm er nun, zwar nicht von Steinmüllern, sondern von einigen seiner Mitarbeiter am Linthwerk begleitet, jene oben schon besprochene Wanderung an den Dödiberg. Daß die damaligen Besorgnisse seines warnenden Freundes nicht ganz ohne Grund gewesen, mag der Vorfall beweisen, den wir nun wiederum Eschern selbst erzählen lassen: „Vom Nachtlager in der obern Sandalpe machten wir uns am 9. August frühe zum Besuch des Dödigletschers auf, der nach dem Zeugnisse der Älpler des wenigen Schnee's wegen jetzt leicht zu besteigen sein sollte. Wir gingen längs dem westlichen Fuße des Berges und also rechts am Sandbache hin. Bald verlor sich die Vegetation und ausgedehnte Schutthalden bekleideten das anstehende Gebirge. Nach ungefähr stündiger, ziemlich mühsamer Wanderung, erreichten wir den Gletscher, der sich vom westlichen Abhange des Dödiberges an die Claridenalpen hinüberzieht und von da südlich

gegen den Kanton Uri ausdehnt. Der Auslauf desselben gegen die Sandalpe ist uneben und zerrissen, daher meine zum Theil ungeübten Begleiter die Wanderung ziemlich ängstlich antraten. Die Eisspalten standen weit offen und drangen in beträchtliche Tiefen herab, verengerten sich indessen, sowie wir von dem nicht steil ansteigenden Gletscher höher rückten. Als die ganze Gesellschaft sorgsam Mann hinter Mann über einen breiten Eisrücken hinzog, stürzte plötzlich ein großes Felsenstück, von kleinern Bruchstücken begleitet, wenige Schritte von uns von den Felswänden des Dödi über dessen mit Gletschereis bedeckten Abhang in die tiefern Spalten hernieder. Dieser Umstand erschreckte die meisten meiner Begleiter und sie beschlossen den Rückzug. Nur Herr Obrecht erklärte, daß er mich gerne weiter begleiten werde und so setzten wir mit unserm Führer den Gang über den sich nach und nach etwas verflachenden Gletscher fort. So wie wir indeß höher kamen, fand sich allmälig Schnee auf dem Eise; doch waren die Eisschrunden durch Vertiefung noch kenntlich genug, um sie ausweichen zu können. Immer dichter ward nun die Masse des Schnee's, der allmälig die Schrunden gänzlich zu füllen und dadurch unsre Wanderung noch ungefährlicher zu machen schien. Schon sahen wir die wenigen aus dem Gletscher hervorragenden Felsen der fortgehend sanft ansteigenden Dödi=Scheidecke nur noch einige hundert Schritte vor uns. Ich folgte Schritt für Schritt dem Führer und Herr Obrecht mir, als ich mit dem rechten Fuß etwa einen Schuh tief in den Schnee sank. Ich wollte denselben zurückziehen, als plötzlich die dünne über eine breite Eisspalte gedehnte Schneedecke unter mir wich. Das Einsinken fühlend, breitete ich die Arme weit aus und blieb alsbald, nur durch diese gehalten, in dem Abgrunde hängen. Meine Begleiter faßten mich sogleich bei den Händen und strengten alle Kräfte an, mich hinauszuziehn, allein, obwol ich mich ebenfalls auf jede Weise zu heben suchte, blieb der Versuch ohne Erfolg, da ich für meine Füße in der schauerlichen Eiskluft nirgends einen Standpunkt fand. Weil ich nun in Folge

meiner Anstrengung den Schnee noch immer mehr weichen und die Kluft sich erweitern fühlte, rief ich nach den Alpstöcken meiner Begleiter. Es gelang, den einen unter meinen rechten Arm quer über die Eisspalte zu schieben, den andern unter den linken, und so hob ich mich denn an diesen Stöcken allmälig in die Höhe, bis es mir endlich möglich ward, mich aus der Öffnung vollends hinauszuschwingen. Glücklicher Weise war ich völlig ruhig und dadurch im Stande geblieben, das in dieser furchtbaren Lage einzig mögliche Rettungsmittel anzuwenden. Bald stellte dann auch mein Zuruf an meine Begleiter, uns alle mit einem Schluck Kirschenwasser zu stärken, den Frohsinn her. Doch hatte ich Mühe, den Führer zum Weitergehen zu bewegen, obwol wir nur noch die wenigen Schritte bis zur Scheidecke, aber freilich auf dem, wie es schien, wieder stärker zerklüfteten Gletscher zurückzulegen hatten. Auch dieser Theil indessen der Wanderung wurde glücklich vollendet. Wären wir nicht durch unsere zurückgebliebenen Gefährten zur Rückkehr auf dem nämlichen Weg genöthigt gewesen, so hätten wir gerne der abermaligen Gletscherwanderung den weiten Umweg durch Bündten vorgezogen. So aber mußten wir uns zu jener entschließen und verfolgten so weit herab, als der Gletscher besonders gefährlich war, unsre frühern Fußtritte. In der Nähe der Öffnung angelangt, in die ich gesunken war, suchten wir einen festen Standpunkt, dieselbe zu untersuchen. Wir bemerkten nun, daß die Eisschrunde sehr weit und so tief war, daß kein Grund erblickt werden konnte. Der Schnee, welcher ihre Decke bildete, war gewölbartig ausgeschmolzen und ich hatte gerade im dünnesten Theil des nur ungefähr noch einen Fuß starken Gewölbes gehangen. Ursache genug, Gott für meine Rettung zu danken."

Mittlerweile waren die Vorarbeiten am Linthwerke so weit vorgeschritten, daß zu dessen weiterer Durchführung die stete und unmittelbare Aufsicht Eschers immer dringender wurde, so daß er die letzten Monate des Jahres hindurch beinahe ausschließend in jener

Gegend verweilte. Mit dem Anwachse von Schwierigkeiten aller Art aber wuchsen gleichzeitig sein Muth und seine Kräfte. Außer seinen Gehülfen Schindler und Stehelin theilten indessen nur wenige, selbst unter denjenigen, die ihm zur Unterstützung beigegeben waren, oder sonst das Gedeihen der Unternehmung im eigenen Landesinteresse hätten fördern sollen, seinen Eifer. Vielen fehlte der Glaube an die Ausführbarkeit der Sache, andre scheuten die nöthige Anstrengung oder blieben gleichgültig, weil die Gefahren und Nachtheile des Übels sie und die ihrigen unmittelbar noch nicht zu erreichen schienen; noch andre, die aus den Zuständen, wie sie waren, für ihre eigenen Interessen eher Vortheile zu ziehen wußten, traten dem Fortgange der Arbeiten durch Übelreden und erregte Schwierigkeiten hemmend in den Weg, und manche, deren Dienstleistungen man nothwendig bedurfte, schlugen dieselben zu unverhältnißmäßigen Preisen an. Die Arbeiter selbst, meist noch ungeübt, mußten erst erzogen werden und sie in Ordnung zu halten, gebrachen Anfangs die nöthigen Mittel. „Sie fühlen sich, schrieb Escher an Stehelin, freie Landleute und wollen von ihresgleichen nicht kommandirt sein. Die Molliser warfen jüngst ihrem Aufseher, Major Zwicky, gegen seine Anweisungen protestirend, eine Hacke nach. Es steht übel mit der Disziplin im Glarnerlande. Auch beim Güterankauf machte ich vor einigen Tagen wieder schlimme Erfahrungen. Wir haben das Unglück, uns mit Menschen einlassen zu müssen, die wir aus der elendesten Lage retten sollen und die uns zum Danke dafür prellen, wo sie nur können. Schon bisweilen kam mir der Gedanke wegzulaufen; wenn ich dann aber wieder über die Biäsche spatziere und nach Wesen hineinsehe, dann fasse ich beim Anblick dieser Sümpfe allen Muth zusammen und sage mir selbst: Sie müssen doch weg."

Allein auf welch' einzigem Wege war es möglich, das große Ziel zu erreichen? Nur wenn Escher selbst gerade bei den mühsamsten und schwierigsten Arbeiten unaufhörlich zugegen war, ja mit dem eigenen Beispiel voranging. Nur durch eine unbedingte Hingabe

an die Unternehmung, der kein Opfer an Zeit und an Kräften, auch nicht an ökonomischen zu theuer war. Daher sah er sich genöthigt, das ihm lieb gewordene Lehramt am politischen Institut, bis auf spätere Zeiten, wo er es unter allgemeinem Beifall noch einmal aufnahm, niederzulegen; auf so manchen Genuß des Familienlebens, so manche Erholung auf Jahre hinaus zu verzichten, und jeden Augenblick, den er dem nöthigen Aufenthalte an der Linth abmüßigen konnte, für seine wissenschaftlichen Studien, die er doch auch nicht ruhen lassen wollte und durfte, und für Abfassung von Gutachten, für die er als Wasserbaukundiger nun immer mehr auch aus andern Gegenden des Vaterlandes in Anspruch genommen wurde, zu benutzen.

Da er den größern Theil der Beaufsichtigung und Leitung der Arbeiten am Molliser-Kanal seinem Freunde Schindler, welcher mit den dortigen Verhältnissen und Persönlichkeiten am beßten bekannt war, überlassen hatte, so fiel ihm hauptsächlich die beschwerliche Aufgabe zu, das Abstecken und Ausgraben derjenigen Kanäle zu überwachen, welche durch die ausgedehnten Sumpfgegenden geführt werden sollten, die sich vom Wallensee zu demjenigen von Zürich hinabzogen. Für diesen Zweck nahm er seinen Aufenthalt in Schännis, wo im dortigen Damenstifte ihm ein Zimmer eingeräumt ward. Von hier aus durchwanderte er vom frühen Morgen bis zum Abend in allen Richtungen die Gegend. Weder Kälte noch Nässe vermochten ihn zurückzuhalten. Nicht selten trat er, wenn Arbeiter klagten, selbst an ihre Stelle. Er theilte mit ihnen ihr Mahl, ermunterte liebevoll die Schwächern, strafte mit mildem Ernst die Nachlässigen, sorgte väterlich für ihre Gesundheit, und unterstützte die Dürftigern oder Erkrankten, wobei er oft aus seiner eigenen Kasse noch zulegte. So gewann er die Achtung und am Ende die Zuneigung derselben in solchem Grade, daß sie aus Liebe zu ihm bisweilen sich noch zu Leistungen verstanden, welche sie auf bloßen Befehl, oder für Bezahlung nicht unternommen hätten.

Noch in den letzten Tagen des Jahres 1807 beschädigte er sich durch Ausglitschen an einer gefährlichen Stelle, was ihn indessen nicht hinderte, schon den 5. Januar 1808 mit dem rechten Arm in der Schlinge wieder in Schännis einzutreffen und von da an mit seltenem Unterbruch, im Frühling zehn Wochen hindurch anhaltend, von früh bis spät bei den Arbeiten zugegen zu sein. „Mein gequetschter rechter Arm — schrieb er den 19. März an Stehelin — über dessen Zustand Sie mich befragen, erlitt den Unfall auf einem Faschinenwuhr schon am Schlusse des letzten Dezembers, wo ich an einer Faschine mit dem Fuß hängen blieb und mit dem Ellebogen auf einen Pfahl stürzte. Zwar habe ich noch immer einige Unbequemlichkeit davon, weil der Windecke-Zephyr bei dieser Jahreszeit nicht eben das beßte Heilmittel ist, doch kann ich ungehindert arbeiten, und jener Vorfall beweist mir nur, daß die Ebene so gut ihre Gefahren hat, als die Hochgebirge, wo Felsen herunterrollen und eisige Abgründe sich unter den Schneekrusten öffnen. Hier lebe ich als wahrer Karthäuser. Wenn ich den Tag hindurch bei allen Arbeitern Chor und Mette sang, so bin ich am Abend in meiner einsamen Zelle verschlossen, wo ich statt des Ave Maria die geschriebenen und zu schreibenden Briefe zähle und etwa zum Trost an den fernen blauen Albis hinunterblicke und denke: Dort lebt die mir liebe Welt, die ich verlassen habe. Da ich indessen unaufhörlich beschäftigt bin, so schwinden mir Tage und Wochen schneller dahin, als noch nie, seit ich auf dieser schönen Erde mein Wesen treibe, und so lebe ich aller Einsamkeit ungeachtet froh und regsam und bin gesund, während sonst hier herum sich das Fieber wieder stärker verbreitet als in den letzten Jahren. Aus diesem Grunde bin ich indessen sehr froh, daß das Graben im „Gäsi“, wo die aufgeworfenen Dämme wie englische Puddings dampfen, bald zu Ende geht.“

Von nun an sehen wir ihn bis zum Jahr 1813 regelmäßiger an der Linth, als in Zürich beschäftigt und die kurzen Fristen, die

ihm für den Aufenthalt in der Vaterstadt vergönnt waren, meist durch naturwissenschaftliche Arbeiten, Wanderungen zum Behufe derselben und nie versagte Dienstleistungen, wo er für solche angesprochen ward, ausgefüllt. Selbst in Schännis gewann er indessen noch Muße in der zweiten Hälfte des Jahres 1808 die ausführliche in der Alpina erschienene Rezension *) von Ebels Werk über den Bau der Erde im Alpengebirge auszuarbeiten, welche der zu beurtheilenden Schrift von Abschnitt zu Abschnitte folgt und aus dem Reichthum sechszehnjähriger Beobachtung der Theorie Ebels eine große Zahl abweichender Thatsachen gegenüberstellt. Schon früher hatte ihn der Professor Haller, der nachherige Verfasser der „Restauration der Staatswissenschaften", für das in Bern erscheinende literarische Archiv um eine solche Arbeit gebeten. Da indessen über Eschers Stellung zu den Naturwissenschaften und vorzüglich zur Geognosie ein besonderer Anhang folgen wird, so ist es hier nicht der Ort auf die erwähnte Arbeit, die in verschiedener Weise, obgleich mit allgemeiner Anerkennung der Gründlichkeit ihres Verfassers aufgenommen ward, näher einzugehen. Die analytische Methode, an die er bei seinen Forschungen, wie durch seine Natur, so durch seinen Studiengang gewiesen war, mußte bei ihm nothwendig ein gewisses Mißtrauen gegen die Richtung wecken, welche in Deutschland die Bearbeitung der Naturwissenschaften, seit der Erscheinung von Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" zu nehmen schien, und obwol Ebel zu gewissenhaft war, um auf andre als selbstständige Forschungen ein wissenschaftliches Urtheil zu begründen **), so glaubte Escher dennoch in seiner Schrift genugsame Beweise zu finden, daß

---

*) Alpina, herausgegeben von Ulysses v. Salis in Marschlins und J. Rud. Steinmüller. B. IV. S. 283—415.

**) Über Ebel vergleiche Johann Gottfried Ebel, nach seinem Leben und Wirken geschildert von Dr. Heinrich Escher, Professor der Geschichte in Zürich. In den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft vom Jahr 1835 und auch besonders gedruckt Trogen bei Schläpfer 1836.

auch er mehr oder weniger zu den Anhängern jener sogenannten naturphilosophischen Schule zu zählen sei. Daß aber gegen diese mehr, als gegen den ihm sonst befreundeten Gelehrten seine Waffen gerichtet waren, geht aus nachstehender Stelle eines Briefes an Baucher hervor: „Ich lasse meines Hauptgeschäftes ungeachtet von Zeit zu Zeit doch noch eine kleine Abhandlung erscheinen und befinde mich gegenwärtig ein wenig im Kampfe mit den neuen Weltweisen, die in Deutschland großes Aufsehen machen und die Natur aus philosophischen Vordersätzen konstruiren wollen, wogegen sich schon Sokrates erklärt hat. Ich nehme mir vor, diesen Sommer meine Alpenwanderungen auszudehnen, um mir neue Waffen gegen die Behauptungen derselben zu sammeln. Auch Ebel, dem ich für seine Anleitung die Schweiz zu bereisen viele Noten mittheilte, hat nun eine Theorie des Baues der Erde im Sinne dieser neuen Philosophie geschrieben, was mich zu einer Kritik derselben veranlaßte, die hin und wieder zu sprechen gab. Ich habe ihm vorgeschlagen, die Alpen gemeinsam zu durchwandern, um auszumitteln, wer von uns recht habe." Dazu wollte sich indessen die Gelegenheit nicht finden; allein durch das redliche Streben beider Forscher, durch Ebels Werk, wie durch die Polemik gegen dasselbe, wurde nichts desto weniger die Kenntniß der Alpengeognosie zuverlässig gefördert; daher denn auch Eschern die Mittheilung seiner Kritik durch seinen Freund Gruner mit folgender Bemerkung verdankt ward: „Ideale Naturen lassen sich ungern in den engern Kreis des empyrischen Wissens eindämmen; allein so gefährlich auch bisweilen die Schöpfungen ihrer Einbildungskraft der Wissenschaft werden können, so leisten sie auf der andern Seite derselben wieder wesentliche Dienste, indem sie durch den Reiz ihrer Darstellung die Aufmerksamkeit auf ein Gebiet hin lenken, das ohne solchen Antrieb sonst vielleicht weit wenigere Bearbeiter finden würde. Hätte ich Zeit und näheren Beruf dazu, Ihre Rezension würde mich nicht abhalten, vielmehr ermuntern, das Ebelsche Werk anzuschaffen und zu studiren, und so denke

ich wird es auch andern gehen und der Verfasser hiemit, wenn er billig sein will, nicht Ursache haben, seinem Rezensenten zu zürnen. Selbst aus Ihrer Kritik scheint mir hervorzugehn, daß das Werk neben vielen gewagten und nicht zu erweisenden Behauptungen doch auch manche fruchtbare Idee enthalte und so das Seinige dazu beitragen werde, das Studium unsrer schweizerischen Geognosie zu fördern.“ In der That sagt auch Escher später in seinem Rückblicke auf das Jahr 1811 selbst, daß „eine nähere Bekanntschaft mit der Naturphilosophie nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Erweiterung seiner Ansichten geblieben sei.“

Am Ende des Jahres verfertigte er dann noch das Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft für 1809, dessen Gegenstand die Linthunternehmung war und aus welchem oben sich eine Stelle angeführt findet.

Schon in der ersten Zeit nach dem Beginne der Lintharbeiten hatte bei Eschern die Überzeugung nicht bloß von der Ausführbarkeit, sondern auch von dem gesicherten Erfolge derselben feste Wurzeln geschlagen und obwol beinahe in jedem der vertrauten und zahlreichen Briefe an seinen Kollegen Stehelin, der den ihm obliegenden Verrichtungen im Rechnungswesen in der Regel von Basel aus ein Genüge leisten konnte, Schilderungen der eigenthümlichen Beschwerden der Arbeit, oder neu sich ergebender Schwierigkeiten enthalten sind, spricht er dennoch in sämmtlichen Jahresrückblicken von seiner wachsenden Befriedigung bei diesen Arbeiten, von dem zu erwartenden Segen der Unternehmung und von der Gemüthsruhe, die er der Aussicht auf denselben verdanke. Ganz in diesem Sinne schrieb er auch beim Wiederausbruche des Krieges von 1809 an Stehelin, der ihn um seine Ansichten befragt hatte: „Was die großen Herren mit ihren unglücklichen Heerschaaren machen, weiß ich nicht. Mein ganzes Streben geht dießmal dahin, den Sand unter der Ziegelbrücke wegzuschaffen. Das ist nun meine Aufgabe und so denke ich denn zwar nicht ohne aufrichtiges Mitleid aber für mein Inneres mit ruhigem Bewußtsein an jene Blutgefilde.“ Und wie

glücklich fühlte er sich, wenn er bisweilen Freunde, oder den Bruder, die Schwestern oder Kinder in diesem Reiche seines menschenfreundlichen Schaffens herumführen, und ihnen die Anlage und den Fortgang des Unternehmens erklären konnte. Nur durften ihn auch die liebsten Besuche an der eigenen Arbeit nicht stören.

So wie nun dieselbe vorrückte, und ihre wohlthätigen Folgen an's Tageslicht traten, wurden der Muth und die Zuversicht, die ihn von Anfang an belebt hatten, mächtig auch durch den öffentlichen Beifall, der sich zu äußern begann, gehoben und noch mehr erfreuten ihn vielleicht die vertrauten Herzensergießungen seiner Freunde. So hatte er am Ende des Jahres 1808 aus Schännis einen Brief voll warmer Wünsche und mit einiger Rechenschaft über sein Wirken an seinen alten Universitätsfreund Lavater gerichtet. Erfreut antwortete ihm dieser: „Es hat mich lieblich ergriffen, nach einem so langen Zwischenraume einen Brief von Dir zu lesen, ein Gemälde von Dir zu sehen, das dem Idealen, wie es in der Wirklichkeit sich ausdrücken kann, so nahe kömmt. Ich habe Deinen festen Standpunkt, Deine moralische Stärke immer bewundert. Diese Kraft, diese Ausdauer mußten unter allen Formen Gutes wirken. Ich kann Dir nachempfinden, wie Du jetzt nach allen Stürmen der Revolution beim Hinblick auf das allmälige Vertrocknen Deiner Sümpfe, Dich eben so behaglich fühlst, als wo Dir deine Geistesgegenwart aus dem Dödigletscher heraushalf. Du wirst nie an der Menschheit verzagen, weil Du nie an Deiner eignen innern Kraft verzagtest, und mit Schelling zu reden, Deinen eigenen Reflex als die erleuchtende Idee in Deinen Nebensonnen, Nebenmonden und Nebenirrsternen erblickst. Bei Vergleichung mit Dir muß ich immer bescheiden zurücktreten. Wol wollte auch ich in meiner Jugend vielleicht nur zu hoch hinaus und erwartete Riesenschritte von der damals erwachenden Menschheit; aber wie bald erkannte ich die Täuschung! und daran knüpfte sich seit längerer Zeit Entmuthigung.

„Ich war voll patriotischer Gesinnung nach Paris gekommen,

die dort noch Nahrung fand, bis mir nach mehrfachen Besuchen des Klubbs im **Palais royal** klar einleuchtete, daß hier keineswegs die gute Sache zu finden sei. Alle diese Leute arbeiteten für sich und nicht für das allgemeine Beßte. Mirabeau, d'Espagnac, Barnave, diese sittenlosen Menschen, fand ich oft bei Schweizer*), und die Art, wie sie die große Angelegenheit der gedrückten Menschheit behandelten, mußte jeden nicht ganz verdorbenen Jüngling empören. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten. Ich fand die der französischen Revolution zum Grunde liegende Idee **in Thesi** so groß und erhaben, als unausführbar im Konkreten. Es kam mir dieses Treiben wie ein alchymistischer Prozeß vor, bei dem man durch eine Art von Vulkanism aus Blei Gold machen will, statt daß man jedes Metall nur in seiner Art und so weit seine Natur es erlaubt, veredeln sollte, um im vortrefflichen, mannigfaltigen die wirksamste Einheit zu gewinnen. Immer noch scheint mir der langsame Weg der Erziehung der vorzüglichste zur Veredlung der Menschheit zu sein; die Verbesserung des Ganzen durch Verbesserung der Einzelnen das einfachste und zuverlässigste Mittel zu Erreichung dieses schönsten aller Zwecke. Was wahrhaft Gutes leisten und wirken soll, geht vom Einzelnen aus, wird selbst Centrum und wirkt durch seine Anziehungskraft auf die Masse. Ich möchte Dich hiebei selbst als Beweis anführen. Wer in tantalischem Grimme der Selbstsucht immer nur Großes wirken will, den begünstigen zuweilen die Umstände und ein halbes Jahrhundert hindurch hebt er die Welt aus den Angeln, doch um so schneller verlieren sich dann oft wieder die Früchte; wer aber nur Gutes wirken will, der beginnt bescheiden im Stillen, braucht vielleicht ein halbes Menschenalter, bis er nur Blüthen sieht,

---

*) Ein Züricher, der damals in Paris ein Haus machte und bei dem auch Lavater eingeführt war. Über ihn findet sich etwas Näheres in des Verfassers Vorlesungen über die Geschichte des Unterganges der schweizerischen Eidgenossenschaft der dreizehn Orte und die Umbildung derselben in eine helvetische Republik. S. 195—197.

seine Individualität muß dienendes Centrum bleiben; aber die Früchte seines Wirkens sind unvergänglich."

In jener Zeit handelte es sich auch darum, die alte im Jahr 1763 gestiftete helvetische Gesellschaft, die während der Revolution und seit derselben geschlummert hatte, wieder neu in's Leben zu rufen. Dieser Gedanke rührte hauptsächlich von dem noch in hohem Alter für Vaterland und Gemeinwohl unermüdlich thätigen Rudolf Meier von Aarau her. Auf den 25. Mai 1807 hatte er durch öffentliche Blätter, die noch lebenden Mitglieder und Freunde der Gesellschaft nach Aarau eingeladen, wo das Archiv und der Gesellschaftsbecher aufbewahrt waren und an Eschern noch ein besonderes Schreiben mit der Bitte gerichtet, bei ihm die Wohnung anzunehmen; allein dieser, damals gerade mit Versendung seines Rettungsaufrufs und Betreibung der Aktienangelegenheit beschäftigt, mußte ablehnen. Die Versammlung fand indessen statt und bei derselben wurde als künftiger Sitzungsort Zofingen bezeichnet und zum Vorsteher für das Jahr 1808 der Dekan Stalder von Escholzmatt, Verfasser des schweizerischen Idiotikons, gewählt. Bei dieser zweiten Zusammenkunft nun aber, der zwar Escher ebenfalls nicht beiwohnte, fiel auf ihn mit allen Stimmen die neue Vorsteherwahl. „Mit wahrem Jubel — schrieb ihm sein ehemaliger Kollege in der helvetischen gesetzgebenden Behörde, Zimmermann — wurde das Wahlergebniß verkündigt und aufgenommen, weil alle wußten, daß niemand besser als Du geeignet sei, an der Spitze einer Gesellschaft zur Förderung schweizerischer Eintracht zu stehen und daß Du Gutes zu stiften nie lau bist." Auch Stalder äußerte sich, indem er ihn dem Rufe sich nicht zu entziehen ersuchte: „Sie sind der Einzige, der in den Zeiten politischer Leidenschaft sich über allen Parteien zu erhalten wußte und nur dem Vaterland lebte, der aber eben darum auch nun, je mehr sein aufopferndes Wirken hervortritt, von allen gleich hochgeachtet wird." Entschlossen zu entsprechen, sah sich indessen Escher bei Annäherung der Zeit der Zusammenkunft im Früh-

jahr 1809 an der Linth zurückgehalten, so daß er den vorjährigen Präsidenten ersuchte, nocheinmal die Geschäfte zu leiten, durch seinen Freund Dr. Römer indessen ein an die Gesellschaft gerichtetes Schreiben verlesen ließ, dem wir nachstehende Stelle entheben:

„In Eurer Mitte war es, theure Freunde und Eidgenossen, wo ich zuerst auf den jammervollen Zustand der Linth und Wallenseethäler aufmerksam gemacht wurde und hier ward auch der erste zweckmäßige Antrag gemacht, die Hülfsmittel gegen die weitere Ausdehnung jener fürchterlichen Versumpfungen durch Nationalwohlthätigkeit in Gang zu setzen*). Im engern Kreise einiger trauten Freunde faßte ich in dieser Gesellschaft den Entschluß, eine meiner wissenschaftlichen Alpenwanderungen in jene unglücklichen Gegenden zu richten, um ihren Zustand und die vorgeschlagenen Hülfsmittel selbst zu untersuchen. Schon seit vielen Jahren verwandte ich einen Theil meiner Muße auf Alpenreisen. Ich drang in die einsamsten Thäler ein und stieg zu hohen Firsten empor. Froher Genuß begleitete mich überall im Umgange mit dem ungebildeten Hirten, in seiner rauchenden Hütte, wie auf den freien Berggipfeln, von denen ich mit einem Blick reizende Seegestade, fruchtbare Thalgründe, von schroffen Felsketten eingeschlossen, begraste, vom glücklichen Älpler und seinen schönen Heerden bewohnte, Gebirgsabhänge und die schauerlichen Eismassen der Gletscher übersah. — Der Genuß dieser großen und mannigfaltigen Ansichten steigert sich zur erhabenen Empfindung, wenn man in diesen Felsenketten, die chaotisch durch einander geworfen scheinen, dennoch eine bewundernswürdige Ordnung und selbst in ihren unregelmäßigen Formen bestimmte Struktur aller ihrer Theile zu erkennen vermag, und diese erhabenen Empfindungen gehen in die beruhigendste Anbetung des Schöpfers über, wenn man über die allgemeinern Zwecke der Bildung der Gebirge nachdenkt und z. B. in jenen ungeheuern Eismassen der Gletscher ein unentbehr-

*) S. oben S. 82.

liches Glied der großen Natureinrichtung erblickt, durch welche unsre Alpen unversiegbare Quellen der Ströme sind, von denen der für die Bewohnbarkeit der Erde unentbehrliche Kreislauf des Wassers durch die Atmosphäre und über die Oberfläche unsers Erdballes abhängt. Aber noch innigere Emfindungen bemächtigten sich meiner, wenn ich, lange ehe die Linthunternehmung zu Stande kam, von den Höhen des Wallenberges die scheußlichen Sümpfe der Maag und der Linth unter meinen Füßen erblickte, oder von den schroffen Abhängen der Kuhfirsten in das in Morast versunkene Wallenstadt heruntersah. An diesen Stellen konnte ich, ungeachtet der schönen und lehrreichen Aussichten, die sich darbieten, über die Gebirgsformation und die merkwürdigen Schichtenbiegungen ihrer Felsketten nicht mit Ruhe nachdenken, sondern mein Blick wendete sich immer den traurigen Wohnungen der unglücklichen Thalbewohner zu und die Mittel, ihnen zu helfen, beschäftigten meinen Geist. Bei diesem Anblicke fühlte ich, daß so sehr auch wissenschaftliche Kenntnisse und ihre Beförderung den menschlichen Geist erheben, dennoch die unmittelbar wohlthätige Anwendung derselben zum Glücke unsrer Mitmenschen befriedigender sein muß — oder wer, der einen Bruder im Schlamme dahin sinken sieht, fühlt sich nicht gedrungen, diesen zu retten und die schönsten naturhistorischen Beobachtungen, in denen er eben begriffen war, bis dahin einzustellen? Aber zu dieser Rettung bedurfte es nicht bloß vereinzelter Kräfte. Erwachender Gemeingeist, der alte eidgenössische Sinn waren erforderlich, und er äußerte sich auch in manchen Gegenden weit wirksamer, als man erwarten durfte. Möge dieser Geist unsre Nation auch in Zukunft beleben. Darauf hinzuwirken ist besonders auch der Zweck unsrer Gesellschaft, die ich mit Freude einst wieder besuchen werde, so bald nicht, wie jetzt, eine nähere Pflicht gegen das Vaterland mich davon abhält."

Gerade in jenen Tagen, im Anfang des Juni, empfing er von seinem nach Freiburg zur Tagsatzung abgeordneten Freunde Usteri die Nachricht, daß diese Behörde seinen Bericht über den Fortgang

der Lintharbeiten „mit ungetheiltem Beifall angehört habe", und daß, seinem Wunsche entsprechend, eine Kommission bestellt worden sei, die sich selbst an die Linth begeben und nach genommenem Augenschein der Tagsatzung ihre fernern Anträge zu eröffnen habe. Diese Kommission, aus den Herren Usteri von Zürich, Fellenberg von Bern, Weber von Schwyz, Hauser von Glarus und Schirmer von St. Gallen bestehend, verfügte sich denn auch, nachdem sie im Laufe des nämlichen Jahres sich mit einleitenden Untersuchungen beschäftigt hatte, im April 1810 vollzählig an Ort und Stelle und nahm in zahlreichem Begleit von Abgeordneten der Stände Schwyz, Glarus und St. Gallen, sowie Eschers selbst die sorgfältigste Prüfung der Arbeiten in ihrer ganzen Ausdehnung vor. Der Bericht und das Gutachten derselben sind dem „offiziellen Notizenblatte, die Linthunternehmung betreffend", beigegeben*). Im Allgemeinen ging der Bericht dahin, „daß die Kommission bei der Ausführung der einzelnen Werke nicht bloß die Grundsätze des Strombaues befolgt, und zugleich diejenige wohlverstandene Ökonomie beobachtet gefunden habe, welche die Solidität der Unternehmung mit der so nöthigen Sparsamkeit in ein angemessenes Gleichgewicht zu setzen wisse, sondern daß bei weitem mehr als dieses geleistet worden sei, indem die mechanische Befolgung der Kunstregeln des Wasserbaues nur einen geringen Theil der geschickten Ausführung des Unternehmens bilde; daß vielmehr eine höhere Taktik angewendet worden sei, welche bei vollständiger Durchschauung des Ganzen in der successiven Anordnung der Arbeiten, im Voraussehen und Abwenden künftiger Hindernisse, Gefahren oder Nachtheilen sich wirksam bewiesen, welche die Kräfte der Natur zu ihrer eigenen Bezwingung sich dienstbar gemacht und selbst von ihren schädlichen Wirkungen Nutzen zu ziehen verstanden habe. Bedenke man die bescheidenen Mittel, mit denen ein so ausgedehnter Bau in einem Lande durch-

*) Band II. S. 1—58.

geführt werde, wo nichts durch Frohndienste oder gezwungene Hände zu erreichen sei, wo jeder Arbeiter bezahlt werden müsse, und nicht das geringste Bedürfniß anders als für Geld zu erhalten sei, wo Arbeiten solcher Art bisher ganz ungewohnt waren, so müsse man eingestehen, daß es nur der Beharrlichkeit desjenigen möglich geworden, dieses alles zu erreichen, der die Seele der ganzen Unternehmung sei und der durch seine persönlichen Eigenschaften, durch eine seltene Gabe der Popularität, mit Würde ohne Anmaßung und Charakterfestigkeit ohne Härte, durch alle jene Vorzüge, die den Führer einer großen Unternehmung bezeichnen, sich die allgemeine Liebe und Achtung erworben habe. In Folge dessen sei der Kredit der Unternehmung, die Anfangs in den dortigen Gegenden von den meisten verkannt, von den wenigsten für ausführbar gehalten, von einigen sogar für nachtheilig angesehen worden, gegenwärtig so befestigt, daß wer sich dort jetzt erlaubte, an ihrer Ausführbarkeit und ihren guten Folgen zu zweifeln, für einen Menschen angesehen würde, der über Sachen urtheile, die er nicht verstehe, oder dessen Urtheil durch irgend eine besondere Absicht bestochen sei."

Da indessen die nämliche Kommission sich überzeugt hatte, daß zur gründlichen Durchführung und völligen Sicherstellung des Unternehmens ein bedeutend größerer Kostenaufwand erforderlich sei, als Anfangs angenommen worden war, so machte sie, auch auf Eschers dießfällige Wünsche eingehend, die Tagsatzung auf dieses Bedürfniß aufmerksam und trug auf die Herbeischaffung der nöthigen Hülfsmittel an. In ihren Sitzungen vom 19. Juni und 2. Juli prüfte, genehmigte und verdankte die Tagsatzung den Bericht und das Gutachten und beschloß hierauf, daß die Zahl der zur Vollendung des Unternehmens erforderlichen Aktien mit Inbegriff der bisherigen definitiv auf 4000 festgesetzt werde, die sämmtlich in den gleichen Rechten stehen sollen. Sie traf dann die nöthigen Verfügungen für deren Beibringung und überhaupt alle diejenigen Vorkehren, um welche die Aufsichtskommission diese oberste Bundesbehörde

ersucht hatte. Der Tagsatzungsbeschluß selbst endet dann mit folgenden Worten: „Der unermüdlichen Thätigkeit, dem gemeinnützigen, über alles Lob erhabenen Eifer und der sich immer gleich bleibenden Beharrlichkeit des Herrn Präsidenten der Aufsichtskommission, in dessen Händen die Ausführung und das Gedeihen der Unternehmung ganz vorzüglich liegen, zollt die Tagsatzung auch dießmal den wärmsten Dank des Vaterlandes. Ein gleiches soll auch gegen seinen thätigen um das Beßte des Unternehmens so verdienstvollen Gehülfen, Herrn Rathsherrn Schindler von Mollis, geschehen. Nicht weniger hat sich Herr Rathsherr Stehelin von Basel, als Präsident der Schatzungs-Kommission, durch pünktliche und vollständige Erfüllung aller Aufträge der vorjährigen Tagsatzung verdient gemacht, und alles geleistet, was nur immer nach seiner schwierigen Stellung von ihm erwartet werden konnte, weßwegen auch ihm der Dank der Tagsatzung in ausgezeichnetem Grade gebührt."

Wenige Zeit nach der Ausfertigung dieses Beschlusses reiste nun Escher selbst nach Bern, wo er vierzehn Tage bei seinem Freunde Gruber logirte und wie später in den Jahren 1811, 1812 und 1813 in den das Linthunternehmen betreffenden Tagsatzungs-Kommissionen mit seinem Rathe und seinen Gutachten thätig war. Dann erlaubte er sich zur Erholung eine Wanderung durch einige der schönsten Gegenden des Vaterlandes, bei der ihn seine Schwester und zwei seiner Töchter begleiteten. Sie führte die Gesellschaft nach Engelberg, von da über das Joch in's Haslethal, über die Scheidecke nach Grindelwald, über die Wengernalpe nach Lauterbrunnen; dann über Interlachen, Thun, Bern und Solothurn nach Zürich zurück. „Die Freude, sagt er in seinem Jahresrückblick, diesen meinen lieben Angehörigen einen so schönen und von ihnen so lebhaft empfundenen Naturgenuß verschaffen zu können, machte diese Tage zu den frohesten meines Lebens; unvergeßlich wird uns allen besonders der Staubbach im Mondschein sein."

Verschiedene Veränderungen hatten im Laufe dieser Jahre in

Eschers Familienleben statt gefunden. Noch im November 1808 war seine älteste Schwester, mit der ihn von Jugend auf, wie oben schon angeführt wurde, die reinste Freundschaft verband, nach fünf und zwanzigjährigem und zum Theil schwerem Körperleiden durch den Tod ihm entrissen worden. „Der Hinblick auf ihre Befreiung, bemerkt der Bruder, milderte meinen Schmerz. Die wärmsten Gefühle meines Dankes und meiner Liebe folgen ihr auch über das Grab hinaus.“ Im nächsten Jahre verlobte sich seine älteste Tochter*). In der Überzeugung, daß sie in dieser Verbindung alles Glück eines sorgenfreien häuslichen Lebens finden werde, hatte Escher seine Einwilligung gerne ertheilt. Dennoch war ihm die Aussicht, ein Glied aus dem Kreise, der ihn bisher so eng und liebend umschlossen hatte, zu verlieren, so neu und der Gedanke, das erste seiner Kinder aus dem väterlichen Hause scheiden zu sehen, stimmte ihn so wehmüthig, daß er, der Hochzeitfeierlichkeit absichtlich ausweichend, sich an die Linth begab. In ihrer Zufriedenheit fand er indessen bald seine eigene Beruhigung wieder und sehr erfreute ihn im folgenden Jahre die Gegenwart derselben und ihres Gatten, nebst andern seiner Kinder, seines Bruders und mehrerer Freunde bei der Eröffnung des Biltner-Kanals. Zwei Monate vor der Vermählung seiner ältesten Tochter war ihm sein jüngstes Kind, das sechste Mädchen, geboren worden. Dasselbe starb aber schon im ersten Altersjahr. Im Jahr 1810 erzweckte er dann durch das Abtreten der Besitzung in Keffikon an seine zwei Schwestern eine Vereinfachung seiner Vermögensverwaltung, die bei den Geschäften, welche von allen Seiten her auf ihn zudrängten, ihm durchaus vonnöthen war. Im Anfang des Jahres 1811 erfolgte die Verlobung auch seiner zweiten Tochter**). Noch benutzte Escher bis zu ihrer

---

*) Mit Herrn Martin Bodmer, Kaufmann.

**) Mit Herrn Conrad Bürkli, Kaufmann und längere Zeit hindurch Präsidenten des Zürcherischen Stadtrathes.

Vermählung jeden Augenblick, den er den Lintharbeiten abmüßigen konnte, für das engere Beisammenleben mit derselben, die sich in der neuern Zeit auch ihm besonders angeschlossen hatte. Die Empfindungen bei ihrem Scheiden aus dem älterlichen Hause möge das Vaterherz selbst schildern. „Den 8. Juli verband sich meine Tochter mit ihrem wackern Gatten. Um uns gegenseitig zu stärken wohnte ich der Einsegnung bei, begleitete sie bei'm Antritt ihrer Hochzeitreise noch eine Stunde weit; dann trennten wir uns. Ich eilte gleichen Tags an die Linth. Da es mir aber hier bald zu öde ward, unternahm ich eine Reise in's Bündnersche Hochgebirge bis nach Cleven hinein, bei der sich meine geognostisch-topographische Kenntniß jener Gegenden bedeutend erweiterte. In Pfeffers ruhte ich zwei Tage von der ziemlich beschwerlichen Wanderung, besorgte dann an der Linth und in Zürich die unterdeß aufgelaufenen Geschäfte und trat hierauf mit meinen lieben Töchtern Julie und Lotte und mit der Schwester und einem Neffen meines neuen Tochtermanns eine abermalige Bergwanderung an, um das reisende junge Ehepaar einzuholen. Wir gingen über Einsiedeln, den Schweizerhacken, Schwyz, Gersau, Stanz, Sachseln, den Brünig, Meiringen, die Grimsel, — wo uns der am Lauteraargletscher, dem Grimselsee und der Grimselscheidecke zugebrachte Tag unvergeßlich bleiben wird, — über Obergestelen, den Griesgletscher zum prächtigen Tosa-Wasserfall; dann durch's Val Bedrett, in's Livinerthal und nach Airolo. Hier erwarteten wir mit gespannter Sehnsucht unsre lieben Reisenden. Endlich erkannte ich meine Tochter durch's Fernrohr. O wie freudig eilten wir uns entgegen, wie innig umarmten wir uns, und wie glücklich fand ich mich an der Seite meiner noch immer gleich herrlichen Dorothea! Wir reisten zusammen über den Gotthard, Schwyz, den Sattel. In Thalweil trafen wir die beidseitigen Familien, mit denen wir in die Vaterstadt zurückkehrten. Die nunmehrige Trennung auch von meiner zweiten Tochter, suchte ich mir soviel möglich zu erleichtern. Täglich, wenn ich in Zürich bin, besuche ich sie.

Wir zeichnen, lesen und unterhalten uns nach alter Art und unsre trauliche Freundschaft hat wol eher gewonnen als verloren."

Unterdessen schritt die Linthunternehmung mit sichtbarem Erfolge vorwärts. Schon den 15. März 1809 war unter großem Zusammenströmen von Menschen die oberste Strecke im Kanal-System, der sogenannte Cölen-Kanal, eröffnet worden. Dann folgte rasch die Vollendung mehrerer andrer und nun — schrieb Escher an Stehelin im Oktober 1810 — „stehe ich im Steinerrieth auf dem Reckweg der Mündung derselben gegenüber und sehe durch die 15000′ lange Strecke neuen Linthlaufes hinauf. Ihnen schildere ich nicht, was ich bei diesem Anblick empfinde; aber dieses stärkenden Gefühles bedarf ich, wenn ich der nun erst noch zu überwindenden Maagsümpfe gedenke, um nicht muthlos zu werden, um so mehr als in Bilten die Ruhr herrschte und gegenwärtig erst noch die schlimmen Folgen einer unzweckmäßigen Behandlung an den Tag treten, was stark in meine Linthkompagnien eingreift."

Nicht wenig trug indessen zu seiner Ermuthigung auch der bereits erwähnte Tagsatzungsbeschluß bei, der durch Aufnahme einer bedeutenden Zahl neuer Aktien es erst möglich machte, den Arbeiten diejenige Ausdehnung und Vollendung zu geben, wodurch das Unternehmen auch für alle Zukunft gesichert ward. Als die Nachricht hievon, und daß auch sogleich die Züricher-Regierung wieder für hundert Aktien unterzeichnet und das Geld an seine Verfügung gestellt habe, Eschern gerade in einem Augenblicke zukam, wo seine Kasse völlig erschöpft war, schrieb er voll Freude an Stehelin: Das war eidgenössisch gehandelt. Nun bin ich wieder flott! und jetzt soll auch, wie ich hoffe, die Madame Linth bald in ihr Aussteuerbette eingeführt sein." Mit aller Lebhaftigkeit wurde nun unter Schindlers hier fortwährend wirksamem, kräftigem Beistand die Vollendung des trefflich angelegten Molliser-Kanales betrieben, so daß die Eröffnung desselben den 8. Mai 1811 statt finden konnte. Tausende von Zuschauern waren zu diesem Feste herbeigekommen, unter

diesen auch Eschers Schwester und vier von seinen Töchtern, die zweite, vor deren Vermählung noch die Festlichkeit statt fand, mit ihrem Bräutigam. Im Stiftsgebäude zu Schännis, von dessen Bewohnerinnen sich Escher fortwährend aller Aufmerksamkeit erfreute, hatte seine Familie die freundschaftlichste Aufnahme gefunden. Diese Tage, an deren froher Feier auch noch sein Bruder und zahlreiche Freunde Theil nahmen, gehörten zu seinen genußreichsten.

Obwol von Seite der Landesbehörde eine offizielle Festlichkeit nicht vorbereitet, ja nicht einmal polizeiliche Unterstützung vorhanden war, so reichte die allgemeine Überzeugung von dem Segen des Tages hin, dem Vorgange Ordnung und Anstand zu sichern. „In aller Herzen — erzählt ein Augenzeuge — auf aller Zungen war Liebe, Hochachtung, Dank gegen die Menschenretter Escher und Schindler. Freude glänzte auf den Gesichtern aller Zuschauer. Ein frohes Gemurmel ging durch ihre Reihen, als die Linth anfing, in den Kanal einzuströmen. Mit dem angestrengtesten Fleiße durchstachen die Arbeiter an diesem ihrem Ehrentage den hohen Sandwall, ermuntert durch das Interesse der Zuschauer. Ein Freudenruf und siehe! die Linth folgt ihrem Meister und Führer, wie er will. Erst ein Bächlein, das die neue Bahn sucht, dann immer breiter, tiefer und voller, Welle auf Welle. Die Sandufer stürzen ein; wogend und schäumend strömt sie in den Kanal und ist gefangen im schönen, geregelten Bette und nun fließt der reißende Strom gefällig in sanften Wellen dem Wallensee zu. Da legt sein sonst verheerender Schutt erst neues Land an und versinkt dann später in die Tiefe des Seekessels.“ *)

Auch Escher war durch den Erfolg befriedigt. „Nun — schreibt er **) — fließt die Linth in den Wallensee. Die große Ebene von Näfels bis Niederurnen hinab, welche mit ihren gartenartigen Be-

*) Neujahrsblatt der Zürcherischen Hülfsgesellschaft für 1824.

**) Notizenblatt, die Linthunternehmung betreffend.

pflanzungen den verheerenden Überschwemmungen des hoch über ihrer Fläche zwischen schlechten Wuhren und noch schlechtern Dämmen drohend hinströmenden Flusses ausgesetzt war, ist gerettet und gesichert. Ruhig darf nun der Näfelser und Urner in dieser Ebene sein Gemüse pflanzen. Er wird nicht mehr, wie dieß vor vier Jahren der Fall war, im Zeitpunkte der sehnlichst erwarteten Ernte sein Land unter Wasser, und nach dessen Abfluß unter einer fußhohen Sandbank begraben und zerstört erblicken. Froher Muth und thätiger Fleiß beleben nun die Einwohner der geretteten Ebne zur dankbaren und segenbringenden Benutzung des ihnen gesicherten und wieder gegebenen Bodens. Auch die Natur des Flusses selbst im ganzen untern Linththal von der Ziegelbrücke bis in den Zürichsee hinab ist nicht mehr der reißende, geschiebreiche Strom, der in Zeit von zehn Stunden mehr als fünf Fuß hoch anzuschwellen und das flache Thalgelände unerwartet in einen weiten See umzuschaffen vermag. Sie ist nun ein regelmäßiger Fluß ohne Geschiebe, der rein und gleichförmig aus dem Wallensee abfließt und nur langsam zu seinem hohen Wasserstand ansteigen wird, welcher aber des gleichförmigern Ablaufes wegen nie mehr die frühere Höhe erreichen kann. Die weite, vier Stunden lange Thalebene, ist also durch die Öffnung des Mollіser-Kanals von ihrem gefährlichsten Feinde befreit und zu jeder Verbesserung fähig gemacht."

Der steigende Ruf, den Escher durch die geschickte Leitung dieser großartigen Wasserbauten sich erwarb, bewirkte natürlich, daß er für dieses Fach auch von andern Seiten um Rath und Beistand angegangen war. So hatte die Regierung von Bern seine Anwesenheit bei der Tagsatzung daselbst im Juli für eben diesen Zweck benutzt, und Escher, auf ihre Wünsche eingehend, im Begleite des sachkundigen Rathsherrn Fischer, eine kleine Wanderung zur Untersuchung des Aare-, Zihl- und Emme-Geländes vorgenommen, auch über die Ergebnisse derselben sogleich die erbetene Denkschrift eingeschickt. Wie willkommen dieselbe war, zeigt nachstehende Stelle aus Fischers

Antwort: „Ihre Beobachtungen und Räthe in Folge unsrer gemeinsamen Reise habe ich mit Sehnsucht aber so schnell noch nicht erwartet. Heißhungrig verschlang ich sie. Nach öfterem Durchlesen werden sie nun abgeschrieben zu weiterem Gebrauch und damit ich Ihnen das Manuskript nach Verlangen zurücksenden könne. Sie haben gesehen, daß nach unsrer Bernersitte einige von der Natur gebotene, hier und da von Männern gesunden Verstandes und Willens aufgegriffene Werke mit Entschlossenheit ohne genaue Berechnung, noch Vollendung zu Stande gebracht wurden, wie die Lütschinen, der Lombach, die Kander und die Schließung des Thunersee's; aber die Planlosigkeit in Behandlung des alltäglichen unsers Wasserstaats, sowie der Mangel an eigentlicher Wissenschaft mußten Ihnen auffallen. System und Übersicht wurden erst durch den Regierungsbeschluß möglich, welcher die Leitung der Flüsse den Uferbewohnern abnimmt. Wie beruhigend, wie aufmunternd muß es für uns sein, daß Sie unsre Projekte und Ansichten gut heißen und es nicht verschmähen, nach wahrhaft eidgenössischer und brüderlicher Denkungsart durch ihre praktischen Anleitungen unserm Mangel an Wissenschaft in der Ausführung zu Hülfe zu kommen. Ihre Schrift soll die Gemüther vorbereiten und unsre Anträge werden kein Mißtrauen mehr finden. Wir haben einige tüchtige Jünglinge, welche Beschäftigung gerne annehmen und unser Wassergebiet von dem niedrigsten Punkt der Aare aufwärts in seinen wesentlichen Ästen der Emme, Zihl, Saane u. s. w. verfolgen und abnivelliren werden. Ihre Schrift aber wird die geschlossene Hand unsrer Ökonomie zum bescheidenen Gebrauch etwas besser öffnen."

Auch von den Regierungen Obwaldens und Nidwaldens wurde er in jener Zeit zu Rathe gezogen, theils wegen der damals angeregten, doch erst in späterer Zeit ausgeführten Tieferlegung des Lungernsee's, theils wegen Sicherheitsmaßregeln gegen Erdschlipfe, die in der Umgegend von Dallenwyl zu befürchten waren. Der Besuch der Holzleitung bei Alpnach veranlaßte ihn dann zugleich

ein Wort der Warnung gegen die Gefahren der Entholzung von Gebirgsabhängen öffentlich bekannt zu machen.

Eine dringende Aufforderung erging an ihn ebenfalls von Seite der ökonomischen Gesellschaft Graubündens, sobald als möglich einen Besuch in jenen Gegenden zu machen, nachdem die Gemeinden von Chur und Thusis, angeregt durch einige ihrer Vorsteher, beschlossen hatten, die Ausführung bereits projektirter Wuhrungen, Brückenbauten und Arbeiten zur Abwendung bevorstehender Erdschlipfe von drohendem Ansehen noch zu verschieben, bis von gründlichen Sachkennern ein zuverläßigerer Rath eingeholt worden sei, als ihn bloße Empyriker zu geben vermöchten. Auch hier entsprach Escher ohne Verzug der Einladung, und verwendete eine Woche theils auf Untersuchung des Flußgebietes der aus der Via mala durch die Umgegend von Thusis hervorströmenden Nolla, theils der zu befürchtenden Erdschlipfe am Bazockelberg. Seine dießfalls eingereichte Denkschrift wurde in dem „neuen Bündtnerischen Sammler" abgedruckt. Ein Jahr später holte auch die Regierung von St. Gallen seinen Rath über das Bedürfniß einer allfälligen Korrektion des Rheinlaufes in der Nähe des Scholberges ein; und ebenso wurde er von Zug aus um Eingabe von Vorschlägen für Abwendung eines am Ägerisee drohenden Bergschlipfes gebeten. Überall leistete er bereitwillig die verlangten Dienste.

Am freudigsten aber entsprach er seiner eigenen Kantonsregierung, als dieselbe im Jahr 1812 seinen Rath und Beistand auch für nothwendige Korrektionsarbeiten an der Glatt in Anspruch nahm. Sein dießfalls entworfener Plan wurde angenommen. Die Arbeiten begannen gegen das Ende des Jahres 1813 und wurden nach seinem Entwurfe, anfänglich unter seiner Oberleitung, und später dann eine längere Reihe von Jahren hindurch unter derjenigen des talentvollen Obersten Hegner mit günstigem Erfolge für die Anwohner des Flusses fortgesetzt und durchgeführt.

Dieser Arbeiten ungeachtet glaubte er, da ihm der glückliche

Fortgang des Linthwerkes wieder einige Muße ließ, nun auch mit dem Gedanken der abermaligen Aufnahme der Vorlesungen am politischen Institute sich beschäftigen zu dürfen. Vom Sommer 1812 an begann er daher, sowol in Zürich, als an der Linth seine frühern Morgenstunden regelmäßig den Vorarbeiten für diese Verrichtungen zu widmen. Mit dem neuen Jahr 1813 aber eröffnete er vor einem, zwar kleinen, aber lernbegierigen Zuhörerkreise eine Reihe von Vorträgen über Staatswirthschaft. Die noch vorhandenen Hefte seines dießfälligen Kollegiums zeigen die Sorgfalt, womit er seine Aufgabe zwar so vollständig als möglich, aber auch so einfach und klar, als es der verschiedene Bildungsstand seiner Zuhörer erforderte, zu lösen bemüht war. Ohne ein neues System aufzustellen, oder in eine Polemik über die bereits vorhandenen sich einzulassen, suchte er überall die Verhältnisse und Erscheinungen, wie sie in der Wirklichkeit sich finden, in ihrer Entstehung, Ausbildung und Einwirkung auf Privat- und Staatswohl in's Klare zu setzen. Von der Erklärung der Natur und einer richtigen Werthung der Bedürfnisse ging er auf die Mittel zu Befriedigung derselben, den Anwachs der Güter, des Kapitals, des Reichthumes über. Er zeigte den Unterschied zwischen Privat- und National-Reichthum und indem er in Landbau, Handwerk, Industrie und Handel die Hauptquellen des letztern nachwies, suchte er durch Eingehen auf die Eigenthümlichkeit derselben die Gränzen auszumitteln, innerhalb welcher der Staat für deren Schutz und Hebung thätig sein soll. Das schwierige Fach der Finanzpolitik wurde dann am Schlusse noch mit besondrer Berücksichtigung der Lage und der Bedürfnisse unsers Vaterlandes behandelt. Mit Wärme sprach sich Escher überall als Freund der möglichst freien Bewegung der Individuen und einer sparsamen und vorsichtigen Einmischung des Staates, als entschiedener Gegner der Aus- und Einfuhr-Verbote, der Schutzzölle und hemmender fiskalischer Maßregeln aus, und mit Talent und Eifer bekämpfte er besonders die irrige Ansicht, welche den Wohlstand der Länder bloß

nach der Handelsbilanz derselben oder vollends der Masse des in Folge dieser Handelsbilanz zu- oder abströmenden baaren Geldes würdigt. „Die Erfahrung beweist, lautete einer seiner Sätze, den er dann durch Beispiele zu begründen suchte, daß alle bisher noch so sorgfältig berechneten Handelsbilanzen der verschiedenen Staaten unrichtig sein müssen; denn da dieselben sich für die einen als fortwährend günstig, für die andern hingegen fortwährend ungünstig herausstellen, so könnte bei der steten Geldausfuhr aus den letztern schon lange keines mehr in denselben vorhanden sein, sowie hingegen in den erstern sich alles angehäuft haben müßte. Da nun aber dieser Erfolg sich nicht zeigt, sondern beinahe überall, wo man zu Fabrikation und Handelsunternehmungen dessen bedarf, auch das benöthigte Geld zu finden ist, so ergibt sich daraus, daß es neben den offen am Tage liegenden noch eine Menge bisher unbekannter Wege geben muß, auf denen dasselbe wieder zurückkehrt. In der Regel wird es immer in den Ländern am leichtesten zu finden sein, die sich durch Sparsamkeit, Thätigkeit, Erfindungsgeist, gute Bildungsanstalten auszeichnen, wo die Abgaben niedrig sind, der Verkehr im Innern und nach Außen eher erleichtert, als erschwert wird. Dafür auch zu sorgen, ist zuverläßig die beste Finanzpolitik unsers Vaterlandes."

Auch während der ersten Hälfte des Jahres 1814 wurden diese Vorlesungen von Escher, der eingetretenen politischen Zustände wegen freilich mit Unterbrechungen, fortgesetzt, bis ein neuer Ruf an eine im Juni ihm übertragene geschäftvolle Stelle ihn nöthigte, aus diesem Wirkungskreise zu scheiden, der ihm, wie er selbst sich äußerte, sonst immer werther geworden war, vorzüglich des Gewinnes wegen, den er daraus auch für seine eigene politische Bildung zog. Der Erziehungsrath ertheilte ihm die erbetene Entlassung „mit den Empfindungen des gerechtesten Dankes für seine Verdienste um die Anstalt seit der Entstehung derselben, von welcher er auch später der gegen die Linthunternehmung eingegangenen Verpflich-

tungen ungeachtet nicht zurückgetreten sei, sondern so bald er wieder einige Muße gewinnen konnte, seine Lehrvorträge und zwar mit großmüthiger Aufopferung der Emolumente erneuert habe."

---

7. Abermaliger Eintritt in die Regierung. Wirksamkeit als Staatsrath des Kantons Zürich.

Zwölf Jahre hatte nun Escher, ohne in den 1802 verlassenen politischen Wirkungskreis wieder einzutreten, den Verrichtungen seines bürgerlichen Berufes, der Wissenschaft und während acht Jahren auch seiner großen und gemeinnützigen Hauptaufgabe gelebt, als der Gang der Zeitereignisse, die veränderten Verhältnisse im Vaterland und die allgemeine Stimme seiner Mitbürger ihn zum zweitenmal in den Staatsdienst und zwar als eines der ersten Mitglieder der Regierung riefen. In frühern Zeiten waren Parteihoffnungen, Parteiplane, Parteiabneigung nicht ohne Einfluß auf seinen Eintritt in den Staatsdienst, wie auf seinen Rücktritt von demselben geblieben. Er selbst, mißtrauisch gegen alle solche Bestrebungen, das Vaterland nur über den Parteien erblickend, diesem nur seine Dienste weihend, sah sich am Ende von beiden Hauptparteien verlassen. Die Kraft allein zu stehen in der Reinheit seines Bewußtseins findend; durch keine Erfahrungen menschlichen Wankelmuths und Undanks in dem edeln Willen, seinen Mitbürgern nützlich zu sein, erschüttert, hatte er mit Freude die Gelegenheit ergriffen, die sich ihm darbot, auf dem neutralen Felde reiner Menschenliebe zur Rettung ausgedehnter Landesbezirke von dem Gewinne seiner wissenschaftlichen Studien Gebrauch zu machen. Der glänzende Erfolg, die Jahre hindurch bewährte Charakterstärke und Aufopferung hatten ihm die Herzen aller Bessern gewonnen, die bloß Befangenen seiner Gegner zur Erkenntniß und Beschämung, die Übelwollenden zum

Verstummen gebracht und dem Manne, der auf dem Kampfplatze gegen empörte Naturkräfte so schöne Siege errungen, nunmehr auch eine festere Stellung auf demjenigen gegen politische Leidenschaften gesichert.

Sein Wiedereintritt in diesen Wirkungskreis entsprach um so mehr der allgemeinen Hoffnung, als die Lage des Kantons Zürich damals eine ziemlich schwierige, die Aufgabe seiner Regierung eine ernste war. Er selbst hatte, auch entfernt von der Leitung der Staatsgeschäfte, doch nie aufgehört, den Gang derselben mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, wofür zahlreiche Belege dem Briefwechsel mit seinen Freunden, vorzüglich demjenigen mit seinem Kollegen am Linthwerke, Oberst Stehelin, enthoben werden könnten. „Welche Veränderungen — schrieb er an diesen im Februar 1813 — am politischen Horizonte! Das seit zehn Jahren so hartnäckig verfolgte Kontinental=System über den Haufen geworfen und wol für alle Zukunft unmöglich gemacht; denn wie soll Rußland nun wieder geschlossen werden? und davon, daß alle vervielfältigten Douanenlinien wenig nützen, scheint man nun selbst überzeugt zu sein. Aber blutige Thränen möchte man mit der Menschheit weinen über das schauervolle Elend, welches der Mißgriff eines einzigen über so viele Hunderttausende von Menschen gebracht hat. Doch ist wol auch dieser mehr als ein Werkzeug in der großen Maschine, in der wir alle, wenn auch unbewußt, größere oder kleinere Räder sind? Dank sei es dem Himmel, daß uns die bescheidene, aber befriedigendere Aufgabe geworden ist, Thränen zu trocknen, statt sie fließen zu machen. Die Stellung unsrer Schweiz dürfte durch diese Demüthigung des Übermächtigen eher gewonnen haben. Freilich werden für die Regimenter in seinem Dienste bereits wieder 3000 neue Rekruten verlangt; allein von zwingenden Maßregeln zu deren Stellung dürfte kaum noch wie früher die Rede sein und es liegt nun wol in des Kaisers eigenem Interesse, daß unser Vaterland sich zu keinen gegründeten Klagen veranlaßt sehe. Mögen nur diejenigen, welche

die Angelegenheiten desselben zu leiten haben, die Vortheile und die Pflichten ihrer gegenwärtigen Stellung begreifen!" Gegen Ende des Jahres indessen erschien ihm die Lage der Dinge eher in dunklerem Lichte. Von den über den Rhein zurückgedrängten Franzosen erwartete er einen nur um so energischern Widerstand; daher wünschte er ein kräftigeres Einschreiten des damaligen Bundeshauptes, raschere Einberufung der Tagsatzung, einverstandene Maßregeln; die Neutralität nicht bloß auf dem Papier ausgesprochen, sondern mit Würde und Aufopferung behauptet. „Wir sind hier — schrieb er den 5. Dezember an Rengger — nicht ohne Sorgen wegen der in Lörrach sich konzentrirenden Armee der Allirten. Die Volksstimmung ist im Ganzen gut und zur Aufopferung bereit, aber oben scheint man lau zu sein. Wie überall fehlt es im Kopf. Der Erfolge der Deutschen freute ich mich; aber seit ich sehe, daß sie keiner bessern Idee, als der Wiederherstellung des erbärmlichen römischen Reiches fähig zu sein scheinen, habe ich Bedauern mit ihnen. Überhaupt ist der Blick auf den Zustand der Menschheit eben nicht erbaulich."

Seine düstere Ahnung war begründet. Die Umtriebe einer im bedeutendesten der Kantone sogleich wieder hervortretenden alle Thatkraft seiner Regierung lähmenden Reaktionspartei schienen in Verbindung mit den Eröffnungen der außerordentlichen Abgeordneten der Allirten und dem Bewußtsein verspäteter und unzureichender Maßregeln zum Widerstande auch den Muth des Bundeshauptes niedergeschlagen zu haben. Kein Befehl zu energischer Abwehre wurde an die Führer der Truppen erlassen und die 20,000 zum Theil schlecht ausgerüsteten, längs einer ausgedehnten Gränze zerstreuten Milizen zogen sich auf die Mahnung ihres Obergenerals, freilich nicht ohne hin und wieder den lebhaftesten Unwillen zu äußern, in das Innere zurück der sechsmal stärkern Macht der verbundenen Fürsten den ruhigen Durchzug über vaterländischen Boden gestattend. Unmittelbar nachher begann es sich auch zu offenbaren, wie viel

selbstsüchtiges und unreines Streben in der Eidgenossenschaft selbst noch vorhanden und wie weit sie von dem Einverständnisse und der Eintracht entfernt sei, die allein es ihr möglich gemacht hätten, in jener gewaltigen Krise ihre Selbstständigkeit mit Würde zu behaupten.

Escher selbst schildert in einem Briefe an Vaucher vom 17. Februar 1814 die dießfälligen Zustände in folgender Weise: „Ungemeine Mühe macht mir gegenwärtig die bedauernswerthe Lage des Vaterlandes. Obwol die Mediationsverfassung noch manches vermissen ließ, paßte sie dennoch für die Lage und Bedürfnisse der Eidgenossenschaft besser als keine der frühern. Bei uns in Zürich namentlich war der Parteigeist so zu sagen verschwunden und jedermann befand sich wohl in den neuen Verhältnissen. Jetzt ist dieses Alles anders geworden; das Band, das uns vereinte, zerrissen. Bern, Solothurn und Freiburg wollen wieder aristokratische Verfassungen, das erstere seine frühern Kantonsgränzen, ja soviel möglich völlige Herstellung des Alten. Die kleinen Kantone verlangen ungehemmte Selbstregierung ohne Lasten oder Verbindlichkeit zum Beßten des Ganzen; vorzüglich begehren sie die Freiheit Militär-Kapitulationen nach Gutdünken zu schließen, d. h. überall mit denjenigen, welche am beßten zahlen. Zürich hat bisdahin mit vielem Freisinn die neuen Kantone und seine liberale Verfassung aufrecht gehalten; allein gegenwärtig erhebt sich auch bei uns eine Partei, welche diese zu ändern strebt, und wenn es uns auch gelingt, dieselbe daniederzuhalten, so werden wir bald in der Reihe der alten Kantone isolirt stehen. Graubündten will wieder ein besonderer Freistaat sein. So denkt jeder nur an sich selbst und vergißt, daß es für die Schweiz kein Heil mehr gibt als in einem allen dieselben Verpflichtungen auflegenden Bundesverband. Allerdings wird dieser Geist der Auflösung und der Zweitracht noch genährt durch die abweichenden Ansichten, die unter den Mächten selbst über die künftige Stellung der Schweiz zu walten scheinen, und so haben wir denn große Ursache

zur Besorgniß und zum Flehen um den Beistand der Vorsehung. Allein, sind wir besser als andre, die Sachsen z. B., gegen die man sich ein so heilloses Verfahren erlaubt? Oder was haben wir gethan, um eine besondere Gunst des Himmels zu verdienen? Hier, mein Freund, liegt der Grund meiner Besorgnisse, denen ich mich indeß nicht bis zur Muthlosigkeit hingebe; denn obwol die Zentralregierung, welche mich an die Spitze des Linthwerkes stellte, aufgelöst ist, und ich keinen Auftrag von einer neuen Behörde erhielt, will ich dennoch wenigstens hier meine Verrichtungen fortsetzen, so lange mir die Kraft dazu bleibt."

Doch auch in politischer Beziehung suchte er noch vor seinem Wiedereintritte in die Regierung dem Vaterlande nützlich zu sein. Er setzte sich in Verbindung mit dem preußischen Staatsminister von Humboldt und ließ, wie es scheint, durch diesen ermuntert, bald nach dem Durchmarsche der Allirten über eidgenössischen Boden, zwar ohne seinen Namen beizufügen, eine Flugschrift „über die Verhältnisse der Schweiz und über die Interessen der verbündeten Mächte in Hinsicht auf dieselbe" erscheinen. Nach einem Rückblicke auf die frühere Geschichte der Schweiz, ihre Revolution, die Vermittlung Napoleons schildert er, ohne seinen Schmerz über die Verletzung der Neutralität zu verhehlen, den Zustand der Auflösung, worin sich das Land durch die übereilte Beseitigung der Mediationsakte befinde. Er bemüht sich zu zeigen, wie unmöglich es sei, die vorrevolutionären Zustände herzustellen, daß seit dem Verlurste der frühern Staatsschätze, seit der nothwendigen Einführung der Erhebung von Abgaben zur Bestreitung der stets wachsenden Staatsbedürfnisse nur noch für solche Kantonalverfassungen Bestand und Dauer zu hoffen sei, mit denen auch der achtungswürdige Theil des Volkes selbst sich befriedigt erkläre, daß über der Kantonal-Souverainetät aber noch eine dieselbe beschränkende Bundesverfassung und eine mit der nöthigen Autorität ausgerüstete Bundesregierung bestehen müsse, ohne welche die Eidgenossenschaft durchaus nicht zum innern Frieden

und derjenigen selbstständigen, ehrenvollen und auch ihren Nachbarn die nöthigen Garantien gewährenden Politik gelangen könne, welche, dem seit längerer Zeit Europa hauptsächlich beunruhigenden Frankreich gegenüber, am meisten im Interesse der verbundenen Mächte selbst liegen müsse. „Dadurch allein — sagt er — wird es möglich sein, die wahre Stellung der Schweiz im europäischen Staatensystem unverrückt zu erhalten. Dieses Verhältniß darf aber einzig darin bestehen, daß dieselbe das ihrer örtlichen Lage und dem europäischen Staatensysteme gleich angemessene Neutralitätssystem kraftvoll und unausgesetzt handhabe, im Übrigen dann aber, so weit es diesem System unbeschadet geschehen kann, ihre militärischen Kräfte lieber dem großen deutschen Staatenbund, auf dessen Erhaltung das Gleichgewicht der europäischen Mächte vorzüglich beruht, anschließe, in der Annäherung an ihn ihre politische Stellung erkenne, als hingegen, wie es nun seit beinahe dreihundert Jahren unausgesetzt der Fall war, im Dienste einer das europäische Gleichgewicht vorzugsweise gefährdenden Macht das Blut ihrer kraftvollen Krieger verschwende."

Die nämliche Besorgniß vor Frankreichs Einfluß und die Überzeugung von dem Bedürfnisse der Eidgenossenschaft, auch unter der Regierung der Bourbone, diesem unruhigen Nachbar gegenüber eine möglichst selbstständige und gesicherte Stellung zu erhalten, veranlaßte ihn zur Abfassung einer zweiten Denkschrift „über die Militärgränze der Schweiz, vorzüglich gegen Frankreich", die er dem östreichischen und russischen Gesandten überreichte, von denen sie wohlwollend aufgenommen ward *). Über einen weitern Erfolg derselben blieb er indessen ohne nähere Kenntniß. Auch die Verhältnisse sowol

*) Wie genau bis auf die geringsten Einzelnheiten ihm diese Militärgränze bekannt war, geht auch aus einer Abhandlung „über die topographisch-militärische Beschaffenheit der französischen Schweizergränze der Kantone Waadt und Neuenburg" hervor, die er im Februar 1821 der mathematisch-militärischen Gesellschaft in Zürich vorgelegt hat. Im Februar 1822 folgte eine ähnliche „über die Gebirge des Rhätikon als Landesgränze der Schweiz betrachtet."

des zwischen der Eidgenossenschaft und Frankreich streitigen Dappenthals, sowie desjenigen Bezirks von Savoien, welcher in die schweizerische Neutralität eingeschlossen werden sollte, beschäftigten lebhaft seine Aufmerksamkeit und hatten die Abschaffung zweier, theils an den Grafen Capo d'Istria, theils an die Tagsatzung gerichteter Denkschriften zur Folge.

Unterdessen war auch in Zürich die Kantonalverfassung und, in Übereinstimmung mit den Vorgängen in den übrigen ehemals aristokratischen Kantonen, das Repräsentationsverhältniß, welches die Mediationsakte in verständiger und billiger Weise festgesetzt hatte, zu Gunsten der Hauptstadt verändert worden. Mit andern Freunden des Vaterlandes hatte Escher diese Maßregel, deren unselige Folgen im Jahr 1830 klar an den Tag traten, umsonst bekämpft und mißbilligt. Um so nöthiger war es nun, daß bei dieser bedeutenden Vermehrung der Zahl der Städter im großen Rathe wenigstens auf solche Personen die Wahl fiel, die auch auf der Landschaft Vertrauen und Achtung genossen, und in dieser Beziehung konnte es ein erfreuliches Ereigniß genannt werden, daß Escher den 22. Juli mit bedeutendem Stimmenmehr in den großen und Tags darauf von diesem unter den ersten Mitgliedern auch sogleich in den kleinen Rath gewählt ward. „Die erstere Beförderung — schreibt er in seinem Rückblick auf das Jahr 1814 — war mir erwünscht, weil sie mir Gelegenheit gab, über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates hinfort auch wieder an offizieller Stelle ein Wort mitsprechen zu können; die zweite hingegen, obwol noch ehrenvoller und die Aussicht auf größern Einfluß eröffnend, erschreckte mich, weil sie mich nöthigte, von meiner bisher so befriedigenden und unabhängigen Lebensweise zu scheiden. Ich fühlte indessen, daß ich keinen genügenden Grund habe, dem Rufe mich zu entziehen und nahm mir vor, auch jetzt durchaus ohne Menschenfurcht nur meiner Überzeugung zu folgen und mich ganz den neuen Pflichten und dem Vaterlande hinzugeben."

Schon drei Monate nach dieser Ernennung bot sich ihm die Gelegenheit dar, auch zum Beßten der gesammten Eidgenossenschaft in schwieriger Stellung diese Vorsätze zu bethätigen, indem er durch die Tagsatzung nebst dem Landammann Zellweger von Appenzell beauftragt wurde, als eidgenössischer Kommissär die Ordnung im Kanton St. Gallen herzustellen, der durch reaktionäre Umtriebe von verschiedenen Seiten einem Zustande förmlicher Auflösung nahe gebracht worden war.

Es hatte nämlich die kurze Lebensdauer dieses in Folge der helvetischen Revolution aus sehr ungleichartigen Bestandtheilen neu geschaffenen Kantons nicht hingereicht, die verschiedenen örtlichen und konfessionellen Interessen auszugleichen und in das Ganze Harmonie uud Haltung zu bringen. Die Rheinthaler, die Bewohner von Sargans, Gaster und Utznach blickten mit Neid auf die Freiheiten, die Landsgemeinden, die wohlfeile Regierungsweise ihrer demokratischen Nachbarn in Appenzell, Schwyz, Glarus und Graubündten hin. In einem Theile des Tockenburg, in der sogenannten alten Landschaft, dem ehemaligen Stiftsgebiet, fanden sich noch Anhänger des alten Klosterregiments, war fortwährend geistlicher Einfluß für dessen Wiederherstellung thätig. Bei jeder Krise, zur Revolutionszeit, wie bei Einführung der Mediation, erwachten diese Bestrebungen wieder, welche die Regierung danieder zu halten nicht immer die nöthige Kraft besaß. Es ist begreiflich, daß dieselben, als schon im Frühjahr 1814 die Revision der Kantonsverfassung zur Sprache kam, mit neuem Eifer in's Leben traten. Bereits am 30. März hatte der Abt Pancraz aus dem Kloster Muri eine Zuschrift an die Regierung von Zürich erlassen, durch welche er, unter dem Vorgeben, „daß der größere Theil des Stift St. Gallischen Volkes die ehemalige Regierung zurückwünsche und die allirten Mächte, um dem Stifte seine Rechte wieder zustellen zu lassen, nur den Wunsch der löbl. Stände erwarten" von dieser einleitende Maßregeln verlangte, um wieder zum Besitz dieser Rechte, auf welche er nie Verzicht

geleistet habe, zu gelangen. Es ward unterm 2. April kurz und ablehnend beantwortet. Den 14. Juni wendete er sich mit ähnlichem Begehren und der Erklärung, daß er den Beistand der Kaiserhöfe und der ehemaligen Schirmorte in Anspruch genommen habe, ebenso fruchtlos an die St. Gallische Kantonsregierung und den 10. September an die Tagsatzung selbst, die aber auch ihrerseits sein Schreiben einfach zu den Akten legte. Nichts desto weniger durchzog unter Begünstigung ein Agent desselben das Land und suchte sich durch Vorweisung von Unterschriften und Sigeln bedeutender Staatsmänner beim Volke Glauben zu verschaffen.

Mitlerweile hatte der in Folge der Mediation noch bestehende große Rath die Verfassung des Kantons revidirt und in dieser Gestalt einmüthig angenommen. Es sollten deßhalb gegen Ende des Brachmonats die Wahlen für die neue oberste Landesbehörde statt finden. In einem Theile des Kantons geschah auch dieses ordnungsgemäß; in vierzehn Kreisen aber offenbarte sich alsobald entschiedene Widersetzlichkeit. Nicht bloß im ehemals äbtischen Gebiete, auch in den Bezirken Sargans, Gaster und Utznach wurden Trennungsgedanken laut, denen von Schwyz und Glarus aus statt Mißbilligung eher Vorschub geleistet ward. Umsonst hatten den 30. Juni die in Zürich befindlichen Gesandten der Allirten schriftlich erklärt, von Wiedereinsetzung des Abtes und seines Stiftes in den Besitz der frühern Rechte könne keine Rede sein, ebenso wenig von Abtrennung der Bezirke Sargans und Utznach. Sie erwarten, daß die Eidgenossenschaft die Regierung von St. Gallen unterstützen werde und sichern nöthigenfalls auch ihren Beistand zu. Die damalige Lage der Eidgenossenschaft, die Thätigkeit bedeutender Männer in Bern, Freiburg, Solothurn und den kleinen Kantonen für möglichste Herstellung der vorrevolutionären Zustände, der Einfluß dieser Umtriebe auf die Tagsatzung selbst nöthigten diese zu einer Behutsamkeit, welche den Planen der reaktionären Partei förderlich war. So hatte die Regierung von Schwyz schon den 26. Juli gegen

diejenige von St. Gallen die Erwartung ausgesprochen, man werde es den Bewohnern der ehemaligen Herrschaften Gaster und Utznach anheimstellen, über ihre künftigen Verhältnisse und den Anschluß allenfalls auch an einen andern Kanton sich selbst zu entscheiden, und ausdrücklich verlangt, daß bisdahin dieselben nicht gehalten seien, die Wahlen nach Maßgabe der neuen Verfassung vorzunehmen, auch als Rathsbeistand der Utznacher den Seckelmeister Zay nach dem Schlosse Grynau gesendet. In Sargans hatte der Gemeindammann Gallati aus eigener Vollmacht eine Landsgemeinde zusammenberufen, derselben die Gesinnungen sowol der Tagsatzung als der Gesandten der allirten Mächte im ungetreuesten Lichte dargestellt, Ausschüsse zur Unterhandlung mit Graubündten oder Glarus für allfälligen Anschluß an einen dieser Kantone wählen lassen.

Da bei überhandnehmender Bewegung alle Abmahnungen der Regierung fruchtlos blieben, ja unter den zur Herstellung der Ordnung einberufenen Kantonal=Truppen in der Hauptstadt selbst ebenfalls Unruhen ausbrachen, so beschloß der Regierungsrath sich nach dem thurgauischen Gränzorte Hueb zurückzuziehen, nachdem er vorher bei der Tagsatzung mit dem Ansuchen um eidgenössischen Beistand eingekommen war. Die Tagsatzung, die Nothwendigkeit schleuniger Maßregeln erkennend, veranstaltete sogleich auch ihrerseits ein Truppenaufgebot und ertheilte den zwei bereits genannten Männern den Auftrag, ungesäumt als eidgenössische Bevollmächtigte nach dem Kanton St. Gallen abzugeh'n *).

Escher war mit seinem Freunde, Hofrath Horner, eben auf einer Fußwanderung über das Almansgebirge an die Linth begriffen,

*) Die vollständige Sammlung der zur Geschichte dieser Sendung dienenden Akten ist in zwei Foliobänden unter dem Titel: „Sarganser=Unruhen" aus Eschers Nachlaß an die Zürcher'sche Stadtbibliothek (G. Mscr. 60. 61.) übergegangen. Neben dieser benutzte der Verfasser für seine Darstellung noch Eschers Briefe an seinen Bruder, dem er wöchentlich mehrmals über seine Verrichtungen vertrauliche Mittheilung machte, wie auch die anderweitige Korrespondenz desselben.

als er in der Nacht vom 24. September den dießfälligen Ruf der Tagsatzung erhielt. Früh am Morgen des 26. traf er in St. Gallen ein, fand mit Ausnahme Mesmers die sämmtlichen Regierungsräthe geflüchtet und vernahm den Ausbruch tobender Anarchie in verschiedenen Bezirken des Kantons. Einen Aufruf an das Volk hatte er bereits entworfen, mit seinem von der helvetischen Zeit her ihm bekannten Kollegen Zellweger auch sich bald dahin verständigt, daß vor allem aus die gesetzliche Ordnung herzustellen, die Verfassung einzuführen, die Regierung zurückzuberufen und zu unterstützen, dann aber je nach Befund und Beschaffenheit der Umstände auch dieser allfällige Wünsche zu eröffnen und Rathschläge zu ertheilen seien. Zunächst sollte nun längs der östreichischen Gränze, wo man Aufmerksamkeit und Truppenbewegungen bemerkte, Ruhe geschafft werden. Beide Repräsentanten begaben sich nach Rheineck, wohin die sämmtlichen Gemeindeammänner des Rheinthals waren einberufen worden. „Bei diesen erkundigten wir uns — schreibt Escher — nach dem Hergang in ihren Gemeinden, kontrolirten einen Bericht durch den andern und hatten bald herausgebracht, daß weniger spezielle und begründete Beschwerden über die Regierung, als unklare Begriffe von demokratischer Freiheit, das Verlangen nach einer Landsgemeindeverfassung, in Hoffnung, dann keine Abgaben zahlen zu müssen, der Bewegung zum Grunde liegen.“ Da es sich ferner bald herausstellte, wer die eigentlichen Tongeber gewesen seien, so wurden auch diese vorbeschieden. Nach Eschers Bericht bewirkten hauptsächlich die Personenkenntniß und Gewandtheit seines Kollegen, der die einen dieser Leute durch vernünftige Vorstellungen zu gewinnen, andre durch die ihnen eröffnete Aussicht, daß ihr Treiben bei der ernsten Haltung der Tagsatzung sie aus wohlhabenden Männern zu Bettlern machen könnte, zu schrecken verstand, daß die meisten derselben ihre Reue erklärten, die gehinderten Wahlen schon den 2. Oktober durch's ganze Rheinthal vorgenommen werden konnten und in gesetzlicher Ordnung verliefen.

Ernster war die Lage der Dinge in dem ehemals äbtischen Gebiet. Hier hatte ein noch auf Mahnung der Regierung von St. Gallen eingetroffenes Bataillon Thurgauer eine so schlechte Aufnahme gefunden, daß die Repräsentanten selbst nach Goßau und besonders dem Städtchen Wyl zu eilen sich veranlaßt fanden, wo es ihnen dann freilich durch Drohungen weit stärkerer Truppenaufgebote nach drei langen Konferenzen mit dem dortigen Stadtrath und ernster Unterredung mit einem vornehmen Gutsbesitzer, der an der Spitze der Partei des Abtes stand, gelang, zwar nicht völlige Ruhe herzustellen, aber doch das Vornehmen der Wahlen zu bewirken.

Noch blieben aber die Bezirke Sargans und Utznach übrig, deren Beruhigung um so schwieriger war, je günstigere Aussichten auf einen Gebietszuwachs durch Anschließen derselben sich ihren Nachbarkantonen Schwyz und Glarus zu eröffnen schienen, daher auch die Bestrebungen der Unzufriedenen in diesen Bezirken, wenn nicht offiziell doch im Stillen von diesen Kantonen, besonders von Schwyz aus, unterstützt wurden. In der That schienen auch für einen allfälligen Anschluß, wenigstens von Utznach, Gründe des historischen Rechtes zu sprechen, indem diese Herrschaft nebst dem ehemaligen Gaster vor der Revolution unter dem Schutze von Schwyz und Glarus, durch deren Landvögte sie regiert ward, ihre eigenthümliche Verfassung mit jährlichen Landsgemeinden besaß. Auch in örtlicher Beziehung schien der Anschluß an diese zwei Nachbarkantone, insofern derselbe unter bewilligter Rechtsgleichheit für die Herrschaft statt finden könnte, natürlicher als an das entfernte St. Gallen. Allein theils der bereits zwölfjährige Besitzstand dieses letztern, theils die gegründete Besorgniß, durch jede Veränderung der bestehenden Kantonseintheilung eine Menge ähnlicher Wünsche und Bestrebungen zu wecken und zu begünstigen, bestimmten die liberalen Mitglieder der Tagsatzung mit möglichster Kraft sich für Aufrechthaltung der Integrität des Kantons St. Gallen zu verwenden, während freilich in der Behörde sich bedeu-

tende Stimmen auch für die Ansprüche namentlich von Schwyz auf Utznach erhoben.

Den 8. Oktober trafen die beiden Repräsentanten noch ohne ferneres Truppenbegleit als dasjenige etlicher Kavalleristen in Sargans ein. Hier fand sich eigentlich der Hauptheerd des Aufstandes, so wie in der Person des dortigen Statthalters Gallati derjenige Führer, der mit der meisten Kühnheit und Beharrlichkeit denselben zu leiten versuchte. Einer von den Repräsentanten selbst herrührenden Darstellung zufolge, scheint Privathaß gegen die Regierung von St. Gallen, der in einem verlorenen Prozeß seinen Grund hatte, diesen Mann zuerst auf den Gedanken gebracht zu haben, den Bezirk Sargans von St. Gallen zu trennen, um ihn mit Graubündten, nachdem aber von dortiger Regierung seine Anträge zurückgewiesen worden waren, mit Glarus zu verbinden. Im Namen eines sogenannten Landesausschusses, den er eigenmächtig aus seinen Anhängern zu bilden gewußt hatte, wendete er sich mit einer Bittschrift an die Glarner-Landsgemeinde, vor welcher denn auch das Begehren durch mehrere einflußreiche Männer, vorzüglich aus der katholischen Bevölkerung des Kantons, Unterstützung fand. Die Regierung ihrerseits erklärte in Anwesenheit des Grafen Capo d'Istria, welcher der Landsgemeinde als fremder Besuchender beiwohnte, daß sie diese Angelegenheit in sorgfältige Berathung nehmen werde. Dadurch wuchs nun der Muth Gallati's und seiner Anhänger. Er leistete einer Vorladung, die von der Regierung St. Gallens an ihn ergangen war, keine Folge und ließ sich von da an in seinem Hause durch eine Schaar von Bewaffneten bewachen. Die Bewegung nahm überhand im Bezirke. Den Regierungsbeamten gebrach Unterstützung; einige gehörten im Stillen selbst zu Gallati's Anhang; Steuern und Abgaben wurden zurückbehalten, von Gallati darauf Beschlag gelegt und eine förmliche Landsgemeinde nach Sargans ausgeschrieben, welche indessen nur von einem Theile der Bevölkerung des Bezirkes besucht ward. Diese beschloß, die Wahlen für den neuen großen

Rath des Kantons, die den 2. Oktober hätten statt finden sollen, nicht vorzunehmen, und auch das Verlesen der Proklamation der eidgenössischen Abgeordneten ward durch Lärm in der Kirche verhindert.

Unmittelbar indessen nach dem Eintreffen der Abgeordneten in Sargans, noch am Abend des 8. Oktobers, meldete sich Gallati bei denselben mit dem Vorgeben, daß er zu den von ihm unternommenen Schritten durch das Volk gedrängt worden sei, suchte das Verlangen desselben zu rechtfertigen und sein eigenes Benehmen zu beschönigen. Nicht in gesetzlicher Weise und mit Anstand geäußerte Volkswünsche für Verfassungsänderung oder allenfalls auch eine andre Kantonaleintheilung, welche als eidgenössische Angelegenheit von der Tagsatzung zu bestimmen sei — ward ihm erwidert — seien strafbar; wol aber die Art, wie durch ihn und seinen Anhang die Sache betrieben worden, die entschiedene Auflehnung gegen seine rechtmäßige Regierung, die eigenmächtige Einberufung einer Landsgemeinde. Es wurde deßhalb eine schriftliche Erklärung von ihm verlangt, daß er von nun an solcher Schritte sich enthalten wollte und da er unter dem Vorwande, er sei dem Volke, das ihn an seine Spitze gerufen, Rechenschaft schuldig, die Erklärung auszustellen verweigerte, erhielt er Zimmerarrest, mit der Anzeige, daß, wenn in nächster Frist nicht eine solche erfolge, man ihn nach St. Gallen zur Verantwortung abliefern müsse.

Unterdessen gelang es seinem Bruder, ihn zur Unterzeichnung der Erklärung zu bewegen, und da er geäußert hatte, er könne durch Aktenstücke beweisen, daß er vom Volke zu den Schritten, die er sich erlaubt habe, genöthigt worden sei, die Repräsentanten aber ihm erklärten, diese Aktenstücke könnten in der That einen mildernden Einfluß auf seine eigene Beurtheilung üben, so lieferte er einige Schriften aus, die mit dem Pettschaft des Sekretärs der Gesandtschaft und seinem eigenen versiegelt wurden. Hierauf ward er freigelassen.

Allein das Ganze war nur ein heuchlerisches Spiel gewesen, um

Zeit zu gewinnen und die Verantwortlichkeit so viel möglich von seiner eigenen Person weg und auf das Volk überzuleiten; denn kaum bei Hause angelangt, ließ er durch seine Freunde verbreiten: Es wären ihm wichtige Papiere unter Drohungen abgefordert worden. Es sei im Interesse des Volkes nöthig, dieselben zurückzuerhalten. Ein zahlreiches Erscheinen vor der Wohnung der Repräsentanten werde dem an dieselben zu stellenden Verlangen Nachdruck geben und überhaupt ihnen beweisen, daß man wisse, was man wolle und die Kraft habe, dieses auch durchzusetzen.

Die Folge war ein allgemeiner Auflauf zum Theil von Bewaffneten. Alles drängte sich unter wildem Lärm dem Wirthshause zu. Die Menge ergoß sich selbst in das Zimmer der Repräsentanten, stieg auf Stühle, Tische, den Ofen unter Toben, Stampfen und dem steten Rufe: Wir wollen die Schriften zurück! Mit Festigkeit erklärten sowol Zellweger als Escher, daß sie dieselben nicht ausliefern werden, machten die Wühler auf die Verantwortlichkeit aufmerksam, der sie durch ihr Treiben sich aussetzen und wurden dabei durch Gallati's Bruder und den Doktor Eberli von Wallenstadt unterstützt, als von einem neuen Volkshaufen begleitet, auch Gallati selbst herbeikam, mit der Erklärung, daß er diesem Rufe seiner Landsleute habe folgen müssen und dem Anerbieten einer Vermittlung. Statt auf eine solche einzugehn, verlangten die Repräsentanten, daß er vor allem Volke offen selbst erkläre, ob ihm die fraglichen Schriften wirklich abgetrotzt worden seien? Er wich es aus, auf diese Frage zu antworten, sondern sagte, daß man wenigstens die Unterzeichnung einer Erklärung, unter Androhung ihn nach St. Gallen abführen zu lassen, von ihm verlangt habe, die er auch sofort verlas. Alsobald entstand neuer noch heftiger Lärm; es wurden Stimmen laut, daß man die Repräsentanten arretiren müsse, auch Zellweger in der That von einem der ergrimmtesten Wühler beim Halse angefaßt. Jetzt aber rief Gallati: „Um Gotteswillen, vergreift Euch an den Herren nicht, schlagt auf mich, wenn ihr schlagen

wollt.“ Er öffnete auch Raum für dieselben und bat sie noch an der Treppe, seiner in Gutem zu gedenken. Er erhielt die Antwort, es sei zu spät, er habe seine Sache selbst verdorben. Noch beim Besteigen des Wagens warf sich einer der Verwegensten auf Eschern, dem er das Paquet mit den Schriften aus der Tasche riß. Dieser aber, eben so kräftig, rang mit ihm und brachte dasselbe wieder an sich. Beide Repräsentanten verließen nun mit ihrem Sekretär Sargans in Eile.

In Zürich angelangt, erstatteten sie der Tagsatzung mündlichen Bericht über den Erfolg ihrer Sendung. Einmüthig beschloß diese militärische Besetzung des Sarganserlandes und ertheilte den Repräsentanten den Auftrag, auf's neue nach jenen Gegenden abzugehn und von allen an ihre Verfügung gestellten Mitteln Gebrauch zu machen, um die gesetzliche Ordnung in allen Theilen des Kantons herzustellen und die Verfassung in allen Kreisen einzuführen. Hiebei sollen sie im Einverständniß mit der Regierung St. Gallens handeln. Diesem Beschlusse hatte auch die Gesandtschaft von Glarus beigestimmt, nicht aber diejenige von Schwyz, welches damals bei der Tagsatzung nicht repräsentirt war.

Da Escher, durch das Linthwerk um den Bezirk Utznach sich besondere Verdienste erworben hatte, so durfte er hoffen durch vernünftige Vorstellungen wenigstens bei dem einsichtsvollern Theil der Bewohner dieser Gegenden vorzugsweise Gehör zu finden. Er reiste daher seinem Kollegen voraus und traf lediglich in der Eigenschaft des Präsidenten der Linthaufsicht im Schlosse Grynau ein, wo er um den Repräsentanten des Standes Schwyz einige der Häupter der unzufriedenen Partei vereinigt wußte. Das Gespräch bei Tische lenkte sich den allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes zu. Zay behauptete, daß in der neuen Zeit die Verdienste der ursprünglichen Begründer der schweizerischen Freiheit auf ungerechte Weise gänzlich außer Augen gesetzt seien. Die Ansprüche, welche die drei Länder und auch die Nachkommen jener alten Geschlechter, die in den

Kämpfen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts an der Spitze der eidgenössischen Heere geglänzt hätten, auf Anerkennung und eine einflußreiche Stellung im Vaterlande machen, seien wolbegründet; durch ihre gerechte Berücksichtigung werde in denselben am sichersten die Liebe zur Eidgenossenschaft und die Thatkraft für dieselbe erhalten, so wie auch im neuen Anschließen an das historische Recht, den auflösenden Tendenzen gegenüber, welche die Revolution gebracht habe, das einzige wahre Rettungsmittel zu finden sei. Mit gutem Gewissen konnte Escher sich darauf berufen, daß er die Verdienste der Begründer der schweizerischen Freiheit nie verkannt habe, daß er im dankbaren Andenken an dieselben in der Versammlung der helvetischen Gesetzgeber, wo es ihm schien, daß ihnen Unrecht geschehe, für dieselben sich erklärt und, die feindseligsten Erwiderungen verachtend, gekämpft habe, daß ihn auch seine Abneigung zu einem Unionssysteme Hand zu bieten, durch welches alle Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit der einzelnen Bundesglieder einem nur auf mathematische Abstraktionen begründeten Ganzen hätte geopfert werden sollen, veranlaßt habe, aus der helvetischen Regierung zurückzutreten; aber eben darum durfte er dann auch desto eher, mit Anstand zwar, aber zugleich mit Kraft, und zwar absichtlich vor den Ohren der anwesenden Utznacher, der Stimme der Wahrheit und einer ruhigen Prüfung der Verhältnisse der Wirklichkeit das Wort leihen. Gerade seine achtjährige Wirksamkeit an der Linth hatte ihm tiefe Blicke in die Zustände jener demokratischen kleinen Republiken im Innern der Eidgenossenschaft und namentlich des Kantons Schwyz eröffnet. Bei aller Anerkennung der guten Eigenschaften, die bei einem Theile dieser Bevölkerung, und vielleicht gerade in den abgelegensten Gebirgsthälern noch am meisten, aus früherer Zeit sich erhalten hatten, konnten ihm auf der andern Seite auch die Gebrechen, welche theils mit diesen Verfassungen, dieser Regierungs- und Lebensweise naturgemäß verbunden, theils erst in Folge der Zeitentwicklung entstanden, oder an's Licht getreten waren,

unmöglich entgehen: So die beschränkte Ansicht der Weltverhältnisse; Gerechtigkeitspflege und Erziehungswesen mit den unabweislichen Zeitbedürfnissen in keiner Weise Schritt haltend; bei vielen und namentlich einflußreichen Bürgern aus Vorurtheil, Selbstsucht oder Trägheit hervorgehende Abneigung gegen jede Neuerung im Staats-, Gewerbs- oder Berufsleben, die Anstrengung fordert; hin und wieder, selbst in angesehenen Familien, die Spuren sittlicher Ausartung; für Ausgaben zum Beßten der Eidgenossenschaft, war auch ihr Bedürfniß noch so sehr nachgewiesen, wenig Geneigtheit. Escher erlaubte sich hierüber freimüthige und mit Thatsachen, namentlich auch seinen Lintherfahrungen, begründete Äußerungen gegen den schwyzerischen Abgeordneten und schloß mit der ernsten Bemerkung, daß „je glänzender die Verdienste der Väter gewesen seien, desto mehr mit Recht auch von den Söhnen erwartet werde und daß ausartenden Enkeln die Tugenden ihrer Vorfahren eher zum Schimpf, als zur Ehre gereichen." — „Natürlich, fügt er bei, wurde keiner von uns durch den andern belehrt, und da ich mich fortwährend weigerte, vor Ankunft meines Kollegen in offizieller Stellung aufzutreten und Herrn Zay erklärte, bis wir mit Sargans im Reinen seien, werden wir in Utznach nichts vornehmen, so entschloß er sich zur einstweiligen Abreise."

Unterdessen waren am 15. Oktober die aufgebotenen eidgenössischen Truppen theils am Schollberg, theils in der Umgegend von Schännis eingetroffen. Das Gerücht, daß sie durch einen Theil des Glarnerlandes marschiren sollten, um in Mühlehorn eingeschifft zu werden, hatte in Näfels, woher die Agitation für die Einverleibung von Sargans hauptsächlich ausgegangen war, Wuth und den Entschluß geweckt, sich diesem Durchmarsche zu widersetzen; allein noch vor dem Aufbruche der Mannschaft war von Zürich aus der Befehl eingetroffen, dieselbe in Wesen einzuschiffen. Sonntags den 16. fuhren die Truppen nach Eschers Berichte singend von dort ab. „Mein Kollege aber und ich — schreibt derselbe — besuchten noch den

Mollifer-Kanal. Hier begegnete uns eine zahlreiche Schaar erhitzter Näfelser, die sich indessen begnügten, unserm Überreuter zu sagen: Der Präsident Escher sei der größte Schelm auf Gottes Erdboden. Mit dem aufrichtigen Gebet: „Vater verzeih ihnen", setzte ich den herrlichen Weg längs des Kerenzerberges fort. In Mühlehorn schifften auch wir uns ein und ein schöner von Zürich her wehender Zephyr blies uns in fünf Viertelstunden nach Wallenstadt, wo wir, mit den Truppen wieder vereinigt, gut und ehrfurchtsvoll empfangen wurden."

Ohne Widerstand wurden nun auch Sargans und die übrigen Gemeinden der Herrschaft besetzt, die Anstalten zur Einführung der St. Gallischen Verfassung getroffen und die dießfälligen Wahlversammlungen eingeleitet, was indessen Gallati keineswegs entmuthigte, aus Näfels, wo er Zuflucht gefunden hatte, fortwährend seine Landsleute in Athem zu halten und auf baldigen und energischen Beistand der demokratischen Kantone zu vertrösten. „Einen Beweis davon — meldet Escher unter'm 20. Oktober seinem Bruder — hatten wir heute, indem eine Gesandtschaft von Glarus mit der Standesfarbe, an ihrer Spitze Herr Landammann Burger (von Näfels) bei uns eintraf mit dem Verlangen, daß wir die Truppen zurückziehen, oder wenigstens vermindern, keine Arrestationen vornehmen und die St. Gallische Verfassung nur in solcher Weise einführen, daß dadurch das spätere Anschließen dieser Gegenden auch an einen andern Kanton nicht unmöglich gemacht werde. Wir antworteten ihnen, daß wir Repräsentanten derjenigen Tagsatzung seien, bei der auch eine Gesandtschaft des Standes Glarus sich befinde. Dieser Tagsatzung nur, von der unsre Instruktionen herrühren, seien wir verantwortlich und können daher mit keiner andern Behörde in offizielle Unterhandlung uns einlassen. Übrigens werde es uns angenehm sein, wenn sie mit uns das Mittagsmahl einnehmen wollen. Hier schilderten wir denn nachdrucksamst das Benehmen Gallatis und machten aufmerksam auf die jämmerliche Rolle, zu welcher diejenigen gedrängt

werden, die einen solchen Menschen unterstützen, zugleich auch auf die Gefahren, denen die ganze Schweiz durch Unterhaltung dieser Unruhen ausgesetzt sei; der Tagsatzung aber bemerkten wir, daß so lange Gallati in voller Freiheit seine Umtriebe fortsetzen könne, an eine gänzliche Beruhigung des Landes kaum zu denken sei. Wir erhielten zwar alle Vollmacht ihn arretiren zu lassen; aber Truppen zu diesem Ende nach dem Kanton Glarus zu schicken, erachteten wir für unklug." Wie sicher er auch dort sich selbst glaubte, geht aus einem später aufgefangenen Briefe desselben hervor, aus welchem Escher seinem Bruder folgende Stelle mittheilt: „Ich fürchte mich nicht vor den Nachstellungen der Herren Repräsentanten Geßler und Wolfenschießen. Obschon dieselben meine Auslieferung verlangen, wird es ihnen nicht gelingen. Auch die Landsgemeinde von Schwyz beschloß zu verlangen, daß die Truppen sogleich aus dem Bezirk Sargans zurückgezogen und alle weitere Prozeduren eingestellt werden. Dieses wird den Sachen im Sarganserland bald eine andre Wendung geben. Herr Geßler und Wolfenschießen werden abziehen müssen ohne ihren Zweck zu erreichen und so hoffe denn auch ich nächstens wieder triumphirend bei euch einzuziehn." — „Du darfst ruhig sein — fügt Escher bei: Wir gehören nicht in die Klasse der Geßler und Wolfenschieße; wenigstens hoffe ich nie einem Baumgarten den Anlaß zu geben, mich im Bade zu erschlagen."

In der That sagt schon ein Brief Usteris vom 23. Oktober an Escher: „Gestern wurde uns förmlich eine Schwyzer-Deputation angekündigt, um wegen der Konstituirung von Utznach zu unterhandeln. Darüber war großer Jubel bei einem Theile der Tagsatzung. Ich fürchte die Gesandtschaft werde auf mehrere unsrer Mitglieder nur zu vielen Einfluß erhalten. Leider verreist Monod für einige Wochen, der doch immer noch am klarsten und nachdrücklichsten gesprochen hat; doch hoffen wir einigen Ersatz durch Stehelin zu erhalten, der Dich grüßt und den unzweifelhaft morgen von seinem großen Rath an ihn ergehenden Ruf annehmen wird. Ich beschwöre

Dich, mein lieber Freund, Deinen ganzen Einfluß auch bei Deinem Kollegen gelten zu machen. Die Regierung von St. Gallen wird protestiren, unterstützet sie und weiset jede Zumuthung zurück. Thut Ihr den ersten Schritt, so sind die weitern unabwendbar und Du weißt viel besser als Jemand, wozu jene Abtretungen für das Allgemeine des Bundesstaats, für Zürich insbesondere und für Deine Linthunternehmung führen und wie sie überall verderblich wirken müßten. Noch einmal, ich hoffe und zähle auf Deine kluge Entschlossenheit."

An dieser ließen es denn auch die Repräsentanten keineswegs fehlen. Bei einer Konferenz in Sargans, zu welcher sie die thätigsten und einflußreichsten der noch im Lande befindlichen Anhänger Gallati's einberufen hatten, sprachen sie mit denselben in so ruhiger aber auch so ernster Weise über die Lage, die wahren Bedürfnisse, die Aussichten ihres Landes und über die Instruktionen der Tagsatzung, sie legten denselben so unzweideutige Beweise von der Abneigung der Botschafter der fremden Mächte vor, zu einer Trennung des Kantons St. Gallen Hand zu bieten, sie machten dieselben so warnend aufmersam auf die Gefahren, denen sie bei fernerm Widerstand ihre eigenen Personen aussetzen, eröffneten ihnen hingegen Aussichten auf sofortige Verminderung der Truppen, so bald sie selbst zur Wiederherstellung der Ordnung Hand bieten wollen, daß es ihnen gelang, die bedeutende Mehrheit derselben von der Fruchtlosigkeit ihrer bisherigen Bestrebungen zu überzeugen und daß bald darauf im ganzen Bezirke die Verfassung eingeführt und die neuen Wahlen vorgenommen werden konnten. Nicht wenig hatte hiezu freilich die wachsende Überzeugung beigetragen, daß in Glarus weniger bei der gesammten Regierung und Landsgemeinde als bei einer Partei derselben Gallati's Umtriebe Beifall und Unterstützung gefunden, ja daß bei der Tagsatzung die Gesandtschaft dieses Standes selbst für einstweilige Einführung der St. Gallischen Verfassung im Bezirke Sargans gestimmt hatte. So war denn eine verlängerte

Anwesenheit der Repräsentanten in dieser Gegend kein ferneres Bedürfniß. Die neue Organisation konnte von St. Gallen aus durchgeführt werden. Untersuchungen, die bereits eingeleitet, oder angeordnet waren, wurden einer besondern ebenfalls dort befindlichen Verhörkommission übertragen; Zellweger und Escher aber verließen Sargans, nachdem sie noch die successive Verminderung der dort befindlichen Truppen angeordnet hatten.

Noch blieb die Herstellung der gesetzlichen Zustände auch in Utznach als letzte Aufgabe übrig. Sie schien die schwierigste, weil die Regierung von Schwyz auf diesen Bezirk ihr vorzügliches Augenmerk warf, und sie auch auf besonders nachdrückliche Unterstützung der Gesandtschaften derjenigen Stände bei der Tagsatzung rechnen konnte, die mit den Urkantonen für möglichste Annäherung an die vorrevolutionären Zustände Hand in Hand gingen. Da indessen gerade in diesen Bezirken die Bevölkerung sich ziemlich ruhig verhielt, weil ein Agitator von der Gewandtheit und Thätigkeit Gallati's fehlte, so waren weder Truppen noch die persönliche Anwesenheit der Repräsentanten erforderlich und der Konflikt konnte auf rein diplomatischem Wege am Sitze der Tagsatzung selbst erledigt werden. Erfreut, für seine Lintharbeiten nun wieder Muße zu gewinnen, blieb auch Escher nur in seiner dießfälligen Stellung, allein und ohne von seinem offiziellen Charakter als Repräsentant Gebrauch zu machen, in jener Gegend zurück, wo er wieder in Schännis sein altes Standquartier bezog.

Von der Tagsatzung aber war unterdessen der Beschluß des Versuches einer Vermittlung zwischen Schwyz und St. Gallen gefaßt und letzteres bewogen worden, zu demselben auch seinerseits Hand zu bieten. Zu diesem Ende wurden von Schwyz die Schultheißen Rüttimann von Luzern und Glutz von Solothurn, von St. Gallen die Staatsräthe Usteri von Zürich und Stehelin von Basel als Vermittler erbeten, vor denen denn sowol Schwyzerische als St. Gallische Bevollmächtigte erschienen. Aber umsonst wurde in vier

Sitzungen die Begründung der beiderseitigen Rechte und Forderungen durchgesprochen. Die Vermittlung zerschlug sich, da keiner der beiden Theile von seinen Ansprüchen das mindeste opfern wollte, und die dießfällige Kommission zeigte der Tagsatzung ihre Auflösung an. Nachdem nun in den ersten Tagen des neuen Jahres die Regierung St. Gallens gegen die Tagsatzung die Erwartung ausgesprochen hatte, sie werde die frühere ihren Repräsentanten ertheilte Instruktion in Kraft treten lassen, auch dieses Verlangen durch die Repräsentanten selbst als das einzige Mittel der endlichen Beruhigung dieser Gegenden unterstützt worden war, erfolgte den 7. Januar mit zehn Stimmen ein Mehrheitsbeschluß der Tagsatzung für Einführung der St. Gallischen Verfassung und Vornahme der Wahlen auch im Bezirk Utznach, gegen den freilich von Schwyz Protestation eingereicht, von bewaffneten Demonstrationen gesprochen und die Landsgemeinde einberufen ward. Allein selbst der östreichische Gesandte erklärte sich warnend gegen dieses Beginnen eines einzelnen Standes und für die Autorität der Tagsatzung, indem er der Regierung von Schwyz bemerkte, „in so ernsten Dingen sei der gute Rath bei der kleinen Zahl der Klugen, keineswegs aber bei der nichts verantwortenden Menge guter aber weltunkundiger Menschen zu suchen", und so unterblieb dann ein fernerer Widerstand. Zehn Tage später berichteten die in Utznach eingetroffenen Repräsentanten, daß sie bei den dort versammelten Vorgesetzten und Beamten des Bezirkes den beßten Willen für Ausführung der Beschlüsse der Tagsatzung gefunden hätten. Den 19. und 20. wurden auch in größter Ruhe die Wahlversammlungen abgehalten und den 15. Februar den beiden Repräsentanten unter Belobung und Verdankung ihrer geleisteten Dienste die ehrenvolle Entlassung ertheilt.

Die neue Stellung Eschers als Mitglied des Staatsrathes desjenigen Kantons, dem nach Annahme der Bundesverfassung vom 7. August 1815 noch bis zum Ende des Jahres 1817 die Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten oblag, brachte ihn in vielfache

Berührung sowol mit den in Zürich befindlichen Gesandten der fremden Mächte, als mit andern Männern von politischer Bedeutung und Einfluß, deren mehrere sich zugleich mit Wärme auch für die Lintharbeiten interessirten und von dem kundigen Präsidenten der Aufsichtsbehörde gerne an Ort und Stelle sich über die Anlage und den Fortgang derselben unterrichten ließen. Auch im Umgange mit solchen blieb Escher, obwol in den Formen der feinen Welt mit Leichtigkeit sich bewegend, der einfache Republikaner, mit Wohlwollen dienstgefällig, wo er immer es sein konnte, vor allem aber sein Vaterland im Auge haltend, und mit mannhafter Offenheit auch gegen Mächtigere thätig für dessen Ehre und Selbstständigkeit.

Im Herbst des Jahres 1814 trafen in kurzen Fristen der Kaiser von Rußland, derjenige von Östreich und der Kronprinz, nachherige Kaiser Ferdinand, in Zürich ein. Mit einigen andern der ersten Regierungsglieder ward Eschern immer der Auftrag, denselben Gesellschaft zu leisten. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich vorzüglich des Wohlwollens des Kaisers Alexander zu erfreuen, der vom Grafen Capo d'Istria auf Eschers Verdienste um die Linthunternehmung aufmerksam gemacht worden war. Eine Wirkung dieses Wohlwollens war das nachstehende den 16. November an ihn aus Wien erlassene Schreiben des Kaisers*): „Nicht ohne ein Gefühl der Achtung und Bewunderung habe ich die in's Einzelne gehenden Berichte über die große Unternehmung vernommen, deren Urheber Sie sind. Nur die Vaterlandsliebe, welche den Entschluß zu diesem Werke in's Leben rief, vermochte auch mit der muthvollen Beharrlichkeit Sie auszurüsten, von der Sie so schöne Proben abgelegt haben. Ein edler und reiner Patriotismus hat Sie begeistert und geleitet und in dem Bewußtsein desselben werden Sie den schönsten Lohn Ihrer Arbeiten finden. Gerne bezeuge auch ich meinerseits Ihnen die Achtung die ich für Ihre Verdienste empfinde und ich mag mir die Befriedigung

---

*) Aus dem französischen Original übergetragen.

nicht versagen, Ihnen durch Übersendung der beiliegenden Dose mit meiner Namensschiffer einen öffentlichen Beweis derselben zu geben. Ich schließe demselben den Ausdruck meiner herzlichen Wünsche für das Wohl Ihrer Mitbürger an."

Eschers Antwort*) lautete folgendermaßen: „Sire! Wanderungen, unternommen zur nähern Kenntniß der Naturgeschichte unsrer Alpen haben mich seiner Zeit in die unglücklichen Thäler der Linth geführt, belegt mit stets anwachsenden Sümpfen, welche der Gesundheit, wie dem Besitzthum der zahlreichen Einwohner mit Zerstörung drohten. In meinem Herzen erwachte die Theilnahme, die jeder Mensch bei dem Unglück von Seinesgleichen empfinden soll. Ich schlug einen Aufruf vor an den Gemeinsinn und die Wohlthätigkeit meiner schweizerischen Mitbürger und ungeachtet der schweren Verlurste, welche sie durch die Revolution und den Krieg erlitten hatten, wurden in großmüthiger Weise die Mittel aufgebracht, welche die Ausführung der Plane zur Rettung jener verheerten Bezirke erforderte. So erhält denn für jeden Freund meines Vaterlandes die Linthunternehmung hauptsächlich dadurch ihr Interesse, daß sie einen Beweis liefert für den Gemeinsinn der Schweizernation und das Vertrauen derselben zu ihrer dermaligen Bundesregierung. Ich selbst habe dabei nichts weiteres geleistet, als was man von jedem, der seine Pflichten gegen die Menschheit und das Vaterland kennt, zu erwarten berechtigt ist. Ich widmete Zeit und Kräfte der Ausführung einer Unternehmung, die nicht mir, sondern der schweizerischen Nation angehört. Mit größern Dingen beschäftigt, dem ruhmwürdigsten Vorhaben, das die Geschichte der Nachwelt melden wird, der Befreiung Europa's aus den Fesseln ungerechter Willkür haben Euer Majestät dessen ungeachtet auch mein Vaterland Ihrer wohlwollenden Blicke gewürdigt und selbst einer Unternehmung Ihre Theilnahme zugewendet, die nur über den kleinen Raum einiger Quadratmeilen

*) Ebenfalls in's Deutsche übergetragen.

sich verbreitet. Nicht mir gehört das glänzende Pfand des Wohlwollens, womit Eure Majestät mich beehren. Es ist der Beweis des Werthes, den Sie auf Vaterlandsliebe und Gemeinsinn setzen, mögen die Nationen bei denen dieselben sich offenbaren auch noch so entfernt von Ihrem Throne sein. Ich werde dieses Pfand in Verwahrung nehmen, wie ich die Gaben in Verwahrung nahm, welche meine Mitbürger für die Rettung der Linththäler auf den Altar des Vaterlandes niederlegten. Die letztern haben über alle Erwartung ihren heilsamen Zweck erreicht. Das Geschenk, das Eure Majestät in meine Hände zu legen geruht hat, wird meinen Mitbürgern, wie mir ein stetes Pfand der großmüthigen und wohlwollenden Aufmerksamkeit bleiben, die Eure Majestät in dieser für Wiederherstellung der Ruhe in Europa so wichtigen Epoche auch der Schweiz zugewendet haben. Mögen sowol die innere Organisation meines Vaterlandes als die Verhältnisse desselben zum Auslande in einer solchen Weise neu begründet werden, daß ihm die Mittel nicht gebrechen, seine neutrale Stellung im Zentrum Europas stets zu behaupten, die einzige, die es der schweizerischen Nation möglich macht, das starre Alpengebiet zu bewohnen und ungeachtet der Armuth ihres Landes in so wirksamer Weise wie bisher ihren Beitrag zur eigenen Zivilisation und verhältnißmäßig auch zu derjenigen Europa's zu leisten. Ich vereinige meine aufrichtigsten Wünsche für das Wohl Eurer Majestät mit denjenigen der gesammten Menschheit und verharre mit der tiefsten Verehrung als Eurer Majestät gehorsamst ergebener Diener."

Am 7. August 1815 erfolgte in Zürich nach Annahme der neuen Bundesverfassung die Beeidigung der Tagsatzung. Zu dieser Feierlichkeit war auch der Erzherzog Johann von Östreich, welcher damals noch die Belagerung von Hüningen leitete, eingetroffen. Die Liebe desselben zur Naturforschung, zur Geognosie besonders, brachte ihn sogleich mit Eschern in engere Berührung. Es ward ein Briefwechsel zwischen ihnen verabredet und auch längere Zeit hindurch

fortgesetzt. Mittheilung der Ergebnisse ihrer beiderseitigen Alpenwanderungen, aufgeworfene und beantwortete Fragen über verschiedene Probleme, die in jener Zeit die Aufmerksamkeit der Fachmänner hauptsächlich in Anspruch nahmen, die gemeinsame Überzeugung von der ungemeinen Schwierigkeit, auf dem einzig sichern Wege möglichst genauer Prüfung aller vorhandenen, so häufig anscheinend sich widersprechenden, Thatsachen zu einer allmäligen Kenntniß des Systemes zu gelangen, das dem Baue der Alpen dennoch zum Grunde liegen müsse, der Entschluß, dafür nichts desto weniger thätig zu sein und gegenseitige Erfahrungen sich mitzutheilen, bilden die Hauptgrundlage dieser in Eschers Nachlasse aufbewahrten Briefe: „Wenn man auch“, schrieb Escher, nachdem der Erzherzog auf die gewaltige Menge von Forschungen hingewiesen hatte, die noch erforderlich seien, um nur zu den ersten Grundzügen einer wissenschaftlichen Geognosie zu gelangen, „sich vor der Übereilung Ebels und andrer hüten muß, so soll man sich doch anderseits auch durch die vielen aufgefundenen Anomalien nicht irre machen lassen, an aller Ordnung verzweifeln und nur bei dem traurigen Resultate Saussüres stehen bleiben, der am Ende seiner langen Bahn, freilich bei geschwächten Geisteskräften, behauptete: „Qu'il n-y-a rien de constant dans la formation des Alpes, que l'inconstance.“ O nein! In der Natur sind allgemeine Kräfte thätig, die unter gleichen Verhältnissen auch immer gleichförmig wirken. Wo Abweichungen statt finden, da liegen auch gewiß immer Ursachen, die ihre eigenthümlichen Zwecke haben, zum Grunde und diese aufzusuchen und ebenfalls kennen zu lernen, ist für den denkenden Naturforscher gerade das lohnendste Geschäft.“

Ebenso interessant ist aber dieser Briefwechsel auch durch den edeln menschlichen Standpunkt, den beide Korrespondenten einnehmen und durch die Liebe zum Einfachen, Unverkünstelten und Wahren, in welcher der Fürst dem Republikaner begegnet. „Jetzt — schreibt nach der Kapitulation von Hüningen der Erzherzog — wo es rings

um mich her wieder friedlicher aussieht, wünschte ich auf einige Zeit mich entfernen zu dürfen. Ich wünschte auch die innere Schweiz noch besser kennen zu lernen. Die Einsamkeit der Alpen, die guten Menschen, welche dieselben bewohnen, verlöschen die widrigen Eindrücke, welche das Treiben der verfeinerten Welt in uns erregt. Man versöhnt sich wieder mit dem jetzigen Geschlechte und so werden dann die Alpenwanderungen für mich zugleich zur moralischen Arznei, die ich leider in diesem Jahr entbehren mußte."

Eschers Antwort war nach Paris gerichtet, wohin im Oktober der Erzherzog abgegangen war. „In Paris, so schloß dieselbe, werden nun auch die Gränzen meines Vaterlandes nach Westen hin berichtigt werden. Wir wünschen weder mächtiger noch reicher, sondern nur so gestellt zu werden, daß es uns möglich wird, durch eigene Kraft unser kleines Ländchen zu schützen und diejenige Stellung im europäischen Staatensysteme zu behaupten, welche die Natur selbst demselben angewiesen hat. Unsre Aufgabe ist, die Alpen, welche nur ein friedliches, arbeitsames Völkchen zu ernähren vermögen, gegen Krieg und Verheerung, welche sie bald unwegsam machen würden, zu schützen, und dadurch die leichtere Verbindung der benachbarten Nationen zu sichern. Bei dieser Jahrhunderte hindurch erfüllten Bestimmung haben wir zugleich den Beweis geleistet, daß höhere Entwicklung des menschlichen Geistes auch bei Einfachheit der Sitten statt finden kann, und daß Gemeingeist bei einem armen Volke die Kräfte großer Nationen zu ersetzen vermag. Nur unter diesem Gesichtspunkt wage ich es die Angelegenheiten meines Vaterlandes auch der wohlwollenden Mitwirkung E. K. H. mit ehrfurchtsvollem Vertrauen zu empfehlen."

„Gotlob ist nun hier — schrieb der Erzherzog zurück — auch die Angelegenheit mit Hüningen beendigt, die Schweiz von dieser Seite frei. Abgetragen werden die Festungswerke. Sie sollen nie wieder hergestellt werden. Geld erhält die Schweiz ebenfalls, indem auch ihr Frankreich einige Rückzahlung machen wird. Manche

Gränzberichtigung hätte ich noch gewünscht, allein sie könnte vielleicht in Kurzem geschehen; denn es gährt hier mehr als jemals, die Sache ist nicht zu Ende. Einigkeit in der Schweiz, Thätigkeit für Verbesserung ihrer militärischen Anstalten sind es, die dieses Land vor allem fremden Einfluß bewahren können bei den Befreundeten durch Einflößung des Vertrauens auf seinen Willen und seine Kraft, bei den Feindlichgesinnten durch Gewißheit zweckmäßigen und hartnäckigen Widerstands. Gott hat die Schweiz frei aufbewahrt, daß sie eine Freistätte der Unglücklichen bleibe. Sie wird unerschütterlich stehen bleiben, so lange sie in sich selbst nicht getheilt ist, so lange sie im Geist ihrer Stifter Kraft mit Anspruchlosigkeit zu verbinden vermag."

Auch mit Stratford Canning, dem englischen, zwar in der Regel in Bern sich aufhaltenden, Gesandten bei der Eidgenossenschaft stand Escher in freundschaftlichen Verhältnissen und war diesem gebildeten Manne, der den wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalten der Schweiz, auch dem Gefängnißwesen, ein lebhaftes Interesse zugewendet hatte, bei seinen Nachforschungen vielfach behülflich. Im Sommer 1816 hatte er ihn mit den Lintharbeiten an Ort und Stelle näher bekannt gemacht und bei dieser Gelegenheit mit ihm zugleich von den gedrückten ökonomischen Zuständen jener Gegenden gesprochen. Als nun schon im Herbste dieses Jahres die Vorboten der Theurung sich bemerkbar machten, welche mit ihren niederschlagenden Erfahrungen und gesteigerter Noth bis zum Sommer des Jahres 1818 noch fortdauerte, ersuchte Canning Eschern von Bern aus, ihm über die eigenthümlichen Verhältnisse der bedrängtesten Bezirke, Zahl und Charakter ihrer Bevölkerung, die Hülfsquellen derselben und die besondern Ursachen ihrer Verarmung noch ausführlichern schriftlichen Aufschluß zu ertheilen. Escher that dieses in einer eben so einläßlichen, als klar abgefaßten Denkschrift, in welcher er in die Zeiten vor der helvetischen Revolution hinaufgeht und eine gedrängte Darstellung der Veränderungen liefert, die der Kanton Glarus, Sargans

und Uznach, wie auch die südöstlichen Berggegenden des Kantons Zürich und ein Theil des Tockenburgs in ihren Natur- und Gewerbszuständen bis zu der damaligen Epoche erlitten.

„Aufrichtig danke ich Ihnen — schrieb ihm Canning unter'm 2. Januar 1817 aus Bern — für die merkwürdigen und sorgfältigen Aufschlüsse, welche Sie die Güte haben, mir über die traurige Lage der Bevölkerung einiger Bezirke der Schweiz zu ertheilen. Gott weiß, daß ich nichts weniger als reich bin, aber ich glaube das meinige thun zu sollen, um wenigstens die Noth eines Theiles dieser Leidenden zu erleichtern. Vorgestern habe ich mich zu diesem Zwecke mit einigen meiner Kollegen vereinigt. Gestützt auf die erhaltenen Aufschlüsse war man von allen Seiten der Ansicht, daß die dringendesten Bedürfnisse sich im Kanton Glarus bemerkbar machen und da sich von dreißig bis vierzig Fremden, die sich gegenwärtig zu Bern befinden, nur eine sehr mäßige Summe erwarten läßt, so glauben wir dieselbe gänzlich für diesen Kanton verwenden zu müssen. Wir halten auch dafür, daß es besser sei, den Anschein eines diplomatischen Vereines für unser Vorhaben, das reine Privatsache ist, zu vermeiden und daher wird jeder von uns seinen eigenen Beitrag unmittelbar an die Kantonalbehörden übermachen."

Wenn schon dieses Schreiben Eschern zeigen konnte, daß die Zeit, die er auf Abfassung seiner kleinen Denkschrift verwendet hatte, nicht verloren gewesen sei, so erhielt er bald noch einen glänzenderen Beweis dafür. Sehr wahrscheinlich war die Kenntniß der Denkschrift und desjenigen was auf Veranlassung derselben im Kreise der Diplomaten vorging, auch nach St. Petersburg gelangt, wo auf das Betreiben hauptsächlich dort lebender wohlhabender Glarner unter dem Vorstande des reformirten Pfarrers von Muralt aus Zürich sich ebenfalls eine Hülfsgesellschaft zur Unterstützung ihrer bedrängten Landsleute gebildet hatte. Alles dieses lenkte auch die Aufmerksamkeit des Kaisers diesen Bestrebungen zu und im April 1817 erhielt Escher durch den russischen Gesandten, Baron Krüdener, ein aus

jener Residenz datirtes Schreiben des Grafen Capo d'Istria vom 5. dieses Monats, wodurch ihm angezeigt wurde, daß der Kaiser Alexander „gerührt durch die gegenwärtigen Bedrängnisse einiger Gebietstheile der östlichen Schweiz und in der großmüthigen Entschließung, den Anstalten, die daselbst zur Linderung dieser Noth mit leider noch nicht zureichenden Mitteln getroffen worden, auch seinerseits emporzuhelfen, für diesen Zweck die Summe von 100,000 Rubeln bestimmt habe."

Da die Kantone Glarus, Appenzell, St. Gallen und Thurgau ausdrücklich als diejenigen bezeichnet waren, denen diese Unterstützung zukommen solle und die Herren Escher und Landammann Heer, Präsident der Hülfsgesellschaft des Kantons Glarus, eingeladen wurden, ihre Gedanken über die zweckmäßigste Verwendung der Summe Herrn von Krüdener mitzutheilen und dann in Verbindung mit demselben die Sache zur Ausführung zu bringen, so arbeitete Escher zu diesem Zwecke ein schriftliches Gutachten aus, vereinigte sich nachher mit seinen beiden Kollegen in einer Vorberathung über die Hauptpunkte und hierauf wurde in einer Konferenz vom 21. Mai in Zürich, zu welcher noch die Herren Landammann Müller-Friedberg von St. Gallen, Bischofberger, Landammann von Appenzell Innerrhoden und Schieß, Statthalter von Außerrhoden, zugezogen wurden, ein Beschluß gefaßt, dessen Hauptinhalt der unten angefügten Note zu entnehmen ist *).

---

*) 50,000 Rubel, als die eine Hälfte der empfangenen Summe, werden unter die durch Se. Majestät bezeichneten Kantone in nachstehender Weise vertheilt: Glarus erhält 16,000 Rubel und zwar 14,000 der protestantische und 2,000 der katholische Landestheil. Die Regierung eines jeden derselben wird diejenige Behörde bezeichnen, welche mit der Vertheilung und Verwendung dieser Summen beauftragt werden soll. St. Gallen erhält 15,000 Rubel und zwar 4,000 für das Sarganserland, 4,000 für den Bezirk Obertockenburg, 4,000 für denjenigen von Untertockenburg und 3,000 für die übrigen bedrängtesten Gemeinden des Kantons. Der kleine Rath wird eine Kommission mit Vertheilung und Verwendung dieses Geldes beauftragen. Appenzell bekommt 15,000 Rubel,

Wenn auch die im folgenden Jahr noch furchtbar anwachsende Theurung von diesem Beschlusse etwas abzugehen nöthigte, so daß wenigstens ein Theil der für Ackerbauanstalten bestimmten Summe zur Erleichterung der unmittelbaren Noth und Rettung vom Hungertode verwendet werden mußte, so ist dennoch diesem reichen Geschenke, in Verbindung mit demjenigen, was von andern, namentlich schweizerischen, Wohlthätern geleistet wurde, die Begründung der sogenannten Linthkolonie, einer mit Landwirthschaft verbundenen Erziehungsanstalt für arme und verwahrloste Knaben zu verdanken, aus der seit ihrer Eröffnung im April 1819 eine große Anzahl, mit wenigen Ausnahmen, rechtschaffener und bürgerlich brauchbarer Männer hervorgegangen ist und Escher hat sich daher nicht bloß um die Entsumpfung des Linthbodens, sondern auch um den Anbau desselben und die sittliche Hebung der Bewohner jener Gegenden ein bleibendes Verdienst erworben.

Im Dezember 1814 wurde er nach dem Tode des Bürgermeisters von Escher und der Beförderung des Staatsrathes von Wyß an dessen Stelle mit großem Stimmenmehr auch zum Mitgliede des Staatsrathes gewählt, dessen Stellung um so einflußreicher war, als Zürich bis zur Annahme des neuen Bundes 1815 und dann in

nämlich 11,000 für Außerrhoden und 4,000 für Innerrhoden. Auch hier wird in beiden Rhoden der Landrath die vertheilende Behörde bezeichnen. Thurgau empfängt 4,000 Rubel. Der kleine Rath bezeichnet die Behörde, die für Vertheilung unter die bedrängtesten Gemeinden sorgen soll. — Die zweite Hälfte, in ebenfalls 50,000 Rubel bestehend, ist bestimmt für Erweiterung und Äufnung von Kolonien auf dem entsumpften Linthboden der Kantone Glarus und St. Gallen. Von dieser werden 27,000 Rubel in die Hände der Hülfsgesellschaft von Glarus gelegt zum Behuf der bereits durch dieselbe begründeten Linth-Kolonie. 3,000 Rubel werden einer Kommission unter dem Vorsitze des Hrn. Landammanns Burger übergeben, um zu dem nämlichen Zweck für den katholischen Landestheil verwendet zu werden. 20,000 Rubel erhält eine Kommission um vorzugsweise für die Bewohner von Toggenburg und der Gemeinden Ammon und Wesen des Kantons St. Gallen ähnliche Anstalten zu bezwecken. Sie soll bestehen aus den Herren Staatsrath Escher, Müller-Friedberg und den beiden Bezirksstatthaltern von Ober- und Unter-Toggenburg.

Folge desselben auch noch während der zwei Jahre 1816 und 1817 als Vorort die eidgenössischen Angelegenheiten zu leiten hatte. Escher erkannte vollkommen die Schwierigkeit dieser Aufgabe, die ihm hauptsächlich aus der Verantwortlichkeit der Vororte bei der Gefahr, sich durch kantonale oder einseitige Rücksichten mißleiten zu lassen, hervorzugehen schien: „Ungeachtet — schrieb er an Stehelin — unser Staatsrath im Allgemeinen unparteiisch und eidgenössisch zu Werke geht, halte ich es für sehr bedenklich, einem einzigen Kanton die Leitung so wichtiger Verhältnisse zu übertragen, indem mancherlei diplomatische Vorfälle einer ausführlichen schriftlichen Behandlung nicht fähig sind. Sie müssen durch den Direktorial-Ort von sich aus besorgt werden, und wie sehr auch nur die Einleitung solcher Gegenstände und ihre nachlässige oder einseitige Behandlung sie auf immer verderben kann, ist einleuchtend genug. Ich wäre daher der Meinung, daß für die Behandlung aller gemeineidgenössischen Gegenstände dem Staatsrathe des Vorortes auch eidgenössische Räthe beigeordnet werden sollten und je ehrenvoller das Vertrauen ist, das man gerade uns zu schenken scheint, desto entschiedener wünsche ich, daß wir in dessen Anwendung mehr beschränkt wären.“ Sich selbst nahm er vor, mit seinen Kollegen, so viel es immer das gewissenhafte Festhalten an der eigenen Überzeugung verstatte, in freundlichem Verhältnisse zu bleiben, bei unbedeutenden Dingen dieselben durch kleinliche und starrsinnige Opposition nicht zu erbittern oder zu ermüden, aber eben so sehr vor jenem erschlaffenden Gehenlassen sich zu hüten, bei welchem eine Behörde entweder in bloßen Schlendrian versinkt, oder selbst unnütz neben irgend einem arbeitenden und alles allein leitenden Mitgliede steht.

Über die Lage des Vaterlandes selbst, wie sie in Folge der Veränderungen durch die Restauration sich gestaltet hatte, äußert er sich mit besonderer Berücksichtigung Genfs, für welches seit dessen Wiedereintritt in die Eidgenossenschaft seine alte Vorliebe auf's neue erwacht war, gegen Vaucher in folgender Weise: „Die Schweiz hatte

durch die Mediationsakte eine weit bessere Verfassung erhalten, als sie nunmehr sich selbst gibt und als sie von Wien aus bestätigt werden wird. Der Gemeingeist war thatkräftiger als in frühern Zeiten nie geworden. Unsere Kantonal-Verfassungen hatten wol auch noch ihre Gebrechen; dennoch waren sie vorzüglicher als die gegenwärtigen, die durch die Beimischung aristokratischer Tendenzen allgemein verloren haben, so daß, wenn man bei ihrer Einführung nicht mit ungemeiner Zartheit zu verfahren versteht, zuverlässig wieder die alte Spannung zwischen den verschiedenen Klassen der Bürger in's Leben treten wird, die uns bei'm Ausbruche der Revolution in Gefahr des Untergangs brachte; und wenn wir diesen neuen Saamen der Zweitracht selbst für Zürich und Basel, denen verhältnißmäßig noch die liberalsten Verfassungen geblieben sind, befürchten müssen, was darf man Gutes von Bern, Freiburg und Solothurn hoffen, wo die aristokratischen Ansprüche schon gegenwärtig zu gefährlichen Bewegungen führen. Kurz es ist vorauszusehen, daß wir auch nach Bonaparte so wenig als vor demselben vollkommene Verfassungen erhalten werden, weder wir Schweizer im Kleinen, noch Europa im Großen. Wir werden gegen die Gebrechen andrer, wie gegen unsre eigenen zu kämpfen haben und wahrscheinlich ist dieser Kampf mit seinen Ergebnissen für unsre Fortbildung eine der Hauptbestimmungen unsers Daseins auf dieser Erde. In Folge dessen finde denn auch ich überall etwas zu thun, ich trachte es zu machen so gut als möglich und erreiche ich, redlicher Anstrengung ungeachtet, meinen Zweck nicht, so beruhige ich mich mit der Überzeugung, daß ungeachtet des entgegengesetzten Anscheins auch über der moralischen Weltordnung dieselbe Harmonie waltet, die in der physischen auf so bewundernswerthe Weise sich darstellt. Ihre Wiedervereinigung mit der Schweiz wurde bei uns nicht von Allen mit der gleichen Freude begrüßt. Man fürchtet den unruhigen Geist, der in frühern Zeiten bei Ihnen waltete. Ich war nicht dieser Meinung. Mir hat sie lebhaftes Vergnügen verursacht. Die Masse von Bil-

dung und Einsicht, welche Sie der Eidgenossenschaft zubringen, ist für dieselbe von großem Werthe, und Sie, die Sie erfahren haben, was es sagen will, der Willkür eines Monarchen unterworfen zu sein, werden gewiß gute Schweizer werden." — Später im Jahr 1816 schreibt er dann an ebendenselben: „Ich habe heute Ihre Abgeordneten zur Tagsatzung gesprochen. Sie sind etwas betroffen über die nicht immer sehr gefällige Weise, in welcher die Angelegenheiten behandelt werden und auch über die Art, wie die Gesandten selbst sich bisweilen gegen einander benehmen. Sie sind noch etwas neu in dieser schweizerischen Tagsatzungsschule. Unstreitig sollte es anders sein, allein man muß die Menschen und die Umstände nehmen wie sie sind. In monarchischen Staaten liegt der Gang der Geschäfte nicht offen vor Augen; in republikanischen zeigt er sich in seiner Nacktheit, die freilich nicht immer schön ist. Allein um so leichter lernt man sich benehmen. Man muß weggehen über Unwesentliches, feststehen, wo es sich um Bedeutendes handelt, mag es auch noch so sehr stürmen, dann aber mit dem Erfolg, und wenn er auch nicht unsern Wünschen entspricht, sich befriedigen können. Wie oft findet man nicht erst hinterher, daß man auch nicht auf dem allein wahren Wege war? Es ist genug, wenn man mit reinem Bewußtsein sich sagen kann, das Beßte gewollt zu haben. Das, mein Freund, ist die politische Philosophie, zu der ich endlich gelangt bin."

Das Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich im März 1815 und sein abermaliger Regierungsantritt hatten zur Folge, daß auch von Seite der Eidgenossenschaft den 20. Mai mit Östreich, Rußland, Großbritannien und Preußen eine Übereinkunft abgeschlossen ward, zufolge welcher die erstere sich verpflichtete, dem von jenen Mächten Frankreich gegenüber angenommenen System ebenfalls beizutreten, zu Durchführung desselben nach ihren Kräften mitzuwirken und zu diesem Zwecke außer der dreißigtausend Mann starken Armee, welche dieselbe zum Schutze ihrer Gränzen bereits unter die Waffen gerufen hatte, noch eine hinlängliche Reserve zu deren Unterstützung bereit

zu halten. Escher, der schon vor der Katastrophe in Rußland in dem immer gewaltthätiger alle Staatenverhältnisse nach seinem Gutdünken umgestaltenden Napoleon den allgemeinen Feind europäischer Freiheit erblickte, hatte diesen Beschlüssen ebenfalls beigestimmt. Hätte daher des Kaisers Kriegsplan das französische Heer statt nach Belgien an unsre Gränzen geführt, so würde auch er die kräftigste Theilnahme der Schweizer am Kampfe gegen dasselbe auf eigenem oder französischem Boden für Pflicht gehalten haben. Sehr hingegen mißbilligte er es, daß, und zwar ohne erhaltene Aufforderung der Tagsatzung, der eidgenössische Oberbefehlshaber Bachmann, verleitet durch den wol mehr durch Privatrücksichten bestimmten Chef seines Generalstabs, Castella, erst zwei Wochen nach der Schlacht bei Waterloo einen Theil der schweizerischen Armee auf französisches Gebiet vorrücken ließ. Die schwachen Gründe, welche bei der Tagsatzung diesen Schritt rechtfertigen sollten, befriedigten ihn keineswegs. „So lange wirklich Gefahr drohte — schrieb er an Stehelin — hielten wir uns hinter der Gränze und erklärten da bleiben zu wollen; jetzt, da wir den Löwen todt glauben, treten auch wir hervor, um ihm noch einen Huftritt zu geben. Mehr als die Hälfte unsrer Armee besteht aus Hausvätern, die Weib und Kinder zu Hause haben und diese senden wir nun auf fremden Boden, während wir mit dem vierten Theil dieser Mannschaft die Gränzen des Vaterlandes hinreichend sichern könnten. Wir machen Schulden, um die Kosten dieses widersinnigen Feldzuges zu decken und lassen uns durch einige verblendete, schwache und selbstsüchtige Männer irre führen. Was mich aber bei diesem allem noch am meisten ärgert ist, daß bei einem Theile dieser nach Frankreich vorgeschobenen Truppen ein förmliches Raubsystem und Betrügereien verschiedener Art einzureißen drohen, so daß in moralischer, wie politischer Beziehung von der Eidgenossenschaft kaum ein nachtheiligerer Schritt gethan werden konnte, als dieser.“ In der That hatte Escher von seinem Freunde, dem Geographen Osterwald von Neuenburg, der als Oberstlieutenant bei

dieser Heeresabtheilung stand, betrübende Belege für diese Behauptung mitgetheilt erhalten, die ihm dann auch später durch einen seiner Tochtermänner, der als Kavallerieoffizier den Zug ebenfalls mitgemacht hatte, bestätigt wurden.

In der Erneuerung der Kapitulationen für Überlassung von Soldtruppen an Frankreich, welche hauptsächlich durch den General Gady von Freiburg betrieben ward, der, in der Gunst der Bourbone hochstehend, sich auch selbst dadurch bedeutende Vortheile zu sichern wußte*), sah er keineswegs einen Vortheil für unser Vaterland. Er bekämpfte daher dieselbe mit Lebhaftigkeit im Staatsrathe, indem er sich ganz den Grundsätzen anschloß, welche im großen Rathe von Freiburg der dortige Staatsrath von Uffleger in einer vortrefflichen Rede**) mit einer Freimüthigkeit entwickelte, die um so mehr Lob verdiente, als gerade in jenem Kanton, wo Gady's Einfluß damals ein allvermögender war, der französische Kriegsdienst seine meisten und leidenschaftlichsten Vertheidiger zählte.

Mit mehr Glück trat er, dem Systeme getreu, das wir ihn schon in seinem Kollegium über die Staatswirthschaft vertheidigen sahen, für Aufrechthaltung der Handelsfreiheit in die Schranken, als in Folge der feindseligen Maßregeln, welche auch nach der Restauration von den Bourbonen, wie von Napoleon, gegen den schweizerischen Verkehr ergriffen wurden, der Gedanke einer Retorsion erwachte und bei verschiedenen Kantonsregierungen lebhafte Unterstützung fand. Längere Zeit hindurch vermochten die Vorstellungen mit diesen Verhältnissen besonders vertrauter Staatsmänner von Genf, Basel, Zürich, die Ausführung desselben zu hindern. Lebhaft äußerte sich Escher in seinem Briefwechsel mit dem Regierungsrath Mesmer von St. Gallen, mit Stehelin und Baucher über das unnütze, ja ge-

*) Er ward Marechal de Camp und Adjutant des Generalobersten der Schweizer, des Grafen von Artois, nachherigen Karls X.

**) Dieselbe findet sich aus der französischen Urschrift übersetzt im schweizerischen Museum. Jahrg. 1816. S. 307 ff.

fährliche eines solchen Versuches und beschwerte sich vorzüglich über Berns Politik in Bezug auf diese Angelegenheit, bis am Schlusse des Jahres 1821 nach der Entfernung des Herzogs von Richelieu, der, obwol auch seinerseits die gehässige Sperre zu handhaben genöthigt, dieses denn doch unter möglichst schonenden Formen gethan und überhaupt gegen die Schweiz sich wohlwollend benommen hatte, ein weniger freundlich gesinntes Ministerium in Frankreich zur Regierung gelangte, von dem denn auch sogleich ein noch strengeres Mauthsystem erlassen ward. Bern, Freiburg und Waadt, in Payerne zusammentreffend, beschlossen die Frage über Retorsion an die Tagsatzung zu bringen. Ein von dieser zur nähern Prüfung niedergesetzter Ausschuß spaltete sich in eine der vorgeschlagenen Maßregel günstige Mehrheit und eine abweichende Minderheit. Auch in der Tagsatzung konnte man sich nicht vereinigen. So kam es denn nur zu einem den 20. und 28. August 1822 durch dreizehn und einen halben Stand abgeschlossenen Konkordate, zufolge dessen so lange das französische Mauthsystem in seiner bedrückenden Ausdehnung und Strenge gegen die Schweiz in Anwendung bleibe, auch die bedeutendesten Produkte dieses Landes, die in der Schweiz Absatz finden, mit verhältnißmäßigen Einfuhrzöllen belegt werden sollten. Es war am achten Oktober 1822, nur fünf Monate vor Eschers Tode, als die Frage über den Anschluß an dieses Konkordat auch dem Zürcher'schen großen Rathe zur definitiven Entscheidung vorgelegt wurde. Schon machte sich bei Eschern in sichtbaren Symptomen die Krankheit, die das edle Leben beendigen sollte, bemerkbar. Nur mit großer Anstrengung vermochte er seinen Berufsgeschäften obzuliegen; dennoch äußerte er sich über diesen ihm sehr am Herzen liegenden Gegenstand, dessen Behandlung zwei Tage hindurch die Aufmerksamkeit der Behörde und die allgemeine des Zürcher'schen Publikums in Anspruch nahm, in langer Rede mit einer Kraft und Wärme der Überzeugung, die eben so lebendig auf die Versammlung einwirkten, als sie dieselbe erfreuten. Er suchte darzuthun, daß der Hauptzweck des

Schutzes und der Hebung der vaterländischen Industrie durch diese Maßregel eher erschwert, als erreicht werde, wies auf die Verschiedenheit der Verhältnisse einer Republik, gebildet aus zwei und zwanzig durch die ungleichartigsten Interessen geleiteten kleinen Souveränitäten und einer großen Monarchie hin, schilderte die moralischen Nachtheile jedes Douanensystems und warnte vor eitelm und unwirksamem Großthun, das nur dem spottenden Gegner Waffen liefere. Mit 134 gegen 42 Stimmen ward der Beitritt zum Konkordate durch Zürich abgelehnt. In einer vielleicht eben so sehr durch seine Körperkrankheit wie durch die Eindrücke dieser Verhandlungen gesteigerten Gemüthserhebung theilte er noch am nämlichen Tage den Erfolg derselben seinem Freunde Gruber in Bern mit. „Du bist gewiß — antwortete ihm dieser — ein biederer, treuer Freund einiger Berner, aber Bern selbst liebst Du nicht. Die Bitterkeit, womit Du mir vorhältst, was Dir an unsrer Wirksamkeit für die Retorsion mißfällt, die Strenge, womit Du über die Mittel Dich äußerst, deren man sich bedient habe, um die hiesige Ansicht durchzusetzen, Dein Eifer über das leidenschaftliche Benehmen eines der Unsrigen, alles dieses sind Beweise von dem, was ich sage. Du glaubst in Deinem redlichen Sinne, Du tadelst Bern nur, wo es Tadel verdiene, aber ich fürchte, Du werdest in Wahrheit demselben abgeneigt. Das aber ist nicht gut. Über das Retorsionssystem selbst habe ich meinerseits kein Wort zu sagen. Die lieben Eidgenossen werden nie einig werden, wenn es um etwas zu thun ist, wo das Interesse in die Klemme kömmt. Diejenigen besonders, welche mit irgend einem kühnen Vorschlage auftreten, werden immer in Gefahr kommen, mißdeutet zu werden. Wenn Du von dem Treiben unsrer Gesandtschaft sprichst, von ihrer Vertraulichkeit mit denjenigen von Aargau und Waadt, so hat Salomon abermals recht, wenn er sagt: es geschieht nichts neues unter der Sonne, denn im Jahr 1814 stand Zürich, wo Du jetzt Bern hinstellst, und wenn die drei Stände, welche einst das alte Bern bildeten, ihr wahres Interesse berücksich-

tigen, so werden sie, wenn einmal die Generationen, die Unrecht gethan und diejenigen die Unrecht gelitten haben, entschlafen sind, sich noch besser verstehen lernen und mit ihren drei Stimmen vereinigt in der Tagsatzung erscheinen. Das wäre wenigstens natürlich und klug. Ich weiß, mein lieber Escher, Du nimmst es mir nicht übel, daß ich Dir hier so offen als treuer, sein eidgenössisches Vaterland aufrichtig liebender Berner antworte, wie Du mir offen als treuer und das gemeinsame Vaterland liebender Züricher geschrieben hast. Gieb mir bald wieder Nachrichten von deiner Gesundheit. Gott erhalte Dich und alles, was Dir theuer ist, insofern — dieses füge ich seit dem Tode meines Kindes jedem Gebete bei*) — insofern es Euch gut ist. Lebe wohl, mein Theurer. Fünf und dreißig Jahre dauert nun unsre Freundschaft, aber sie soll jung bleiben und nach meinen Wünschen und meinem festen Glauben auch mit diesem Leben kein Ende nehmen." Vielleicht mit einiger Reue, nicht wegen Vertheidigung der Handelsfreiheit, wol aber der Bitterkeit halben, womit er sich gegen seinen Freund über Bern geäußert hatte, sagt Escher in seinem letzten den 1. Januar 1823, Morgens vor sechs Uhr, niedergeschriebenen Jahresrückblicke: „Ich muß allen Kräften aufbieten, um einer durch meine Krankheit gesteigerten Reizbarkeit entgegenzuarbeiten."

Ein wichtiges, von der Tagsatzung ihm übertragenes Amt, war dasjenige der Verwaltung des eidgenössischen Kriegsfonds, dem er während der Jahre 1817—1821 mit großer Gewissenhaftigkeit oblag. Die Verrichtungen desselben brachten es mit sich, daß er bei den jährlichen Tagsatzungen für einige Zeit persönlich anwesend sein mußte und nie kehrte er von denselben zurück, ohne daß auch in andern Beziehungen seine Kenntnisse, seine Erfahrung und sein Rath in Anspruch genommen wurden, auch von ihm der gewünschte Beistand

*) Im vorhergehenden Briefe hatte Gruber Eschern den Tod seines einzigen Kindes, eines liebenswürdigen Mädchens, gemeldet.

geleistet ward. So besuchte er auf eine von Neuenburg an ihn ergangene Einladung das durch periodisches Anschwellen der Reuse nicht selten geschädigte Thal Motiers=Travers, verfolgte den Lauf dieses Flusses und gab über dessen Korrektion eine Denkschrift ein, welche von der dortigen **Société d'émulation** zum Drucke befördert und mit einer Preismedaille gekrönt ward *). Der Regierung von Luzern entsprach er in ihrem Gesuch um Rathschläge für bessere Leitung des Krienbachs am Pilatus, derjenigen von Zug durch solche über Verhütung weiterer Erdschlipfe bei Walchweil. Diejenige von Schaffhausen berieth ihn über die Gefahren, denen das Dorf Rüdlingen beim Anschwellen des Rheines ausgesetzt war, und diejenige St. Gallens über veränderte Leitung des Mühlgrabens zwischen Kaltbrunn und Benken. Auch über den Bergschlipf im Goldingerthal dieses Kantons berichtete er und machte Vorschläge zu Verhütung größern Übels **). Mit seinem Freunde Rengger entwarf er im Jahr 1817 verschiedene Stromkorrektionen im Kanton Aargau, und im folgenden Jahre fand er sich zu zwei noch weit bedeutendern Untersuchungen veranlaßt.

Durch seinen häufigen Aufenthalt in den Linththälern nämlich, durch seine zahlreichen Wanderungen in die benachbarten Gegenden war Escher auch mit dem Zustande der nahen Rheinufer und ihrer Umgebungen genau bekannt geworden, besonders hatte die niedrige Lage der Wasserscheide bei Sargans, verglichen mit der Höhe des Rheinbettes oberhalb derselben seine Besorgniß erweckt ***). Diese Besorgnisse wurden noch von andern sachkundigen Männern getheilt,

---

*) *Rapport sur l'état de la Reuse dans le Val de Travers.* Neuchâtel 1816.

**) Der dießfällige, den 2. September 1816 auch der naturforschenden Gesellschaft in Zürich mitgetheilte Bericht ist abgedruckt im schweizerischen Museum. Jahrgang 1816.

***) Schon im Jahr 1815 hatte er eine Abhandlung geschrieben: „Über die Wichtigkeit einer Flußkorrektion beim Einlauf der bündnerischen Landquart in den Rhein", welche ebenfalls in den Jahrgang 1816 des schweizerischen Museums aufgenommen wurde.

und auf Eschers Anregung war auch bei der Tagsatzung bisweilen schon der Gedanke der Aufstellung einer besondern Untersuchungs-Kommission dieser Verhältnisse zur Sprache gekommen. Im Februar 1818 schrieb an ihn der Regierungsrath Mesmer von St. Gallen: „Ich hatte im letzten Herbst während fünfwöchentlichen Aufenthaltes an den Ufern des unbändigen Rheinstromes den Anlaß, die Folgen seiner Ungezogenheit genau in's Auge zu fassen und mit Entsetzen wahrgenommen, wie die Gefahr des angränzenden Landes mit Riesenschritten herannaht, und daß schnelle Hülfe dießfalls Noth thut. In dieser Überzeugung erstattete ich ungesäumt meiner Regierung umständlichen Bericht über das Befundene. Man liest, glaubt, allein der Muth zur nöthigen Kraftanstrengung liegt dermalen danieder. Möge Ihr Erscheinen am Rhein diese Lethargie zerstören und seine Uferbewohner mit der Hoffnung möglicher Abhülfe neu beleben! Gebe der Himmel, daß der Retter des Linththales auch der Schutzgeist des Rheingeländes werde!“ In der That kam auch auf Eschers abermalige Anregung wenigstens der Beschluß einer Untersuchung der Ufergegenden des Rheines von Einmündung der Landquart in denselben bis an den Schollberg zu Stande und es waren zu diesem Zwecke im Frühjahr 1818 in seinem Begleite die Herren Tscharner von Bern, Hegner und Pestalozzi mehrere Wochen hindurch mit Besichtigung und Vermessungen dieser Gegenden beschäftigt, so daß der im Sommer zu Bern versammelten Tagsatzung eine genaue hydrographische Darstellung der gesammten Landschaft vorgelegt werden konnte, die von einem ausführlichen Berichte Eschers begleitet war. Es ergab sich hieraus die bedenkliche Thatsache, daß die Wasserscheide, welche zwischen Sargans und Mels das Rheinthal mit demjenigen des Wallensees verbindet, nur achtzehn Fuß Höhe über dem höchsten Wasserstande des Rheines an der niedrigsten Stelle der Rheinebene bei der Ausmündung der Saar am Schollberge habe, und daß zugleich durch die unermeßliche Menge von Geschieben, welche die Landquart mit sich führe, das Rheinbette immer erhöht

werde und die Rheinüberschwemmungen in dieser Ebene immer weiter sich ausdehnen; daß mithin neben der unmittelbaren Gefahr einer fortschreitenden Versumpfung derselben auch eine zweite noch furchtbarere nicht außer dem Reiche der Möglichkeit liege, diejenige eines Durchbruchs des Rheines selbst in das Thal des Wallensees. Da die Untersuchungskommission den besondern Auftrag erhalten hatte, diejenigen Kantone und Gegenden bestimmt anzugeben, welche bei diesen wichtigen Rheinverhältnissen interessirt seien, so schilderte nun Escher mit lebendiger Wärme und Anschaulichkeit die Folgen eines solchen Durchbruches für die Kantone Graubündten, St. Gallen, Glarus, Schwyz, Zürich und Aargau und wies auf das Bedürfniß zu rechter Zeit in's Werk gesetzter vorbeugender Maßregeln hin *). Allein die Überzeugung, daß diese Angelegenheit Sache gemeiner Eidgenossenschaft sei, konnte sich nicht Bahn brechen. Wenn auch einige Stände sich dafür aussprachen, so fürchtete hingegen die Mehrheit eine überhandnehmende Neigung, Lokalschäden zur Bundessache zu machen, stellte auch ihre besondern Gefahren und eigenen Arbeiten in's Gegengewicht und fand, die Eidgenossenschaft habe bereits durch die vorgenommene Untersuchung das Ihrige gethan. Für Fortsetzung dieser letztern und gemeinsame Maßregeln zur Abwehre erklärten sich daher nur die Gesandtschaften von Zürich, Schwyz, Glarus, Schaffhausen, St. Gallen und Graubündten. Escher, durch dieses Ergebniß wenig befriedigt, sagt in seinem Jahresrückblick: „Nach dieser uneidgenössischen Abweisung blieb mir freilich lediglich die Beruhigung, dieses bedenkliche Verhältniß wenigstens bekannt gemacht und die Aufmerksamkeit derjenigen, die das meiste davon zu besorgen haben, darauf hingeleitet zu haben.“

Es mochte unstreitig zu dieser Abneigung eines Theiles der Stände, in der Rheinangelegenheit von Bundeswegen einzuschreiten, auch das

*) S. darüber Nr. 34 des St. Gallischen Erzählers vom Jahr 1818 und Nr. 108 der Aarauer-Zeitung von eben diesem Jahr.

traurige Schicksal beigetragen haben, durch welches im Juni desselben Jahres das Bagnesthal im Kanton Wallis betroffen ward. Auch hier fühlte sich Escher sogleich zu jeder Dienstleistung, welche von seiner Sachkenntniß und Erfahrung zu erwarten war, angeregt. Er hatte im Juli zwei seiner Töchter nach den Bädern von Leuk begleitet und selbst auch eine Woche hindurch Gebrauch von denselben gemacht zu Heilung rheumatischer Schmerzen, der Nachwirkung eines Unfalles, der ihn im Mai dieses Jahres bei einer Fahrt nach der Linth durch Umwerfen des Cabriolets betroffen hatte. Nun aber rief ihn die Versammlung schweizerischer Naturforscher nach Lausanne. Auf dem Wege dahin besuchte er indessen vorher noch das Bagnesthal. Er hatte dasselbe dreizehn Jahre früher bis zu den höchstgelegenen Alpenhütten durchwandert und sich der patriarchalischen Sitten und des bescheidenen Wohlstandes seiner friedlichen Bewohner erfreut. „Jetzt — schreibt er an seinen Bruder — fand ich den ganzen langen Thalgrund und die beiderseitigen Gebirgsabhänge verwüstet und mit Felsblöcken hoch überschüttet.“ Ursache dieser Zerstörung war der Einsturz eines Theiles des Getrotzgletschers, wodurch die Dranse in ihrem Laufe gehemmt wurde, so daß in der hintersten Ebene des Thales ein See sich bildete. Da diese unbewohnte Gegend selten besucht ward, so wurde derselbe zu spät von Sachkundigen entdeckt und obwol nun sogleich unter der Leitung des vortrefflichen Ingenieurs Venetz mit aufopfernder Anstrengung gearbeitet wurde, dem Wasser desselben durch Gletscherstollen Abfluß zu verschaffen, so war die Gefahr bereits zu weit vorgeschritten. Den 16. Juni erfolgte plötzlich mit furchtbarer Gewalt der Durchbruch der Stollen und die unmittelbare Folge war die Verheerung des ganzen Bergthales bis hinunter zur Ebene bei Martinach. Nach sorgfältig eingenommenem Augenschein überzeugte sich Escher, daß, da ein Theil des Gletschers sich immer noch vorfand und durch täglich herunterrollende neue Trümmer vermehrt werde, bereits ein zweiter See sich zu bilden beginne, mithin die volle Gefahr

einer Erneuerung der schrecklichen Scene vorhanden sei. Ein radikales Mittel zur Abhülfe fand er allein im graben einer 2000 Fuß langen Abfluß-Gallerie im Felsengebirge dem Gletscher gegenüber; eine Überzeugung, die, wie sich später ergab, auch Venetz mit ihm theilte. „Nach dieser Untersuchung — fährt Escher in dem Briefe an seinen Bruder fort — zog ich über St. Moritz der schönen Napoleonischen Straße nach auf St. Gingolph, Meillerie und Evian, von da über See in der hellen Morgensonne und beim sonntäglichen Kirchengeläut nach Lausanne. Hier waren über hundert Naturforscher versammelt. Es war, als ob die Waadtländer uns den vollen Werth zu erkennen geben wollten, den sie darauf legten, auch in wissenschaftlicher Beziehung in der Reihe der unabhängigen Kantone zu erscheinen. Drei Tage verflossen in einem Leben voll elysäischen Freudenwechsels: Dejeuner sur le signal, wo Musik im Walde verborgen war, Seefahrten, Diners, Soupers, Soirees — alles folgte sich ohne Zwischenraum. Auch die Gesellschaft, als solche, war höchst interessant. Die Genfer lieferten ihre Gelehrten. Der schon in der alt-helvetischen Gesellschaft bekannte Pfarrer Bridel spielte auch hier eine Hauptrolle. Er las eine Reisebeschreibung in's Val de Bagues, drang aber nicht bis zum Gletscher hinein. Dieses gab Anlaß, mich hervorzurufen, um die Fortsetzung zu liefern; denn außer dem ebenfalls anwesenden Venetz, einem Deutschen, einem Franzosen und mir war keiner der Anwesenden bis dahin gelangt. Auf allgemeine Aufforderung hin bildete ich, unterstützt von Venetz, aus Lehm beim Lampenschimmer ein Relief der Gletschergegend, das, seiner Unvollkommenheiten ungeachtet, mit Dank und Interesse aufgenommen ward und mir besonders diente, um die wohlthätigen Folgen der Abflußgallerie zu beweisen, die vorher bezweifelt worden waren."

„Dieses Modell, heißt es in den Schriften der Gesellschaft, sprach eben so überzeugend zu den Augen, als der Berichterstatter Verstand und Herz seiner Zuhörer zu gewinnen wußte." Die Ge-

18

sellschaft ersuchte ihn, seinen Bericht in Schrift auszuarbeiten, damit derselbe der Regierung des Kantons Waadt überwiesen werden könne, in der Hoffnung, daß auch sie zur möglichsten Durchführung der Vorschläge Eschers Hand bieten werde. Schon im August sendete Escher denselben ein aus Bern, wohin seine Verrichtungen bei der Tagsatzung ihn gerufen hatten *). Es möge hier dessen schöne Schlußstelle folgen: „Nur unter verständiger Leitung und durch Aufbieten vereinter Kräfte lassen sich die Unfälle vermindern, welche in unsern Alpen so häufig die Folge plötzlich eintreffender gewaltsamer Naturereignisse sind. Vereinzelte Thätigkeit vermag nichts gegen dieselben und bloße Almosen machen oft nur den Unglücklichen, der sie empfängt, desto abgeneigter, zu denjenigen Mitteln zu greifen, welche seine Lage bleibend und in Wahrheit verbessern könnten. Ein ganzes Thal, ein ganzer Kanton müssen sich erheben, um dem Übel abzuhelfen. Allein es gibt furchtbare Katastrophen, wo auch dieses Mittel nicht ausreicht. Dann wird es Pflicht der ganzen Nation, sich um den Altar des Vaterlandes und der Menschheit zu vereinigen. Verkennen wir nicht in diesem Gange der Natur, in diesem dringenden Bedürfnisse, das den Menschen fortwährend an den Beistand seines Nächsten, seines Mitbürgers, seiner Nation verweist, den Wink der Vorsehung, welche den Menschen mit dem Menschen, das Dorf mit dem Nachbardorfe, das einzelne Thal mit dem übrigen Lande und jeden Theil der Nation mit dem Ganzen verbinden will. Der freie Mensch achtet diese göttlichen Bande, die aus jedem Volke eine unauflösbare Gesammtheit bilden und auf diesem Wege dessen Civilisation, Dauer und Wohlstand gewährleisten.“

Von den reichen Gaben, die aus der gesammten Eidgenossenschaft zur Erleichterung der heimgesuchten Gegenden zusammen-

---

*) Er findet sich in der *Bibliotheque universelle*, der Abtheilung Sciences et arts. Tom VIII. p. 291 ff.

strömten, konnte nun auch eine Summe abgesöndert werden, um diejenigen Maßregeln, welche zu Verhütung künftiger Unfälle nöthig gefunden wurden, in allmälige Anwendung zu bringen. Es geschah dieses unter der Leitung des Herrn Venetz, dem die naturforschende Gesellschaft ein ehrenvolles Dankschreiben ausfertigen ließ für die Einsicht, den Eifer und die muthvolle Hingebung, womit er selbst unter Lebensgefahr diese Arbeiten zu leiten nicht müde ward. Im Jahr 1820 aber erging von Seite der Regierung des Standes Wallis das Ansuchen an die Herren Escher, Professor Trechsel in Bern und Charpentier, Direktor der Salzwerke in Bex, sich zur abermaligen Prüfung derselben an Ort und Stelle zu begeben. Das Ergebniß dieser Prüfung, so wie des Fortganges der Arbeiten, durch welche in der That dem Übel auch für die Zukunft geholfen scheint, zeigt ein zweiter Bericht, durch Herrn Venetz, der im Jahr 1822 zu Bern versammelten naturforschenden Gesellschaft erstattet*), der Escher indessen seiner damals bereits sehr erschütterten Gesundheit wegen beizuwohnen verhindert war.

Auch im eigenen Kanton finden wir Eschern überall thätig, wo es sich um Hülfe und Beistand, oder um gemeinnützige Anstalten handelte. Es hatte in der Herbstsynode des Jahrs 1816 der Dekan Hirzel von Wildberg in einem der Versammlung vorgelegten Gemälde des ökonomischen, moralischen und religiosen Zustandes eines Theils der südöstlichen Gebirgsgegenden des Kantons nachgewiesen, wie die allzugroße Leichtigkeit des Erwerbes durch Baumwollenspinnen während früherer Jahre in diesen Gegenden, deren rauher Boden und wenig mildes Klima ursprünglich nur eine geringe Menschenzahl nährte, die Bevölkerung durch erleichterte und gehäufte frühe Ehen auf einen unverhältnißmäßigen Grad gesteigert habe, daß dann in Folge des leichten Erwerbes, des steten Beisammenlebens und der nur wenige

---

*) S. denselben in der *Bibliotheque universelle* Abth. Sciences et arts Tom. XXII. p. 58 ff.

Anstrengung erfordernden Berufsart schon unter der frühern Generation Genußsucht und Weichlichkeit eingerissen seien, die Revolution mit ihren Folgen das Ihrige beigetragen habe, die Zustände zu verschlimmern und daß endlich das gänzliche Stocken des frühern Erwerbszweiges bei Einführung der Maschinenspinnerei den Jammer vollendet habe, so daß nun ein bedeutender Theil jener Menschenklasse zwar allerdings zu den höchst hülfsbedürftigen Armen zu zählen, die denselben zufließenden Gaben aber eher überflüssig, ja schädlich seien, wenn nicht zugleich die Mittel aufgefunden werden, sie wieder arbeiten zu lehren. Die Regierung, durch dieses Gemälde und gleichzeitig durch andre dasselbe theils bestätigende, theils berichtigende und ergänzende Mittheilungen sachkundiger weltlicher Berichterstatter veranlaßt, hatte hierauf einer besondern Kommission, unter Eschers Vorsitz, den Auftrag ertheilt, „über die Mittel nachzudenken, durch welche jene Klasse der Kantonseinwohner auf's neue in den Stand gesetzt werden könne, ihr Brod zu verdienen." Escher nahm diesen Auftrag keineswegs leicht über sich: „Wir leiden hier — schrieb er an Baucher — neben den Folgen eines Mißjahres auch noch an denjenigen des Verdienstmangels. Wir haben mehr als 30,000 Individuen, die sich bisher ausschließend von Baumwollenspinnen ernährten; diese Industrie aber ist gänzlich in Abgang gekommen. Was soll man nun anfangen mit diesen Leuten? Sie haben nicht das mindeste Grundeigenthum und sind für allen Ackerbau völlig untauglich. Man hat mich an die Spitze einer Kommission gestellt, die das Problem lösen sollte; allein ich gestehe, daß mir dieses mehr Kopfzerbrechen verursacht, als das Austrocknen aller Linthmoräste." Schon früher durch seine praktische Berufsschule, wie durch das Studium der Nationalökonomie zu der Überzeugung gelangt, daß die Einmischung des Staates in Handels- und Gewerbswesen eher nachtheilig als vortheilhaft und nur diejenige Industrie für ein Land wahrhaft wohlthätig sei, die durch eigene Kraft und Einsicht der Unternehmer sich zu begründen und zu er-

halten vermöge, stand Escher in der Ansicht, daß auf den Gedanken der Einführung neuer Industriezweige auf Staatskosten zu verzichten, hingegen eher der Versuch zu machen sei, junge noch kräftige Leute aus jenen Gegenden zu ermuntern, bei Handwerkern als Lehrlinge einzutreten, vorzüglich bei Maurern und Zimmerleuten, um durch sie allmälig die noch so häufig einwandernden Tiroler ersetzen zu können, oder als Dienstboten in den landwirthschaftlichen Abtheilungen des Kantons ihr Brod zu suchen; ebenso wurden die Gemeinden der Töß- und Jonenthäler mit Versprechen von Unterstützungen aufgefordert, Almendeland unter ihre eigenthumslosen Haushaltungen zu vertheilen, oder, wo kein solches sich vorfinde, einige Grundstücke zu diesem Zweck anzukaufen; ein Hauptplan aber, der ihn und die ihm zur Seite stehende Kommission lebhaft beschäftigte und der denn auch, so bald nicht mehr alle Kräfte des Staates und der Privaten in Anspruch genommen werden mußten, um der im Jahr 1817 furchtbar angewachsenen Theurungsnoth zu steuern, zur Ausführung gebracht wurde, war die Errichtung einer landwirthschaftlichen Armenschule.

Schon den 31. Januar 1818 wurde dieser mit Sorgfalt ausgearbeitete Plan der Regierung vorgelegt, worauf dieselbe beschloß, einer neu zu bildenden besondern Aufsichtskommission, an deren Spitze wieder Escher berufen ward, ein in der Nähe der Gemeinde Töß gelegenes Staatslehen von ungefähr 150 Juchart Land, den Bläsihof, zu Errichtung einer solchen Anstalt auf eine Probezeit von vier Jahren zu überlassen. Aufgenommen werden sollen in dieselbe vorzugsweise Knaben aus den verdienstlosen bisher hauptsächlich mit Fabrikarbeit sich beschäftigenden Gemeinden des Kantons, vor der Hand indessen nur zehn, mit Vollmacht für die Kommission, ihre Zahl bei günstigem Erfolge allmälig zu erweitern. Sie sollen vier Jahre bleiben, Nahrung, Kleidung und Unterricht in den gewöhnlichen Schulfächern erhalten. Angestellt werden sollen ein Schaffner nebst Gehülfin, ein Lehrer, drei Oberknechte, drei Un-

terknechte, zwei Mägde. Diese bedeutende Dienstbotenzahl schien bei der großen Ausdehnung, so wie dem bisher sehr vernachlässigten Zustande des Hofes nothwendig, da von den Zöglingen für den Anfang wol noch keine bedeutenden Dienstleistungen erwartet werden durften. Angewiesen wurden von der Regierung einstweilen 7000 Franken für den Betrieb der Landwirthschaft und 3000 für das Lehrinstitut. Über den Beginn und die ersten Erfolge dieser Anstalt seien einer der Zürcher'schen Hülfsgesellschaft im Jahr 1821 vorgelegten Mittheilung Eschers selbst die nachstehenden Stellen enthoben.

„Die Anstalt im Bläsihof ist als eine Tochter der landwirthschaftlichen Armenschule in Hofwyl zu betrachten, indem eines Theils unser Lehrer dort gebildet wurde, anders Theils ohne jenes befriedigende Beispiel unser Versuch kaum hätte gewagt werden dürfen. Schon der selige Hirzel, der Vorsteher unsrer Hülfsgesellschaft, hatte seiner Zeit den Entschluß gefaßt, durch dieselbe in unserm Kanton eine solche Anstalt zu errichten und zu diesem Ende unsern jetzigen Lehrer Ruegg als fünfzehnjährigen Knaben nach Hofwyl gesandt und Fellenberg besonders empfohlen. Die Hülfsgesellschaft bewahrte Hirzels Entschluß und dachte wirklich im Jahr 1816 daran, einen als Schuldunterpfand ihr heimgefallenen Hof zu einer kleinen landwirthschaftlichen Armenschule zu benutzen; allein da die Arbeiten einer dafür niedergesetzten Kommission aus verschiedenen Gründen Aufschub erlitten, so wurde unterdessen der Gedanke von der Regierung aufgenommen und mit größern Mitteln auch ausgeführt, wobei es freilich nicht ohne Schwierigkeiten möglich war, den damals neunzehnjährigen jungen Mann, den man für Übernahme der Lehrstelle im Auge hatte, von Fellenberg zurückzuerhalten. Der ausdrücklichen Instruktion der Regierung zufolge ist der Hauptzweck der Anstalt, junge Leute von dem für ihre körperliche und geistige Entwicklung so wenig befriedigenden Baumwollenspinnen dem Feldbau zuzuleiten, sie für diesen zu erziehen und dadurch zugleich die immer noch zu

schwache Klasse tüchtiger Güterarbeiter zu vermehren. An diesen Hauptzweck reiht sich denn noch als untergeordnet derjenige, den ausgedehnten auf einer bisher für ziemlich unwirthlich gehaltenen Höhe liegenden Bläsihof allmälig in den beßtmöglichen Stand zu bringen, nicht sowol um in finanzieller Hinsicht daraus den höchsten Ertrag zu erhalten, sondern um zu erfahren, welcher landwirthschaftlichen Kultur die bedeutende Hochebene fähig sei, die sich zwischen den Töß- und Glatthälern durch einen großen Theil unsers Kantons hinzieht und endlich darf man wol auch noch der Hoffnung sich hingeben, daß diese Anstalt zu einer Art Musterschule heranwachse, um allen Gemeinden unsers Kantons zu zeigen, wie Waisen, oder arme vernachlässigte Kinder am zweckmäßigsten in den Gemeinden selbst erzogen, besorgt und der sichersten Berufsart, dem Feldbau, zugeführt werden können. — Wie wohlthätig aber diese Anstalt auch in religiöser und geistiger Beziehung für unsern Kanton werden könne, geht aus der Beobachtung hervor, die wir bereits gemacht haben, daß die Mehrzahl der bei uns eintretenden Zöglinge in den meisten Fächern des Kirchen- und Schulunterrichtes unglaublich vernachlässigt erschien. Armuth und Entfernung von Kirche und Schule wurden als die Ursache davon angegeben. Aber sollte es denn bei aufrichtigem Zusammenwirken von öffentlichen Behörden und wohlthätigen Privaten so schwer sein, diesem Übelstand abzuhelfen? Wir sehen z. B. in unsern Tagen mit frommem Eifer Beiträge sammeln, um Prediger des Evangeliums den noch wilden Menschenstämmen entfernter Erdtheile zuzusenden. Wie zweifelhaft ist aber nicht der Erfolg so gewagter Unternehmungen? und wie viel näher liegt uns nicht das Bedürfniß der Verbreitung nicht bloß des Namens der christlichen Religion, sondern des wahren Geistes derselben bei unsern eigenen Mitbürgern durch Unterstützung der unglücklichen Kinder, die durch Armuth oder Liederlichkeit ihrer Ältern von allem Kirchen- und Schulunterricht soviel als ausgeschlossen sind? — Was die ersten Erfolge unsrer Anstalt betrifft, so zeigen sich dieselben gerade diesem

Unterrichtsbedürfniß gegenüber ziemlich befriedigend. Sie wären es vielleicht noch mehr, wenn wir unsre Zöglinge schon in frühem Lebensalter aufnehmen könnten. Fellenberg drang in Folge seiner eigenen häufigen Erfahrungen mit großem Eifer darauf, daß wir alle, die das siebente oder achte Jahr überschritten hätten, zurückweisen sollen. Da indessen unsre Aufgabe darin besteht, tüchtige Güterarbeiter zu bilden und ein vierjähriger Lehrkurs hiefür nothwendig aber auch ausreichend zu sein scheint, so haben wir zur Aufnahme in der Regel das dreizehnte oder vierzehnte Altersjahr festgesetzt. Werden uns aber auch ältere empfohlen, die bisher im Bettel herumzogen, oder in Spinnstuben verwahrlost wurden, sollen wir denn der aufgestellten Altersregel wegen, einen so bedauernswerthen Menschen ohne weiters in's Elend zurückweisen? Wir sehen, daß Moralisten und Psychologen sehr ungleicher Ansicht sind über die Frage, in welchem Alter ein verdorbener Mensch als unverbesserlich zu betrachten sei. Als uns am Tage der Eröffnung der Anstalt ein neunzehnjähriger an Leib und Seele gleich verwahrloster Bettler von Pfäffikon möglichst zerfetzt und unreinlich zur Aufnahme empfohlen ward, ließ man sich durch das Gefühl verleiten, schon den ersten Tag von der aufgestellten Regel abzugehn, in Hoffnung, diesen armen Menschen von dem Elend zu retten, in das er zu versinken im Begriffe war."

„Lange begehrte unser damals nicht ältere Lehrer die Wegweisung dieses für jeden Unterricht unempfänglichen und jeden Sinnes für Ordnung und Reinlichkeit ermangelnden Menschen. Man antwortete ihm: Dieses ist eines der verlorenen Schafe, über dessen Rettung im Himmel mehr Freude sein wird, als über alle diejenigen, welche sich nie verirrten. Ruegg faßte die Weisung mit religiösem Sinne auf und suchte geduldig soviel wenigstens möglich auf den Geist des Armen einzuwirken, dessen Körper bei der regelmäßigen Lebensart sich befriedigend zu entwickeln begann und jetzt ist dieser Zögling zwar geistig immer noch etwas schwach, aber ein braver, thätiger, brauch-

barer und gutmüthiger Mensch geworden. Eine ähnliche Erfahrung machten wir mit einem zweiten Zögling von Selmatten, der ebenfalls als Bettler in den meisten Kantonen der Schweiz, in Deutschland, Frankreich und Savoien herumgezogen war und durch aargauische Landjäger eingebracht wurde. Er fühlt sich glücklich in der landwirthschaftlichen Armenschule und entwickelt sich sehr befriedigend. Allerdings erfordert die Wahrheitsliebe, auch der mißlungenen Versuche zu erwähnen. Dahin gehört derjenige mit einem achtzehnjährigen Menschen von Irgenhausen. An physischer Kraft für den Landbau gebrach es ihm keineswegs, allein er war nicht bloß geistig verwahrlost, sondern sittlich verdorben und suchte auch seine Mitzöglinge zu verführen. So wie dieses entdeckt ward, wurde er auf der Stelle entlassen. Ebenso mißlang der Versuch, einen andern achtzehnjährigen an regelmäßige Lebensart zu gewöhnen. Auch einer der schon im vierzehnten Jahr angenommen wurde, nachdem er als Wurzelgräber und Bettler mit seinem Vater in der Welt herumgezogen war, entfloh bald wieder. Er wurde von seinen Gemeindevorstehern auf's neue eingebracht, entlief aber zum zweiten Mal und ist seither nicht wieder zurückgekehrt. Hingegen sind wir denn wieder mit einem, der als siebzehnjährig aufgenommen wurde, glücklicher gewesen. Es beweist daher unsre bisherige Erfahrung, daß das bekannte Wort: **Frangas citius quam corrigas**, wie auch noch andre psychologische Sentenzen, sehr relativ ist und sich nicht als allgemeine Regel aufstellen läßt."

Seinen Verrichtungen als Präsident der Aufsichts-Kommission dieser Anstalt lag Escher, wie die jährlich der Regierung erstatteten ausführlichen Berichte zeigen, mit dem gewissenhaftesten Fleiße ob. So oft es die Umstände erforderten und regelmäßig bei seinen Wanderungen nach Kefsikon besuchte er dieselbe, während ein anderes in der Nähe wohnendes Mitglied der Kommission, der Oberst Heß, besonders die Landwirthschaft unter stete Aufsicht nahm, der Pfarrer aber der Gemeinde Töß, Herr Meier, den Zöglingen einen von

der Aufsichts-Kommission mit Beifall gewürdigten Religionsunterricht ertheilte. Eschers persönliche Erscheinung weckte in der Anstalt stets allgemeine Freude und seine humane Leitung wirkte wohlthätig auf die Angestellten wie auf die Zöglinge ein. Dem Schaffner, wie auch dem Lehrer konnten in den Jahresberichten gute Zeugnisse ertheilt werden, und auch bei den Zöglingen, deren Zahl allmälig auf dreißig angewachsen war, bewährte sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, der volle Werth einer verständig geleiteten Thätigkeit, wie eines Gemüth und Geist in Anspruch nehmenden Unterrichts.

Im März 1822 war die von der Regierung festgesetzte Probezeit von vier Jahren verflossen und auch der damals erstattete Bericht wiederholt die bisherige Befriedigung mit den Ergebnissen der Anstalt für geistige und sittliche Bildung der Zöglinge; aber freimüthig wird dann zugleich eingestanden, daß das landwirthschaftliche Resultat nicht in gleichem Grade beruhigend sei, die Auslagen für die Wirthschaft bedeutender, der Ertrag des Hofes geringer, als man dieselben Anfangs berechnet habe; daß schwerlich jemals die Anstalt aus eigenen Kräften werde bestehen können, selbst wenn ungünstige Witterung und Mißwachs nur selten eintreten. Nichts desto weniger beschloß die Regierung, in Berücksichtigung der erfreulichen moralischen Folgen der Anstalt, die Fortdauer derselben vor der Hand auf eine neue Frist von vier Jahren. Sie tilgte das aufgelaufene Defizit, setzte die Zahl der Zöglinge einstweilen auf dreißig fest und ließ der Aufsichts-Kommission die neuen nöthigen Vorschüsse zugehn. Zugleich aber lud sie dieselbe ein, mit Zuzug sachkundiger Landleute aus den verschiedenen Theilen des Kantons, eine möglichst genaue Untersuchung der örtlichen Beschaffenheit des Hofes, so wie der Verbesserungsfähigkeit desselben in seiner ganzen Ausdehnung vornehmen zu lassen.

Im Anfange des Jahrs 1823 schrieb Escher, bereits unter großer Krankheitsbeschwerde, seinen letzten und zwar besonders einläßlichen Jahresbericht über die Anstalt nieder. Er wurde den 1. März der

Regierung vorgelegt und auf denselben im Wesentlichen folgendes beschlossen: Obwol die mancherlei Hindernisse, mit denen die Anstalt sowol ihrer Lokalität als der Zeitumstände wegen fortwährend zu kämpfen hat, einem gedeihlichen Fortgange derselben bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen, und obwol der bisherige Ertrag des Hofes keineswegs in dem erwarteten Verhältnisse steht zu dem numerären Aufwande, zu dem der Staat sich bisher für denselben genöthigt sah, so soll dennoch der moralische Einfluß der Anstalt in vorzügliche Rechnung gezogen werden, indem sich aus dem so sorgfältig abgefaßten Berichte hinreichend ergibt, daß der Lehrer seine Pflichten mit unermüdeter Treue, Sorgfalt und Geschicklichkeit erfülle, sowie auch der Schaffner den seinigen ein befriedigendes Genügen leiste, daß die große Mehrzahl der ältern Zöglinge ein ungetheilt gutes Zeugniß erhalten habe, daß auch die jüngern zu schönen Hoffnungen berechtigen und daß unter den schwächern in beiden Klassen sich keine befinden, an denen sich nicht die Wohlthat der zweckmäßigen Erziehung und des Unterrichts auffallend erprobt hätte, besonders wenn man den höchst verwahrlosten Zustand in's Auge fasse, in welchem die meisten in die Anstalt aufgenommen worden seien. Es solle daher gegen die Aufsichts-Kommission und besonders den hochverdienten Berichterstatter derselben, der kräftigste obrigkeitliche Dank ausgesprochen und die Kommission beauftragt werden, vorzüglich dem Lehrer und auch dem Schaffner die Zufriedenheit der Regierung zu bezeugen. Das vorhandene Defizit soll auch dieses Mal auf die Staatskasse genommen und der Anstalt für das laufende Jahr ein neuer Kredit von 4000 Franken eröffuet werden. Acht Tage nach dieser letzten ehrenvollen Anerkennung von Eschers Bemühungen erfolgte das Ende seiner irdischen Wirksamkeit.

Den Leser indessen dieser Blätter wird vielleicht auch noch das spätere Schicksal der besprochenen Anstalt interessiren. Der Vorsitz in der Aufsichts-Kommission wurde einem andern Mitgliede derselben, Herrn Schinz, dem damaligen Präsidenten der Zürcher'schen

Hülfsgesellschaft übertragen und unter seiner thätigen Leitung lie im bisherigen Geschäftsgange die zweite vierjährige Probefrist der Anstalt ab. Unterdessen hatten jene erwähnten Untersuchungen sachverständiger Landwirthe statt gefunden und das übereinstimmende Befinden derselben fiel dahin aus, daß das rauhe Klima, die nördiche Abdachung und der kalte, schwere Thonboden des Bläsihofs jeder bessern Kultur ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzen, so daß nicht nur die Zöglinge in dieser Hinsicht keine Ermuthigung zu dem ihnen zugedachten Berufe finden, sondern fortwährend ein unverhältnißmäßig bedeutender Zuschuß von Staatskräften erforderlich wäre, um die Anstalt auf dem bisherigen Fuße zu erhalten.

Obwol nun auch der achte Bericht der Aufsichts-Kommission sich über die Ergebnisse der Anstalt als Schule so befriedigend wie die frühern aussprach, so weckte dennoch jenes Befinden der Landwirthe, dem auch die Kommission beipflichten mußte, im Schooße der Regierung die Überzeugung, daß die Beibehaltung der Anstalt an dieser Stelle mit allzu unverhältnißmäßigen Opfern von Seite des Staates verbunden wäre, und auch von dem anfänglichen Gedanken der Verlegung derselben an eine andere glaubte man verschiedener eigenthümlicher Schwierigkeiten und des Bedürfnisses neuer Initial-Auslagen wegen um so mehr abgehen zu müssen, als mittlerweile dem Lehrer, Herrn Ruegg, eine Stelle an den Stadtschulen in Winterthur übertragen worden war, die dieser im Mai des Jahres 1826 antreten sollte und anderweitige Verhältnisse auch für den Schaffner der Anstalt eine veränderte Wirksamkeit wünschbar machten. So wurde denn den 24. Juni 1826 die Aufhebung derselben beschlossen, der Aufsichts-Kommission aber die nöthigen Mittel angewiesen, für zweckmäßige Unterkunft der noch in der Anstalt befindlichen Zöglinge in andern ähnlichen, bei Handwerkern, oder sonst auf geeignete Weise die nöthigen Vorkehre zu treffen.

Während der acht Jahre ihres Bestandes hatte die Anstalt im Ganzen 57 Zöglinge, großentheils aus den Berggegenden des Kan-

tons, aufgenommen. Von diesen waren vier durch Tod oder hartnäckige Krankheit derselben entzogen, sechs als der bezweckten Bildung unfähig entfernt worden. Fünf waren bei Handwerkern in die Lehre eingetreten, dreizehn der Hauptbestimmung der Anstalt gemäß bei verschiedenen Dienstherrn, freilich nicht sämmtlich als Güterarbeiter untergebracht worden. Was die übrigen 29 bei Aufhebung der Anstalt in derselben noch vorhandenen betraf, so konnte mit Überzeugung gesagt werden, daß der Grund zu einer bessern Erziehung bei ihnen gelegt worden sei. Der Staat hatte auf das Unternehmen verwendet 48,342 Franken zu Bestreitung der Initial-Auslagen, der haus- und landwirthschaftlichen Ausgaben, 14,105 für Verbesserung der Gebäulichkeiten und 1920 Franken durch Verzichtleistung auf den frühern Lehenzins, mithin die Gesammtsumme von 64,368 Schweizerfranken.

In den nämlichen Monat mit dem Beschlusse der Errichtung einer landwirthschaftlichen Armenschule fiel derjenige der dritten Säkularfeier der Reformation durch Ulrich Zwingli. Es hatte nämlich auf Anregung des Kirchenrathes den 12. März 1818 der kleine Rath sich dahin vereinigt, dieses Gedächtnißfest auf den 1. Januar 1819, als denjenigen Tag, wo Zwingli in Zürich zum erstenmal die Kanzel betreten hatte, und die nächstfolgenden zu verlegen und dem Kirchenrathe dann überlassen, auch andre Kantone zur Theilnahme einzuladen. Die Feier sollte statt finden mit Beseitigung konfessioneller Polemik und alles desjenigen, was andre Glaubensgenossen verletzen könnte. Der ganzen Bevölkerung des Kantons sollte in möglichst verständlicher und einfacher Sprache der Werth und Charakter des großen Ereignisses dargethan und sein Sinn für religioses und kirchliches Leben auf's neue angeregt werden. Mit Eifer betheiligte sich Escher selbst an diesem Feste und wirkte für dasselbe mit großer Wärme und Freudigkeit. Schon am Ende des Jahrs 1817 hatte er seinem Freunde Vaucher berichtet, daß man mit dem Gedanken an diese Säkularfeier sich zu beschäftigen beginne und ihn eingeladen,

dahin zu wirken, daß auch Genf Zürich sich anschließe. „Erst seit der Reformation und in Folge derselben, fügte er bei, hat auch die Pflege der Wissenschaft bei uns festen Fuß gefaßt. Die Glaubensgespräche waren es, die uns zu gründlichern Studien nöthigten. Die Liebe zu denselben ist uns seither geblieben und worauf früher das Bedürfniß uns führte, das lernten wir später freiwillig und mit Vergnügen thun." An ebendenselben schrieb er dann im November des folgenden Jahrs: „Vielleicht mag man hier und da meinen, wir machen etwas zu viel Lärm mit unserm Feste, allein wahrhaftig das Herz ist dabei und ich erwarte davon die beßten Erfolge für Erhaltung des religiosen Geistes bei unserm Volke. Gerade gegenwärtig ist der Vatikan sehr thätig seine geistliche Herrschaft auszudehnen und neu zu befestigen; daher sollen auch wir unserseits in Kundgebung der Anhänglichkeit an unser religioses und kirchliches System nicht lau sein. Wir Züricher dürfen wol mit etwas Selbstgefühl an die Reformation denken. Was wäre aus derselben geworden im Schweizerlande ohne den Eifer und die Standhaftigkeit unsrer Regierung mitten unter den Widerwärtigkeiten, mit denen wir ihretwegen zu kämpfen hatten? Wahrhaftig Bern hätte ohne Zürich sie weder begründet, noch aufrecht erhalten. Ohne die Reformation aber wären selbst die Zustände der katholischen Welt noch weit schlimmer geworden. Sie war es, welche den Vatikan nöthigte, sich aufzuraffen und sich in verständigern Schranken zu halten, und ihr nur ist es zu verdanken, daß in jener Epoche der furchtbarsten sittlichen Ausartung, namentlich bei den höhern Ständen, das Christenthum nicht gänzlich erlosch." In seinem Rückblicke aber auf das Jahr 1819 heißt es: „In den ersten Tagen des Jahres nahm mich das Reformationsjubiläum, zugleich auch der mir empfohlenen Abgeordneten der Genferkirche wegen, sehr in Anspruch. Tief fühlte ich die glücklichen Folgen, die aus jenem großen Ereignisse für unsre Kultur, Sittlichkeit und den Wohlstand der Vaterstadt und des Vaterlandes hervorgingen und der wackere Zwingli schwebt

mir, seit ich bei diesem Anlasse seine Geschichte gründlicher studirte, immer lebhaft als Muster von Muth, Beharrlichkeit und Aufopferung für das, was sich ihm als Wahrheit darstellen mußte, vor."

Leicht läßt sich aus diesen Äußerungen, wie auch noch aus andern ähnlichen, die seinem Briefwechsel enthoben werden könnten, der Standpunkt erkennen, den Escher sowol dem Katholizismus gegenüber, wie denn auch als Protestant überhaupt und in dieser Eigenschaft dann besonders noch als entschiedener Anhänger der Zwinglischen Reformation und Anschauungsweise einnahm. Unbefangen würdigte er auch die römische Kirche in ihrer historischen Entwicklung, ihrer zeitweisen Bedeutung, ihrer Stärke und ihrer Schwäche, war einer unfruchtbaren Polemik gegen dieselbe abhold und stand in freundschaftlichem Verhältniß mit vielen achtungswerthen Katholiken, einem Wessenberg z. B., Stalder, Thaddeus Müller, dem Thurgauischen Landammann Anderwerth, dem, wenn er in Zürich sich aufhielt, immer gastfrei sein Haus geöffnet war.

Wol aber mußten ihn seine ganze Individualität, sein freier männlicher Sinn, sein unermüdliches Streben nach geistiger Selbstständigkeit, sein Bedürfniß, die großen Erscheinungen in Natur und Geschichte mit dem eigenen Vernunfturtheil stets in möglichsten Einklang zu bringen, den Umstand als eine doppelte Gunst des Glückes erkennen lehren, daß er schon durch Geburt und Erziehung an die protestantische Anschauungsweise religioser und kirchlicher Angelegenheiten gewiesen war. Noch mehr, selbst unter den protestantischen Lehrsystemen war es gerade das durch Zwingli begründete, welches vielleicht allein es ihm nach seiner Eigenthümlichkeit möglich machte, mit voller Überzeugung auch seiner Landeskirche anhänglich zu sein. Keineswegs gebrach es ihm an der festen Glaubenszuversicht, ohne welche überhaupt keine Religion möglich ist. Wenn er in seinem politischen Wirkungskreise durch den Kampf der Parteien, das Spiel der Leidenschaften, durch die Überzeugung von den unreinen Triebfedern, die oft für die bedeutendesten Ereignisse in Be-

wegung gesetzt wurden und zum Entscheide den Ausschlag gaben, geängstigt und gedrängt, in den Schooß der stillen und großen Natur sich flüchtete, dann sagte er sich in den Stunden einsamer Sammlung: Über aller dieser menschlichen Verwirrung waltet dennoch eine ewige Weisheit, ein heiliger Wille. Hinblickend auf die eigenen Lebenserfahrungen, wie auf die Geschichte der Menschheit, fand er überall dessen Spuren und wo denselben in allen Einzelnheiten zu verfolgen, in seinem großen Zusammenhange zu erfassen, das eigene Auge zu schwach war, da trat ergänzend jene unerschütterliche Glaubenszuversicht hinzu und rüstete ihn mit neuer Kraft. Allein dieser Glaube war kein von außen her ihm aufgedrungener, kein von irgend einer menschlichen Behörde oder Autorität unter Gefangennehmung des eigenen Urtheils von ihm geforderter. Er hatte in seinem eigenen Gemüth seine Wurzel und fand auch vor dem Richterstuhle einer ruhig prüfenden Vernunft seine Rechtfertigung. Ebenso verhielt es sich auch mit seinem Glauben als Christ und Glied seiner Kirche. Nicht bloß, weil das Wort Gottes im Evangelium, das er gerne und nie ohne Erbauung zur Hand nahm, ihm durch menschliches Gebot, oder menschliche Autorität als solches hingestellt wurde, nicht etwa, weil sein Buchstabe so und nicht anders lautete, sondern, weil es, in seinem Geiste erfaßt, in der That für ihn zur Quelle des Lebens ward, weil er durch dessen Wärme sein eigenes Gemüth ergriffen fühlte, weil im Lichte desselben sein eigenes Denken und Streben sich läuterte, die in demselben geforderte Bethätigung des Glaubens durch die Liebe auch von seinem eigenen Urtheil als die höchste Menschenpflicht erkannt ward, war es ihm heilig und ward auch für ihn zur Gottesoffenbarung, an der seine Liebe und Thatkraft sich stärkte. Und eben darum auch wohnte er gerne, wenn nicht dringende Pflicht ihn davon abhielt, dem öffentlichen Gottesdienste bei, freute sich der Predigt eines Geistlichen, der aus einem Herzen voll Liebe, mit dem Muth eines reinen Bewußtseins und mit der Kraft der Rede zu seiner Gemeinde sprach,

wußte ihm Dank für jede eigene Anregung zum Guten, aber prüfte sorgfältig das Angehörte, und gab keineswegs das eigene Urtheil auch nicht unter dasjenige des Beßten derselben gefangen. Ja gerade darin erkannte er ein Hauptverdienst von Zürichs Reformator, daß dieser kräftiger als keiner der andern der von ihm begründeten Kirche das freie Denken gesichert hatte, so daß dieselbe, an seinem Beispiele sich aufraffend *), von jedem spätern Versuche zurückgekommen war, Christi lebendiges und geistiges Wort durch Zusätze zwingender Glaubensformeln zu schwächen, oder im Buchstaben einer abgeschlossenen und unantastbaren Kirchenlehre zu versteinern.

Diese Übereinstimmung Eschers mit den Religionsansichten des Reformators war es, welche ihn auch für die Gedächtnißfeier desselben begeisterte. In den gleichzeitigen Briefen an mehrere seiner Freunde spricht er seine Freude über dieselbe aus, gibt ihnen Kenntniß von dem Hergange des Festes und fügt als Geschenke entweder Schriften oder Denkmünzen bei, die demselben ihre Entstehung verdankten. Er nahm die Abgeordneten Genfs in sein Haus auf und veranstaltete, sie und andre eingetroffene Fremde zu ehren, in demselben eine belebte Abendgesellschaft, zu welcher er die Geistlichen der Stadt und die Bedeutendesten der Zürcher'schen Gelehrten einlud.

*) Auch Zwingli hatte, nachdem im Jahr 1530 das Glaubensbekenntniß der Lutheraner dem zu Augsburg versammelten Reichstage übergeben worden war, ein solches eingesendet, allein mit der ausdrücklichen Erklärung gegen den Kaiser, er übergebe es lediglich als das seinige, wolle es niemandem aufdringen und seinem Volke nicht vorgreifen.

8. Fortgang und Vollendung des Linthwerkes. Familien- und gesellschaftliche Verhältnisse.

Während der Dauer der Mediationsverfassung hatte die Linthunternehmung ihren geordneten Fortgang. Jährlich wurde der Tagsatzung und zwar in der Regel durch Eschern persönlich Bericht über denselben erstattet, und ebenso den Aktionärs durch die Aufsichtskommission*). Über den Stand der Unternehmung am Ende dieser Periode bemerkt Escher in seinem Rückblicke auf das Jahr 1813: „Das Anschwellen gewaltiger Wassermassen in Folge des schlechten Wetters dieses Jahres veranlaßte zwar einen Dammbruch und einige wenig bedeutende Beschädigungen. Dagegen aber wirkte es auch befriedigend zur noch immer wünschbaren Vertiefung der neuen Kanäle, so daß mir auch jenes kleine Mißgeschick keinerlei Beunruhigung verursachte. Da nun alle Theile der Arbeit im Gange sind und mehrere derselben sich ihrer Vollendung nähern, so wird allmälig die Besorgung leichter und ich gewinne an Zeit für meine übrigen Geschäfte. Immer aber bleibt die Linthunternehmung das Hauptwerk meines Lebens und bis zu ihrer Vollendung habe ich die Sorge für dieselbe als die erste und heiligste Pflicht zu betrachten. Sie beginnt mir aber nun um so süßer zu werden, da der Boden im Kanton Glarus bereits mit einer Thätigkeit und mit gemeinsamen Vorkehren benutzt wird, die mir wenig zu wünschen übrig lassen." Allein die Auflösung der Mediationsverfassung im Jahr 1814 führte

---

*) Die vollständige Sammlung dieser Berichte findet sich in den drei Bänden des offiziellen Notizenblattes die Linthunternehmung betreffend. Zürich 1807—1824. Bis zum 9. Heumonat 1813 waren 3220 Aktien abgesetzt worden. Die Gesammtsumme der Einnahmen belief sich bis ebendahin auf 651,817, diejenige der Ausgaben auf 644,068 Schweizerfranken.

eine Zeit der Hemmung und Ungewißheit herbei. Es fehlte an einer nationalen Oberbehörde, welche für das Beibringen der zur Vollendung der Arbeiten noch nöthigen Geldsummen besorgt war. In einem Theile der Stände erlosch der Eifer für gemeineidgenössische Unternehmungen und auch die geschilderten Unruhen in den Bezirken Sargans, Gaster und Utznach wirkten nachtheilig auf die Regierungen der betreffenden Kantone, auf die Stimmung der Einwohner und auch auf die Arbeiter selbst zurück. Doch in dem Maße, in welchem die Entmuthigung überhand zu nehmen schien, wuchsen Eschers Eifer und Thätigkeit. Er verlängerte wieder seinen Aufenthalt an Ort und Stelle, zeigte Zuversicht und Heiterkeit, regte an, half aus, wo die Mittel gebrachen bisweilen mit eigener Aufopferung. „Zu jedem meiner Besuche, schreibt er an Stehelin, muß ich das Nöthige zusammenbetteln und nie kann ich wieder abreisen ohne zurückgelassene Schulden. Vorgestern mußte ich bei der Stiftsdame, Frau von Schönau, nur um etwas Geld in der Tasche zu haben, einen Louisd'or entlehnen."

Unter diesen Umständen begann Escher den vierzehnten, am Ende des Heumonats 1814 ausgegebenen, Bericht an die Aktienbesitzer mit folgenden Worten: „Die größten und erstaunenswürdigsten Ereignisse hatten in den neuesten Zeiten in den unser Vaterland umgebenden Ländern statt; auch unser kleine Bundesstaat wurde zum Theil in dieselben verwickelt. Seit einem halben Jahre befindet sich die Schweiz ohne Verfassung. In den Landschaften selbst, über welche sich die Arbeiten und Wirkungen der Linthunternehmung verbreiten, herrschen Unruhe, Spannung, Ungewißheit über wichtige politische Verhältnisse; dennoch schritt die Linthunternehmung ungestört ihrem Ziele entgegen. Ihr Zweck ist nur der Menschheit und dem Vaterlande ohne Rücksicht auf dessen Organisation geweiht. Ihr, edle Eidgenossen, die ihr durch eure großmüthigen Beiträge die Ausführung desselben möglich machtet — ihr wolltet weder dem Glarner, noch dem Sarganser, weder dem Märchler, noch dem Reichenburger,

sondern euern bedrängten Miteidgenossen in den Thälern der Linth und des Wallensees Hülfe leisten und sie dem Elende entheben. Dieser ächt eidgenössische Geist hat durch den ihm folgenden Segen des Himmels eine Unternehmung bewirkt, welche an Ausdehnung und wohlthätiger Wirkung auch die kühnsten Hoffnungen derer übertrifft, welche euch dazu einzuladen gewagt hatten. Möchte dieses Beispiel der Kraft und der segenvollen Wirkung des Geistes, der euch beseelte, Eidgenossen und Theilnehmer an der Linthunternehmung, alle unsre Miteidgenossen aufwecken und mit dem gleichen Geiste durchdringen! In vollem Zutrauen auf die Fürdauer der menschenfreundlichen und brüderlichen Gesinnungen der Schweizernation wagten es die Führer der Linthunternehmung ununterbrochen auch mitten in der beunruhigendesten Gährung, die bis in jene Thäler eindrang, ihre Arbeiten fortzusetzen und alle nur möglichen Hülfsmittel aufzubieten, um den ungestörten Fortgang dieses Nationalwerkes und die immer weiter sich verbreitenden wohlthätigen Wirkungen desselben zu sichern." — „Wenn auch — so schloß nach Aufzählung der Arbeiten, die zu dieser Sicherstellung des Unternehmens noch rückständig blieben, der Bericht — gegenwärtig das Vaterland die frühere Ruhe und die neue Verfassung, der es bedarf, noch nicht wieder gefunden hat, wenn ein Zeitpunkt freier und selbstständiger Wirksamkeit eingetreten ist, so wird in demselben der früher so kraftvoll thätige schweizerische Gemeingeist sich nicht untreu werden und nicht das beinahe vollendete Nationalunternehmen theilnahmlos mit allen seinen wohlthätigen Wirkungen wieder zu Grunde gehen lassen. Nein! Immer ist der Parteigeist in Repuliken besonders lebhaft gewesen, gerade des Interesses wegen, das jeder Bürger am gemeinen Wesen nimmt; aber wo wahre Vaterlandsliebe diesem Interesse zum Grunde liegt, wird auch immer jener Parteigeist am Ende dem Vortheile des Vaterlands weichen. Auch diesen Sieg des Nationalinteresse über alles bloß lokale, das im Widerspruch mit jenem sich doch nicht zu behaupten vermöchte, wird das Schweizervolk zu erringen wissen und einen

Beweis seines Gemeinsinnes besonders auch in der Fortsetzung und glücklichen Vollendung der Linthunternehmung aufstellen."

Die warme und herzliche Sprache dieses Berichtes fand auch in der Tagsatzung Einklang. In ihren Sitzungen vom 26. Herbstmonat und 28. Christmonat begann dieselbe sich wieder mit dem Linthwerke zu beschäftigen; auch eine Prüfung der Arbeiten durch eine dazu verordnete Kommission hatte statt gefunden, worauf dann den 11. Januar 1815 nachfolgender Beschluß erlassen ward: „Die Stände Neuenburg, Wallis und Genf sollen, so bald sie in den Bund förmlich aufgenommen sein werden, mit den Verhältnissen und dem Zustande der Linthunternehmung bekannt gemacht und eingeladen werden, durch freiwillige Aktienübernahme von Seite ihres Gemeinwesens sowol als ihrer wolhabenden Partikularen an der Vollendung des Werkes ehrenvollen Theil zu nehmen. Sämmtliche Stände werden ebenfalls eingeladen, von den noch abzusetzenden Linthaktien 200 nach dem Verhältniß der zu bezahlenden Geldkontingente zu übernehmen. Die Linthkassakommission in Zürich ist bevollmächtigt, den Betrag obiger durch die hohen Stände zu übernehmenden 200 Aktien, wenn die Aufsichts-Kommission dessen bedarf, ehe die Gelder dafür eingehen, durch ein Anleihen zu entheben, welches aber aus dem Eingang obenbemeldeter Aktiengelder sogleich wieder getilgt werden soll. Diejenigen Stände, welche für früher übernommene Linthaktien noch Zahlungsrückstände schuldig sind, werden eingeladen, dieselben ungesäumt zu tilgen."

In Folge dieser Verfügung, zu deren Erlaß auf Eschers dringendes Bitten besonders zwei Mitglieder der Prüfungs-Kommission, die Herren Rathsherr Fischer von Bern und Landammann Heer von Glarus, wesentlich beigetragen hatten, konnte derselbe nun ruhiger wieder fortarbeiten lassen. Zugleich that er dann alles Mögliche, um durch seine Freunde in Genf und Neuenburg auch in diesen Ständen die Geneigtheit für Übernahme von Aktien zu wecken und nicht umsonst, indem die Regierung von Genf für 40 und dortige

Privatpersonen für 60 Aktien unterzeichneten, die Regierung von Neuenburg aber für 25, während Privatpersonen daselbst schon früher sich mit 28 betheiligt hatten, und nur die dort gerade damals in Aussicht stehenden Korrektionsarbeiteu der Reuse zahlreichere Beiträge zurückhielten.

Im Sommer 1816 erreichte der Wasserstand überall in den Alpen, in Folge starken Schneeschmelzens, eine ungewohnte Höhe. Nichtsdestoweniger konnte Escher in seinem Rückblicke auf dieses Jahr mit Beruhigung sagen: „Fortwährend widmete ich der Leitung der Linthunternehmung alle Zeit und Anstrengung der sie bedurfte, und hatte im April die Freude durch Öffnung des Benkener-Kanals nun die letzte Abtheilung der großen Hauptarbeiten zu vollenden und ungeachtet des unerhörten überall so nachtheilig wirkenden Wasserstandes die Lintharbeiten unbeschädigt zu sehen auch den Erfolg der ganzen Unternehmung auf einer vollendetern Stufe zu erblicken, als ich nie zu hoffen gewagt hätte. Noch erfordert indessen die letzte Vollendung verschiedene Nebenarbeiten. Weniger befriedigend ist dann freilich die nun eintretende ökonomische Liquidation dieser schönen Nationalunternehmung der von verschiedenen Seiten her unerwartete Schwierigkeiten entgegengestellt werden. Die Selbstsucht, die sich hier äußert, soll mir zur Warnung dienen. Sie soll mich lehren, gegen eigenen Egoismus und überhaupt gegen Leidenschaften jeder Art fortwährend auf der Hut zu sein." Noch wiederholten sich indessen die Anschwellungen der Seen und Ströme der anhaltend ungünstigen Witterung wegen auch im folgenden Jahr, ja sie drohten noch gefährlicher zu werden. „Es begann — sagt Escher — mir wirklich etwas bange für das Unternehmen zu werden, indem mehrere Dammdurchbrüche und Uferbeschädigungen statt hatten, deren Herstellung viele Mühe und Aufwand erforderte. Dennoch ward nichts wesentliches zerstört, im Gegentheil durch Auswaschen und Vertiefung der Kanäle der Hauptzweck gefördert, auch blieb die Glarner-Kolonie, die das gewonnene Land bereits zu einem Garten

umzuschaffen anfängt, unbeschädigt, so daß ich auch am Ende dieses Jahres mit Dank gegen Gott und Beruhigung auf die Früchte unserer Arbeiten zurückblicken konnte."

Bei alle dem fehlte es keineswegs auch an unangenehmen Erfahrungen, die einen weniger starken Charakter entmuthigt hätten. Im Jahr 1818 wurde das Damenstift in Schännis aufgehoben und ihm dadurch der Aufenthalt in demselben, wo er so ruhig hatte arbeiten können, auch die ihn besuchenden Familienglieder so häufig die freundlichste Aufnahme gefunden hatten, unangenehm und am Ende unmöglich gemacht. Der Verkauf dieser weitläufigen Besitzungen führte zu Spekulationen und Umtrieben verschiedener Art, über welche in Eschers und Stehelins Briefwechsel bittere Äußerungen sich finden und welche lähmend auch auf die Lintharbeiten, ja einige Zeit hindurch selbst auf die Stimmung der Regierung von St. Gallen einwirkten. Auch bei der Tagsatzung fand Escher während mehrerer Jahre nicht die kräftige Unterstützung der frühern Zeit, was ihn fortwährend nöthigte, sowol bei einzelnen Ständen als Privatpersonen für Übernahme neuer oder Einzahlung unterzeichneter Aktien sich bittend zu verwenden, um nur die unentbehrlichsten Arbeiten fortsetzen zu können. Zugleich erlitt er im Mai 1818 den bereits erwähnten Unfall durch den Sturz des Wagens, in dem er sich nach der Linth begeben wollte, wurde am Kopf verwundet, was ihn indeß nicht abhielt, so bald er in Folge der freundschaftlichen Pflege, die er in Stäfa fand, sich einigermaßen gekräftigt fühlte, seinen Weg fortzusetzen. Wie er denn zur völligen Herstellung nur kurze Zeit in den Bädern von Leuk verweilte, und dann sogleich die Verwüstung im Bagnesthal in Augenschein nahm, auch auf Sicherungsmittel für die Zukunft bedacht war, ward bereits gemeldet.

Im Sommer 1819 wartete dann aber durch den zahlreichen Besuch naturforschender Freunde aus Genf seiner ein schöner Genuß. Diese, die Professoren Pictet, Vaucher, Duby, denen sich noch andere ihrer Kollegen, nebst den zwei Söhnen der letztgenannten

anschlossen, hatten sich vorgenommen, ihre Reise zur Jahresversammlung der naturforschenden Gesellschaft in St. Gallen zugleich zu persönlicher Kenntnißnahme von den Lintharbeiten zu benutzen. Wir entheben der lebendigen Schilderung dieser Reise aus Pictets Feder*) einige Bruchstücke, weil sie am anschaulichsten diese Arbeiten in ihrem der Vollendung bereits ziemlich nahegebrachten Zustande schildern:

„Ein glückliches Ungefähr, heißt es, ließ uns schon in Stanz Herrn Escher antreffen, der in Begleit des rühmlich bekannten Weltumseglers Horner, seines und unsers Freundes, und eines tüchtigen Ingenieurs, des Herrn Pestalozzi, zu Fuße nach der Abtei Engelberg reiste. Es ward ihm leicht, uns zu bewegen, ihm zu folgen, und diese Episode unsrer Reise wird uns ebenfalls in lebhaftem Andenken bleiben. Am folgenden Tage trennten wir uns, um uns in Rapperschweil wieder zu finden, wo wir am Abend des 23. Juli eintrafen. Am 24. früh Morgens reisten wir nach Utznach ab, ließen dort unsre Wagen und traten den Weg zum Kanal zu Fuße an. Bei dem Schlößchen Grynau macht dieser die letzte und leichte Wendung und zieht sich in gerader Richtung dem Zürichsee zu. Hier auch führt eine Brücke an's andre Ufer, von der wir, bis derselbe in weiter Ferne sich verlor, nicht einen Kanal, wie so viele andre, erblickten, sondern einen schönen und majestätischen Fluß, der in einer Breite von 80 Fuß bei gewöhnlicher Wassergröße mit gleichmäßiger Geschwindigkeit ungefähr zehn Fuß in der Sekunde dahin strömte. An beiden Ufern erheben sich Dämme zu hinreichender Höhe, um beim Anschwellen der Wassermasse die ausgedehnten Ebenen zu schützen. Auf dem rechten Damme ist ein breiter Reckweg angebracht. Wirklich folgten wir auch einem Schiffe, das durch fünf Pferde flußaufwärts gezogen ward. Längs der beiden Seiten des Haupt-

*) Abgedruckt in der *Bibliotheque universelle* T. XI. Abth. Sciences et arts. p. 272 ff.

kanals ziehen sich noch besondere Abzugsgraben hin, welche es möglich machen, je nach Bedürfniß die der Kultur fähigen Stellen trocken zu legen, oder andre, welche den Schilf erzeugen, der zur Lagerung für das Vieh bis nach Zürich verführt wird, feucht zu halten. Wir bedurften vier Stunden, um längs dem Kanal von Grynau nach Wesen zu gelangen, einbegriffen die Fristen, in denen wir um unsern Führer uns sammelten, um seine Erklärungen anzuhören, und einen kurzen Halt auf der Ziegelbrücke, der dritten, die über den Kanal führt. Sieht man diesen schönen, schiffbaren, so sanft dahin strömenden Fluß, so geräth man in Versuchung zu glauben, daß dieses immer so gewesen sei, und macht sich keine Vorstellung von der Wichtigkeit des Unternehmens, so wie von der Schwierigkeit seiner Ausführung. Diese treten erst in ihr volles Licht, wenn man weiß, gegen welchen Feind man zu kämpfen hatte und welche Gefahr im Verzuge lag."

„Seit die Linth eingedämmt ist, hat es sich ergeben, daß dieselbe, je nach dem, was die Jahreszeiten mit sich bringen, bald anschwillt, bald sinkt und zwar in so auseinander gehenden Verhältnissen, daß sie im ersten Fall bis an sechszehntausend Kubikfuß Wasser in der Sekunde fortwälzt, im zweiten bei'm niedrigsten Wasserstande hingegen nur sechs- bis achthundert. Man mußte daher bei dem für sie bestimmten Kanal darauf Bedacht nehmen, daß derselbe eines Theils in ihrer vollen Größe sie aufnehmen, anders Theils aber auch bei niedrigem Wasserstande die Schifffahrt gesichert werden könne. Man gelangte dazu, indem man in demselben Kanal gewissermaßen zwei Betten herstellte. Das eine, mehr senkrecht gebaute, nimmt die Tiefe des Kanals ein, die auf diese Weise immer mit hinreichendem Wasser gefüllt bleibt; das andre, über das erstere hinausragende, dessen Böschungen in dem Maße ihres Ansteigens sich von einander entfernen, erhält dadurch die hinreichende Breite, um den Strom auch beim höchsten Wasserstande zu fassen. Auf dem einen dieser höhern Dämme zieht sich der Reckweg hin.

Die Böschungen derselben entfernen sich nach beiden Seiten hin von dem tiefer liegenden Bette in einer Breite von ungefähr sechszig Fuß. Sie sind versehen mit kunstvoll eingerichteten Spornen, durch welche die höhern Dämme geschützt werden."

Von der Ziegelbrücke begab sich die Gesellschaft an den Molliser-Kanal, dessen Bau unter der Mitwirkung und unermüdlichen Aufsicht des Herrn Schindler zu Stande gekommen war, den die Genfer bei dieser Gelegenheit persönlich kennen zu lernen sich freuten, und folgte auch dem Laufe dieses bis zu seiner Einmündung in den Wallensee, nicht ferne von Wesen. „Die Unternehmung, so schließt die Darstellung, hat bis zu dem Zeitpunkte, wo wir dieselbe kennen lernten, 850,000 Schweizerfranken gekostet. Nachfolgendes sind die Hauptresultate: Ein großer, schiffbarer, beinahe immer in gerader Linie durch eine Länge von 70,000'*) geführter Kanal verbindet die See'n von Wallenstadt und Zürich. Dieser Kanal hat den erstern derselben um sechs Fuß tiefer gelegt, und wir sahen rings um Wesen her Kartoffeln pflanzen auf einem Boden, der früher sich als tiefer Morast darstellte. Wir sahen den Flecken Wesen völlig gesichert gegen die Überschwemmungen, denen er bisdahin regelmäßig ausgesetzt war. Wir fanden auf dem Antlitz der Einwohner den Ausdruck der Gesundheit, des Glücks und bei'm Erscheinen ihres Retters des Danks und der Freude. Wir sahen weite Landesstrecken, früher als Linthbette und als Sumpf aller Kultur entzogen, bewohnt durch Menschen, die nun auf denselben Arbeit und Unterhalt finden; eine Armenschule nach Fellenbergs Grundsätzen und geleitet durch einen von Wehrli's Zöglingen errichtet und in voller Thätigkeit. Die Ausdehnung des völlig ausgetrockneten Landes beträgt ungefähr 800 Jucharten (poses), jede von 30,000

*) Der historisch-geographisch-topographischen Schilderung des Kantons Glarus von Blumer und Heer zufolge beträgt die vollständige Länge des Kanalbaus vom Beginne des Molliser-Kanals bis zur Einmündung der Linth in den Zürichsee 72,700'.

Quadratschuh, diejenige des in der Verbesserung begriffenen ungefähr 20,000 Jucharten. Die endemischen Krankheiten sind im Thale völlig verschwunden."

„Von den 4000 Aktien, deren Erhebung durch die Tagsatzung war beschlossen worden *), sind nur 250 noch abzusetzen. Sie dürften hinreichen zu der stellenweise noch nöthigen Vertiefung des Kanals und Bekleidung der Dämme. Die Geschichte ähnlicher Unternehmungen wird kaum ein Beispiel bieten, wo die Ausgaben innerhalb der Gränzen der Kostenanschläge blieben, und wo Erfolge erzweckt wurden, die noch über die ursprünglichen Hoffnungen hinausreichten. Dieses aber ist der Fall bei derjenigen, über welche wir berichten. Sie weckt ein beruhigendes Gefühl in der Brust des Menschenfreundes, dasjenige, daß sich in diesem Zeitalter politischer Selbstsucht ein kleiner Staat von zwei- und zwanzig Republiken findet, deren Verband innig und stark genug ist, um den Willen zu wecken, und die Mittel aufzubringen, die erforderlich sind, da Hülfe zu leisten, wo es derselben bedarf. Zweimal schon in wenigen Jahren hat die Erfahrung bewiesen, daß wenn Helvetien vielleicht mehr als andre Länder Unfällen durch Naturereignisse ausgesetzt ist, auch die allgemeine Hülfsbegierde mit besonderer Energie erwacht."

„Nachdem wir den ganzen Tag mit Prüfung der genannten Arbeiten zugebracht hatten, hielten wir uns noch geraume Zeit in Mollis auf. Dort fanden wir unsre Wagen, die uns nach Wesen brachten. Hier aber schifften wir uns auf dem Kanal ein und die Strömung desselben nebst zwei Rudern brachten uns beim herrlichsten Sommerabend in sechs und sechszig Minuten nach Grynau. Nie hätten wir geglaubt, daß der Fall von bloß einem Fuß auf tausend einen so eiligen Lauf des Wassers bewirken könnte. Allerdings stellen sich demselben auch beinahe keine Hindernisse entgegen. Wir trafen

*) S. oben S. 218.

bei Nacht in Utznach ein und der folgende Tag brachte uns nach St. Gallen, dem eigentlichen Ziel unsrer Reise." Daß Escher freudig ergriffen werden mußte, als auf der Gießenbrücke sein Freund Baucher unter Zustimmung der übrigen entzückt ausrief: **Quel bonheur d'avoir exéculé une si belle chose!** läßt sich begreifen.

Ermuthigungen solcher Art waren um so wohlthätiger für ihn, da er auch in diesem Jahr sich ohne besondern Beistand der Tagsatzung behelfen mußte. „Sie hat, aller Vorstellungen ungeachtet, nichts für mich gethan — schrieb er von den Sitzungen derselben aus Bern zurückkehrend an Baucher — dennoch geht die Sache vorwärts. Der arme Kanton Glarus hat wieder fünfzig Aktien genommen und ich hoffe, Zürich und St. Gallen werden dasselbe thun. Auch im Jahr 1819 gebrach ihm die offizielle Unterstützung, indem gerade von einer Seite her, wo Escher ganz vorzüglich Dank und Beistand zu erwarten berechtigt gewesen wäre, sich unlautere Einflüsse selbst bis in den Schooß der Tagsatzung hinein geltend zu machen wußten. Besser ging es im folgenden Jahr. Den 11. August 1820 beschloß nämlich die in Luzern versammelte Tagsatzung folgendes: „Der eidgenössische Vorort wird ermächtigt, unter einem von ihm zu ernennenden Präsidium eine Konferenz der drei bei der Linthunternehmung am nächsten interessirten löbl. Stände zu veranstalten, welche nun, da die Ausführung und Hülfsmittel ihrem Ende nahe sind, eine amtliche Untersuchung der ganzen Ausführung und des jetzigen Zustandes der Lintharbeiten vornehmen wird. Diese Konferenz hat zu beurtheilen, in wie weit den Erwartungen und Wünschen der näher interessirten Stände entsprochen worden und die zunächst interessirten werden bei Anlaß derselben unter sich ausmachen, wie sie die Unkosten für die noch rückständigen unerläßlichen Arbeiten herbeibringen und ob sie das Linthwerk in demjenigen Zustande, in welchem sich dasselbe dannzumal befinden wird, übernehmen, oder aber durch eine unter sich auszumittelnde Anstrengung auch die letzte Vollendung gemeinsam und durch die nämliche eidgenössische Behörde

besorgen lassen wollen, welche bis jetzt mit der Ausführung dieses Werkes beauftragt war."

Diese Konferenz der drei Stände Schwyz, Glarus und St. Gallen fand denn auch statt noch im Herbste desselben Jahres unter dem Vorsitze des von der Tagsatzung dazu gewählten Bürgermeisters von Wyß von Zürich. „Die Resultate — beginnt das sorgfältig abgefaßte Protokoll derselben *) — welche sich bei der Beaugenscheinigung ergaben, sind im Ganzen vollkommen befriedigend. Wenn die ganze Unternehmung von Anfang an ein erfreulicher Beweis schweizerischen Gemeinsinnes war, der mit geringen Kräften auch Großes möglich gemacht hat, so verdient deren Ausführung durch die Linthaufsichts-Kommission das unbedingteste Lob. Jeder, der den frühern traurigen Zustand dieser Gegenden kannte und ihn mit dem jetzigen vergleicht, wird erstaunen über die großen und glücklichen Veränderungen, welche zum Theil schon vorgegangen sind, zum Theil noch bevorstehen." Diese werden nun aufgezählt übereinstimmend mit dem Berichte der Genfer Naturforscher, von dem bereits die Rede war. „Wer könnte — heißt es dann weiter — nach allen diesen segensreichen Folgen denjenigen Männern seine Hochachtung und seinen Dank versagen, welche dieses Werk mit so großer Thätigkeit, Einsicht und Uneigennützigkeit zu Stande gebracht haben? Bei Beurtheilung desselben muß indessen der Gesichtspunkt festgehalten werden, daß keine menschliche Vorsicht auf ewige Zeiten hinaus den Wirkungen zerstörender Naturkräfte vorbeugen kann. Aufgabe der Kunst ist bloß, solche außerordentliche Fälle so selten als möglich und wenn sie eintreten, so unschädlich wie möglich zu machen. Dieß hat denn auch die Unternehmung vollkommen geleistet. Überall sind die Dämme auf einen mehr als gewöhnlichen Wasserstand berechnet. Man braucht auch den Schaden, welchen dessen ungeachtet diese Gegenden besonders im Jahr 1817, wo die

*) Offizielles Notizzenblatt III. S. 348 ff.

Dammarbeiten noch nicht hinreichend vollendet waren, des ungewöhnlich hohen Wasserstandes wegen erlitten, nur mit demjenigen zu vergleichen, welcher andre Gegenden von sonst ganz unschädlichen Gewässern her betraf, um selbigen ziemlich unbedeutend zu finden. Was diese Thäler bei einem solchen Wasserstande ohne die Unternehmung geworden wären, dürfte schwer zu sagen sein." Noch bildete sich indessen dem Berichte zufolge, besonders auch nach Eschers Erklärungen im Namen der Aufsichts-Kommission, bei der Konferenz die allgemeine Überzeugung, daß für einmal selbst nach den Tagsatzungsbeschlüssen noch nicht zur Übergabe des Werkes an die Stände geschritten werden könne, indem noch mehrere zum Theil wichtige Arbeiten zur Vollendung ausstehen. Diese, die im Protokoll der Prüfungskommission sämmtlich aufgezählt sind, beschäftigten Eschern noch immer bedeutend und erforderten auch im folgenden Jahr häufig seine Gegenwart und unmittelbare Leitung. Ja je näher das Werk seinem Ende rückte, desto mehr begannen sich noch eigenthümliche Schwierigkeiten zu zeigen. Von allen Seiten wetteiferten nun noch gleichsam einzelne Gemeinden und Privatpersonen in dem Versuche, ihre Lokalbedürfnisse, oder auch bloß besondere Wünsche durch die Eidgenossenschaft befriedigen zu lassen, ehe die Leitung der ganzen Unternehmung von dieser abgegeben ward und zeigten sich bisweilen sehr mißvergnügt, wenn Escher solche Begehren, die mit der Unternehmung als Ganzes in keinem unmittelbaren Zusammenhang standen, zurückwies. „Ich bot — sagt er in seinem Rückblick auf das Jahr 1821 — allen Kräften auf, um bei solchen Erfahrungen weder mißmuthig noch nachläßig zu werden. Ein Linthbesuch der sämmtlichen Genfer-Gesandten, nebst einigen ihrer Kollegen von Neuenburg und Wallis während der Tagsatzung trug vieles bei, mich wieder zu stärken."

Im August 1821 erfolgte dann endlich auf einen neuen Bericht der Linthaufsichts-Kommission, daß wenn noch eine letzte Anstrengung zu Vollendung nur noch weniger benannter Arbeiten zu Stande

komme, der wirklichen Übernahme der Unternehmung von Seite der drei betheiligten Stände nun kein weiteres Hinderniß entgegenstehe, der dießfällige auf den Vorschlag eingehende Beschluß der Tagsatzung. Sich haltend an die Berechnungen, welche ihr im Jahr 1820 waren vorgelegt worden, hatte dieselbe damals nöthig gefunden, die Zahl der 4000 zu Vollendung aller Arbeiten erforderlichen Aktien noch um 220 zu vermehren. Von diesen war die Hälfte untergebracht worden, 110 indessen noch abzusetzen. Die Tagsatzung richtete nun an die zunächst betheiligten drei Stände und zugleich an alle übrigen die dringende Einladung zur letzten nachträglichen Übernahme einer verhältnißmäßigen Aktienzahl, und ordnete auf das Frühjahr 1822 eine abermalige Konferenz der drei Stände unter dem eidgenössischen Vorsitz des frühern Präsidenten an zur nochmaligen Prüfung des Zustandes der Unternehmung und Abgabe ihrer definitiven Erklärung rücksichtlich der Übernahme derselben. Diese Konferenz fand denn auch statt vom 13. bis zum 17. Mai 1822. „Hinsichtlich der allgemeinen über alle Erwartung gehenden glücklichen Folgen des Unternehmens — drückt sich ihr Protokoll aus — darf sich die Konferenz lediglich auf alle frühern offiziellen und nicht offiziellen Berichte berufen. Dieselben müssen von Jahr zu Jahr mehr einleuchten und die zunehmende Fruchtbarkeit eines großen Theils der vom Untergange geretteten Linththäler leistet dafür den beßten Beweis. Auch das seit 1820 geleistete ist, wie die neue Lokal-Besichtigung zeigte, vollkommen befriedigend ausgefallen, und ebenso beweist das Verhältniß des noch rückständigen zu dem bereits ausgeführten, daß so bald alle in der Konferenz von 1820 noch nöthig erachteten Hülfsmittel der Aufsichts-Kommission zu Gebote stehen werden, damit auch alles dasjenige wird ausgeführt werden können, was noch in den Aufträgen der Eidgenossenschaft liegt. Allerdings lassen sich noch mancherlei Wünsche für Vervollkommnung des Werkes denken und aufstellen, die vielleicht bei größern Hülfsmitteln einige Berücksichtigung verdienen würden; allein bei der definitiven Übernahme kann

es sich allein darum handeln, ob das seiner Zeit versprochene ausgeführt worden und hier zeigt es sich schon dermalen und wird sich nach Beendigung aller Arbeiten noch vollständiger zeigen, daß die Linthunternehmung in den meisten Rücksichten weit mehr geleistet hat, und allenthalben wenigstens das, was die besonders in den untern Gegenden wenig günstigen Lokalverhältnisse gestatten. Ferner darf nicht übersehen werden, daß sich bei einem Werke von so bedeutendem Umfange durchaus kein Augenblick denken läßt, wo nicht irgend ein kleiner Mangel oder unbedeutende Beschädigung könnte aufgewiesen werden. So bald aber diese von der Art sind, daß sie in die Kathegorie des gewöhnlichen Unterhaltes fallen, so kann auch hierin billiger Weise durchaus kein Grund gefunden werden, die definitive Annahme von Seite der betreffenden Kantone zu verweigern."

Beim Übergange der Konferenz auf die Frage nach den zu den Schlußarbeiten nun noch erforderlichen Hülfsmitteln erklärten die Abgeordneten des Standes Schwyz sich bereitwillig zu einer letzten Übernahme von 8 Aktien; diejenigen von Glarus anerboten ebenfalls noch einen letzten Beitrag von 30; auch der Stand St. Gallen erklärte durch die seinigen sich geneigt, noch ein letztes Opfer von 36 zu bringen, insofern damit die Sache ein- und allemal abgethan sei; und endlich anerbot auch Zürich durch das Präsidium noch einen Beitrag von 30 Aktien, doch ausschließlich zum Behufe der letzten Vollendungsarbeiten und unter der Voraussetzung, daß die zunächst interessirten Stände sich dann bestimmt für Übernahme und Besorgung des Linthunternehmens erklären.

Dieses geschah, nachdem auch die 6 nun einzig noch ausstehenden Aktien auf die Kasse der Linthschifffahrts-Kommission waren genommen worden und nun konnte Escher mit Recht an Baucher schreiben: „Ich betrachte meine Aufgabe in Folge des zu erwartenden Spruches der nächsten Tagsatzung als geschlossen, und hoffe meine Pflicht gegen das Vaterland und die Menschheit während meines Aufenthaltes auf

dieser Erde erfüllt zu haben." Den 23. Juli 1822 meldete ihm aber Usteri nach den Bädern von Leuk: „Der Linthrapport ist gestern befriedigend in der Tagsatzung verhandelt worden, indem einmüthig die Anträge der Konferenz, die Du mitberathen halfest, genehmigt wurden" *). Durch die nämliche Tagsatzung wurde dann noch auf Begehren der drei betreffenden Stände aus Abgeordneten derselben und Fachmännern eine bleibende „Wasserbaupolizei-Kommission" zur Erhaltung der Arbeiten der Linthunternehmung bestellt, eine Instruktion für dieselbe entworfen und ihr Präsidium abermals Eschern übertragen. Allein schon im Frühjahr 1822 hatten sich, wie derselbe im Rückblicke auf dieses Jahr sagt: „Hämorrhoidal-Beschwerden bei ihm eingestellt, die sich immer mehr entwickelten und ihm bei seinen Geschäften besonders auf Reisen und Wanderungen störend und sehr drückend wurden, ja an der erwähnten Konferenz im Mai, ihm nur noch eine unterbrochene Theilnahme gestatteten. Diese Krankheitsumstände waren es denn auch, die ihn im Sommer nach Leuk führten; aber, ohne bedeutende Linderung heimkehrend, sah er im August nur flüchtig den Schauplatz seines vierzehnjährigen Wirkens; dann zum letzten Mal im Spätherbste und jetzt überall noch prüfend und ordnend, der Krankheit nicht achtend. Sein Werk lag vor ihm

*) Die Gesammtausgabe für die Unternehmung, soweit sie als eidgenössische betrieben ward, betrug 976,910 Schweizerfranken. Diese Summe wurde von der Eidgenossenschaft freiwillig aufgebracht, unmittelbar nach den Plünderungen und Erpressungen der französischen Invasion, den Verlusten durch Kriege und Revolution und der Noth einer beispiellosen Theuerung. Schon im achtzehnten Jahrhundert hatte der Bernische Landvogt Wagner in Sargans auf das drohende Uebel aufmerksam gemacht. Der ebenfalls Bernische Ingenieurhauptmann Lanz erhielt den Auftrag, die Sachlage näher zu untersuchen und einen Plan zur Abhülfe nebst Kostenüberschlag einzureichen. Beides ward der Tagsatzung des Jahres 1783 eingereicht. Der Plan des Herrn Lanz stimmte in seinen Hauptgrundlagen mit dem nachherigen Escherschen zusammen. Allein die Tagsatzung erschrak vor den Schwierigkeiten der Ausführung; der Vorschlag blieb liegen und dennoch wäre damals einer der größern Kantone, Bern vorzüglich, allein im Stande gewesen, aus unnütz daliegendem, später nur durch Fremde weggeführten Gelde die Kosten der ganzen Unternehmung vorzuschießen.

im Schmucke beinahe gänzlicher Vollendung. Doch die Sümpfe, das harte Leben, die zahllosen Anstrengungen hatten die Kraft des starken Körpers gebrochen; dem unsterblichen Geiste aber war der Segen der Nachwelt gesichert.

Kehren wir indessen noch einmal in etwas frühere Zeiten zurück und werfen wir einen Blick auf die Vorgänge in Eschers Familie und seine Stellung im gesellschaftlichen Leben seit er auf's neue in den Staatsdienst eingetreten war. Im Februar 1815 verlobte sich auch seine dritte Tochter mit einem jungen Manne, der in der Bergakademie zu Freiberg mineralogische Studien gemacht hatte*), später des Schwiegervaters oftmaligem Begleiter auf seinen Alpenreisen. Bald nachher führte der gegen Napoleon ausgebrochene Krieg den Bräutigam als Kavallerieoffizier an die Gränze. Daß die Vorgänge an derselben von der Zeit an, wo die Truppen auf französischen Boden geführt wurden, Eschers Beifall keineswegs hatten, ward früher gemeldet. Zu einiger Erholung von den Mühen, die auch jenes Jahr für ihn mit sich brachte, war üblichermaßen eine Bergreise bestimmt. „In wenigen Tagen, schrieb er im Juli an Stehelin, habe ich im Sinne wieder einmal eine Alpenreise zu unternehmen mit Hornern durch Glarus nach Bündten hinüber. Da werde ich mich der Natur freuen und die großen, allgemeinen Gesetze bewundern, deren Spuren sich auch in den anscheinend verworren zusammengehäuften Gebirgen zeigen. Je weniger wir oft eine befriedigende Harmonie in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen erblicken können, vielmehr nur das Recht des Stärkern hervortritt, um so tröstender ist es, so bald wir davon ab zur Natur übergehen, diese Harmonie und Zweckmäßigkeit hingegen hier überall zu finden. Dieß

*) Herr Kaspar Hirzel, Besitzer eines Hammerwerkes, und nachher Regierungsrath.

führt mich immer wieder auf den Glauben zurück, daß selbst dem ewigen Kriege der Menschen unter einander höhere Zwecke und Planmäßigkeit zum Grunde liegen. Nur in diesem Kampf und Sturm entwickeln sich unsre moralischen Kräfte, die im goldenen Zeitalter Arkadiens schlummern würden. Wenn ich daher sehe, daß unsre Generation so wenig als diejenige der Vorväter die Lage unsers Vaterlandes zu benutzen weiß, um unser Volk zum glücklichsten und beßten der Erde zu machen, so suche ich ebenfalls in jenem Glauben meine Beruhigung." Im Oktober meldet er dann dem nämlichen: „Vor einigen Tagen kehrte mein neuer Tochtermann aus dem Felde zurück, Gottlob als wackerer Schweizer, aber empört über manche Unordnung, von der er Zeuge war. Im nächsten Monat wird die Vermählung vor sich gehen." An Vaucher aber, dem er dasselbe berichtete, schrieb er: „So sehe ich meine Kinder dem nämlichen Wechsel der menschlichen Geschicke preisgegeben wie alle andern: Hier Vermählung, dort Geburten, dort wieder Todesfälle. Doch bleiben noch genug übrig, daß sich bereits eine zweite Generation um mich her bildet, die mich täglich mehr fühlen läßt, daß ich beginne zu altern."

Um so freudiger ergriff er jeden Augenblick, der ihm im Kreise seiner Familie zuzubringen vergönnt war. Solcher bot ihm denn auch das Jahr 1816 wieder eine ziemliche Zahl. „Wie ein glücklicher Traum — heißt es im Rückblicke auf dasselbe — floß mein Leben dahin und schöne Lichtpunkte traten, den ernsten Gang der mühevollen Pflichtübung wohlthätig unterbrechend, hervor. Der Besuch einiger meiner Kinder und Freunde bei der Öffnung des Benkener-Kanals, ein Spatziergang nach dem Schlosse Kyburg, wo ich mich angenehmer Erinnerungen freute, eine anmuthige Wallfahrt mit mehrern meiner Kinder nach dem Sihlwalde, ein ungemein frohes Zusammentreffen mit allen denselben und meiner Gattin in Wädenschwyl, eine fast fünfwöchentliche Bergreise mit meinem Freund Horner unternommen, während der ich mehrere Tage bei Vaucher in

Genf in hohem Freundschaftsgenuß zubrachte, die herrlichen Stunden auf der Dole, auf Prarion, dem Motanvert, auf dem Col de Balme und auf der Gemmi und endlich noch ein kurzer Spaziergang mit meiner Tochter Lotte nach Bremgarten und Muri — das sind die Hauptfreuden dieses zurückgelegten Lebensabschnittes." Noch erlauben wir uns bei diesem Blicke auf Eschers Familienleben, um die Weise zu zeigen, wie der liebevolle Vater auf das Gemüth seiner Kinder einzuwirken wußte, nachfolgende Mittheilung aus einem der zahlreichen von Schännis aus an eine seiner Töchter in ihren frühern Jugendjahren gerichteten Schreiben: „Du glaubst, meine herzlich geliebte Tochter, ich werde dir nicht antworten, weil du mich acht Tage auf einen Brief warten ließest, allein hierin irrest du dich. Jeder Beweis der Liebe von Seite der Meinigen ist mir so werth, daß ich ihm gerne so weit als möglich entgegen komme. Sehr freute mich daher auch dein Briefchen und dessen Herzlichkeit. Es war mir lieb, daß meine frühere Abreise dich nicht um das Konzert brachte, dem du so sehr beizuwohnen wünschtest. Kann ich irgend abkommen, so führe ich dich selbst in das nächste. Freilich werde ich nicht lange in Zürich bleiben können, denn bereits ist wieder ein neuer Kanal angefangen, an dem zweihundert Menschen arbeiten. Alle meine Geschäfte gehen hier in befriedigender Weise vor sich, nehmen mich aber so ununterbrochen in Anspruch, daß ich an keine Nebenarbeit denken kann. Dafür gehe ich aber auch alle Abende mit einem beruhigenden Gefühl zu Bette; denn das größte Glück auf Erden ist doch ein reines Bewußtsein. Sei dann der Wirkungskreis größer oder kleiner, dieß thut wenig zur Sache, und noch weniger die Rolle, die man dabei spielt. Erinnerst du dich noch unsrer traulichen Unterredung im Berghölzchen bei Keffikon, wo ich dir zeigte, wie sehr treue Pflichterfüllung in untergeordneten, unbemerkten Stellen Gutes wirken kann? Würde deine Mutter nicht so gewissenhaft mein Hauswesen, meine Kinder besorgen, so könnte ich mich nicht so ruhig von Hause entfernen und mich so angelegentlich einem Geschäfte widmen,

das mit jedem Tage reichern Segen für einen ausgedehnten Landbezirk auf Jahrhunderte hinaus verspricht. Nie hatte doch die gute Mutter daran gedacht, durch ihre treue häusliche Sorgfalt die Bewohner von Wallenstadt und Wesen aus ihren Sümpfen herauszuheben. So weist auch du nicht, was du einst durch treue Pflichterfüllung Großes und Gutes wirken kannst, aber das weist du, daß mit dem Zeugniß, welches dir dein Gewissen gibt, nichts versäumt zu haben, was dir zu thun oblag, du dich ruhig niederlegen kannst, aber unruhig wärest, wenn du dir Nachlässigkeiten, oder gar übeln Willen vorzuwerfen hättest und diese Unruhe würde der brillanteste Ball so wenig heben können, als die schlimmen Folgen zu heben sind, die Pflichtverletzungen in größerm oder kleinerem Kreise nach sich ziehen. Denke diesem sorgfältig nach und folge diesen Winken, du sorgst dadurch nur für dein eigenes Glück. — Mit deiner Bemerkung über die mangelnden Spaziergänge hast du mir dann beinahe das Heimweh gemacht. Ich erhielt deinen Brief in Mollis, von wo ich Abends beim Mondschein ganz einsam hieher kam, und nur an unsre gemeinsamen so traulichen Abendwanderungen dachte. Doch als der Mond die schrecklichen Sümpfe beschien, welche die Dörfer zu verschlingen drohen, aus denen mir die nun hoffnungsvollen Einwohner so traulich guten Abend riefen, da ward mir wieder wohler um's Herz."

Das Jahr 1817 brachte Eschern einen schmerzlichen Verlurst. „Meine vortreffliche Mutter starb — sagt er in seinem Rückblicke — sie die über meine Kindheit wie ein Schutzengel wachte, mich immer mit der zärtlichsten Liebe behandelte, deren edler Seele ich das Streben nach Humanität hauptsächlich zu danken habe, die durch ihre häuslichen und moralischen Tugenden den Wohlstand in meiner Familie und die Eintracht in derselben aufrecht hielt; — sie, die besonders an mir durch alle meine Lebensverhältnisse hindurch und auch noch in ihrem höchsten Alter bis zum letzten Hauch ihres schönen Lebens den innigsten, herzlichsten Antheil nahm — sie ist von uns

geschieden in jene höhern Regionen, die uns alle erwarten. Möge, theure Mutter, ich deiner immer würdig sein, dein Andenken mich auf guter Bahn erhalten, und der Segen, der durch dich auf mir ruhte, durch mich auch auf meine Kinder übergehn!" Die vielen Arbeiten an der Linth verstatteten Eschern während dieses Jahres keine bedeutenden Wanderungen. Die Rückblicke sprechen nur von einer „aber lehrreichen, doch mühevollen und ziemlich gefährlichen Reise mit seinem Tochtermann Hirzel über den Kistenberg nach Graubündten und durch Sonvix in das schauerlich wilde Munteraska-Thal im Tessin, dann über die St. Mariascheidecke und durch das liebliche Piorathal nach Airolo hinüber."

Im August trat in Zürich, unter Usteris Vorsitz, die schweizerische naturforschende Gesellschaft zusammen, um durch die endliche Bestimmung ihrer Grundgesetze die Stiftung zu vollenden, welche in zwei vorangegangenen Versammlungen zu Genf und zu Bern ihre erste Anlage und Entwicklung empfangen hatte. Escher meldete seinem Bruder, der damals auf seinem Landsitze sich befand: Die naturforschende Gesellschaft und die Gäste von Genf und Bern, die sie mir zubrachte, nahmen mich während der letzten zehn Tage beinahe ganz in Anspruch. Die Genferfreunde sind nun abgereist, noch aber habe ich den alten biedern Pfarrer Wittenbach von Bern bei mir. Die Gesellschaft selbst war unterhaltender, als ich mir vorgestellt hatte. Durch das Wiedersehn, Bekanntschaften machen und erneuern, erinnerte sie mich an die alte Oltner Gesellschaft. Noch aber kamen hier positive Vortheile hinzu durch Mittheilung von Kenntnissen, Bekämpfung oder Ausgleichung von Ansichten. Da die Gebirgskunde gegenwärtig Lieblings-Wissenschaft ist, so hatte ich in dieser Hinsicht großen Vortheil und fast täglich eine Versammlung wissenschaftlicher Athleten bei meinen Steinen und Zeichnungen. Hätte man Siegeskronen ausgetheilt, so würde ein junger Franzose, der uns allen überlegen war, sie sämmtlich davon getragen haben. Die Kraftrede, die uns Usteri hielt, wird gedruckt."

Bauchter hatte seinen Freund zum erstenmal in Zürich besucht. Der Eindruck, den der Aufenthalt daselbst und besonders derjenige in Eschers Haus auf ihn machte, muß ein eigenthümlicher gewesen sein. Escher selbst schreibt ihm darüber: Allerdings ist der Unterschied zwischen Ihrer Art zu sein und der unsrigen bedeutend. Wir leben einfacher und bürgerlicher, ungefähr wie Sie vor hundert Jahren lebten. Der Grund ist ein natürlicher. Ihr Gebiet war zu klein, um Ihnen zu verstatten, daraus Ihre Hülfsmittel zu ziehen, um Sie hinreichend mit der Verwaltung desselben zu beschäftigen, um darin Ihre Kapitalien unterzubringen. Sie waren deßhalb an den Handel gewiesen, an Spekulationen in fremden Fonds, an Reisen, an Unternehmungen im Ausland. Wir hingegen haben genug in unserm Kanton zu thun. Beinahe alle unsre Kapitalien sind hier angeliehen. Sie werden bei uns wenige Lebensrenten zu zehn Prozent Interesse finden. Man reiste weniger, ließ noch seltener im Auslande sich nieder und so kam es, daß wir uns weit langsamer von der Einfachheit unsrer Väter entfernten, als Sie. Diese Einfachheit, verbunden mit herzlicher Aufnahme, haben Sie auch in meinem Hause gefunden. Sie fiel Ihnen auf, sie schien Ihnen zu gefallen. Wohlan, mein Freund, kommen Sie wieder, bringen Sie die Ihrigen mit, sie werden eben so willkommen sein. Sodann haben Sie bei uns viel Gemeinsinn gefunden und Anstalten, die davon Zeugniß geben. Auch dieser Gemeingeist ist eine Folge der Einfachheit und zugleich der Eigenthümlichkeit unsers politischen Lebens. Unsre Regenten bezogen sehr geringe Besoldungen. Eine bedeutende Zahl untergeordneter Behörden verursachte beinahe gar keine Kosten. In allen waren die Beisitzer etwas zahlreich. Man gefiel sich in etwas breiten Reden; aber man fühlte sich als öffentlichen Charakter, suchte Ehre dabei, war aber deßhalb auch um so eher geneigt, sich hinzugeben, mit seiner Zeit, seinen Talenten, seiner Börse dem Staate zu dienen. Von meiner Kindheit her fand ich diesen Geist in meiner Familie und Sie, mein Freund, haben auch

während meines ersten Aufenthaltes in Genf nicht wenig dazu beigetragen, denselben zu nähren. Wissen Sie noch, wie Sie mir einst sagten, ich dürfe nie vergessen, daß ich es nicht meinem eigenen Verdienste verdanke, wenn ich mich in einer glücklichern Lage befinde, als andre, es ruhe deßhalb nur um so stärker die Pflicht auf mir, meinen Mitmenschen, dem Vaterlande nützlich zu sein? Es gereicht mir zur Freude und Ehre, diese Erinnerung von Ihnen empfangen und sie wohl in mein Herz geschrieben zu haben. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, mich zu der Unternehmung zu ermuthigen, in der ich das größte Glück meines Lebens fand. — Wenn unterdessen in Zürich der Gemeingeist lebhafter war als in Genf, so werden Sie bald mit uns wetteifern. Die Freiheit Ihrer Vaterstadt ist hergestellt, Sie haben einen Gebietszuwachs erhalten. Ihre unmittelbare Verbindung mit der Schweiz wird Ihren Gemeingeist neu beleben und Sie werden uns bald in jeder Rücksicht nahe stehen; allein Sie müssen auf Ihrer Hut sein gegen Irrthümer. In der Freude Ihres Herzens über Ihre Aufnahme in die Eidgenossenschaft halten Sie uns für besser als wir sind. Sie werden uns näher kennen lernen und ich fürchte, Ihre Achtung werde sich vermindern. Hüten Sie sich dann uns nicht zu schnell zu verurtheilen, wie Sie jetzt zu leicht uns erheben. Wir sind ein etwas sonderbar zusammengewürfelter Verein von zwei und zwanzig sich sehr ungleichen Staaten, deren Mehrheit unglücklicher Weise nicht eben ausgezeichnete Männer an ihrer Spitze hat. Selbstsucht, Inkonsequenz und andre menschliche Schwächen treten daher in unsern Staatsverhältnissen häufig hervor. Ja unsre ganze Geschichte der spätern Jahrhunderte ist ein Gewebe von Inkonsequenz und häufig von Thorheit. Sehr oft fand sich eine klügere Minderheit genöthigt, einer unverständigen Mehrheit zu folgen. Dennoch erhielt sich der Verband des Ganzen und seine Aufrechthaltung ist der Hauptgrundsatz unsrer Politik. Thue jeder das seinige, um gute Gedanken, die er hat und weise Vorschläge siegen zu machen; aber wenn dieselben verworfen

werden, so soll er sich damit trösten, daß es überall Thorheit gibt. Fände sich ein einziger Staat, in welchem nie tolle Streiche vorkämen, er wäre schon lang der gemeinsame Gebieter der übrigen; gerade diese Alleinherrschaft aber wäre von allen Übeln das größte."

In das folgende Jahr 1818 fällt jene bereits geschilderte Reise nach den Bädern von Leuk in's Bagnesthal und zur naturforschenden Gesellschaft nach Lausanne. Unmittelbar von dieser sollte Escher seiner Verrichtungen bei der Tagsatzung wegen nach Bern abgehen. Noch aber wußte er vorher einige Tage zu erübrigen, um nebst den Herrn Usteri und Horner seinen Freund Vaucher in seine Heimath zu begleiten. „Es hat mich, schrieb er an diesen nach seinem Eintreffen in Bern, keineswegs gereut, daß ich mich durch Sie vorher noch nach Genf ziehen ließ und anderthalben Tag bei Ihnen in hohem Freundschaftsgenusse zubrachte. Ich bin hier noch vollkommen frühe genug angelangt. Meine Reisegefährten beschuldigen mich einer übertriebenen Vorliebe für Genf. Allerdings lebt mein beßter Freund in dieser Stadt und außer Zürich kenne ich keinen Ort, den ich so liebe und schätze. Als ich bei meiner Abreise mich von Ihrer Vaterstadt entfernte, schien mir das Land immer mehr an Schönheit zu verlieren. Ich fand nicht mehr dieses vollendete Ganze, sie war verschwunden diese ausgedehnte und schöne Bucht, in welche in malerischer Harmonie Ihr See ausläuft; diese Stadt ansteigend um Ihr alterthümliches Münster und diese lachenden, sich winkenden Ufer. Wenn ich während des nächsten Winters, eingeschlossen in mein Studierzimmer, die Scenen des dahineilenden Jahres in meinem Gedächtnisse auffrischen werde, dann werden die wenigen in Genf verlebten Stunden mir als die schönsten erscheinen, Dank Ihrer Güte, derjenigen Ihrer Familie und meiner Freunde."

„Andre naturhistorische Alpenreisen, heißt es in seinem Rückblicke, als die erwähnte in's Wallis, war ich in diesem Jahr nicht im Falle zu unternehmen. Dagegen machte ich mit meiner Tochter Lotte und dem muntern Arnold im Anfange des Herbstmonats eine Wanderung

über Keffikon nach Konstanz, den Inseln Reichenau und Meinau, Mörsburg, Lindau und Rheineck, wo wir Freund Steinmüller besuchten, dann über St. Gallen nach Zürich zurück. Im Oktober erfreute mich der Geognost Leopold von Buch mit seinem Besuche und blieb ein paar Tage in meinem Hause, die für uns beide durch gegenseitige Mittheilung von Beobachtungen fruchtbar waren. Gleich darauf zog ich mit Lotte und Arnold abermals nach Keffikon, wo wir zehn glückliche Tage bei meinen lieben Schwestern in ländlicher Ruhe und Naturgenuß verlebten. Besuche bei unserm Freund Anderwerth in Frauenfeld, eine Wallfahrt mit ihm nach der Karthause und ein Sonnenuntergang, auf Iselisberg bewundert, verschönerten noch diesen Aufenthalt. So verstrich mir das Jahr im glücklichen Wechsel verschiedenartiger Thätigkeit und frohen Lebensgenusses. Dankbar, aber ohne Bedauern über sein schnelles Dahinschwinden blicke ich auf dasselbe zurück. Überall begleitet mich der Gedanke an die höhern Verhältnisse, mit denen zuverlässig unser Erdeleben in Verbindung steht. Er belebt, ermuntert und tröstet mich bei aller Unzuverlässigkeit menschlicher Schicksale. Freilich lebe ich nunmehr im Allgemeinen in so befriedigenden Verhältnissen, daß mir nichts mehr zu wünschen übrig scheint als die Fortdauer derselben und die weitere Entwicklung der Anlagen meiner Kinder und Kindeskinder. Allein bei aller Liebe für dieselben fühle ich dennoch, daß ein gemeinsames Band das ganze Vaterland und die Menschheit vereinigt und daß in Beförderung reinerer Humanität durch Sittlichkeit, Kenntnisse, Thätigkeit und dadurch sich entwickelnden Wohlstand unter den Menschen man auch am sichersten für das Glück seiner eigenen Nachkommen sorgt. Das ist der Gesichtspunkt, der mich der Linthunternehmung zuführte und der mich in der möglichst treuen Erfüllung meiner Pflichten gegen Vaterland und Menschheit auch die wirksamste Sorge für die Meinigen finden lehrt."

Das Jahr 1819 führte ihm jenen willkommenen Besuch seiner Genfer Freunde an der Linth zu, über den wir bereits Pictet berichten

ließen. In ihrem Begleite traf er dann bei der Jahresversammlung der naturforschenden Gesellschaft in St. Gallen ein. Von Jahr zu Jahr stieg Eschers Ansehen in dieser, trat lebendiger die achtungsvolle Theilnahme hervor, mit der seine Gegenwart begrüßt ward. Innig freuten sich darüber seine Genferfreunde und Vaucher schrieb an ihn unmittelbar nach der Rückkehr: „Wie schnell und angenehm flossen nicht die in St. Gallen gemeinsam verlebten Tage vorüber. Die Belehrung und der Genuß, die wir aus den reichhaltigen Verhandlungen zogen, die Herzlichkeit bei Tische, die wohlwollende Aufnahme von Seite der Einwohner und ihre liebenswürdige Gastfreundschaft, alles hatte für mich einen eigenthümlichen Reiz. Gerne wäre ich noch lange in St. Gallen geblieben. Das Ansehen von Wohlstand und Ordnung, die Reinlichkeit, die überall herrschte, ließen bei Duby und mir die vortheilhaftesten Eindrücke zurück; aber als bei dem Hauptmahle der Gesellschaft, bei der Ihnen gebrachten Gesundheit alle Tischgenossen mit sichtbarer Hochachtung und Dank sich erhoben, alle Sie als den Freund und den Retter jener einst so bedauernswerthen Gegenden begrüßten, da überwältigte uns beide das unwiderstehliche Gefühl, das am Ende nur in Thränen seinen Ausdruck findet; und in nämlicher Weise wirkte dieser Auftritt auch auf unsre zwei Söhne ein, die zuverlässig niemals desselben vergessen werden. Das, mein Freund, war einer der seligen Augenblicke, wie sie nur Ihnen beschieden sein konnten und an die Sie ein Recht haben durch dasjenige, was Sie dem Vaterlande geleistet." — „In der That, antwortete ihm Escher, war ich glücklich durch Ihren Besuch an der Linth und auch durch den Vorgang in St. Gallen fühlte ich mich um so mehr ergriffen, als ich Ihre Rührung sah. Aber welches Recht hatte ich auf so wohlwollende allgemeine Beachtung? Genau abgewogen ist was ich selbst und unmittelbar leiste doch nur ein geringer Beitrag zum Ganzen. Zahlreiche glückliche Umstände, durchaus außer meiner eigenen Macht liegend, trafen zusammen, um meine Erfolge zu erleichtern, und wenige Menschen

mögen in dieser Hinsicht so sehr wie ich vom Schicksal begünstigt worden sein. Das ist auch der Grund, warum ich, selbst wenn ich könnte, meinen Lebenslauf nicht zum zweitenmal durchmachen möchte, denn schwerlich dürfte ich auf eine zweite ähnliche Begünstigung des Glückes hoffen."

Von St. Gallen war Escher wenige Tage nach Zürich, dann an die Linth zurückgekehrt. Hier holten ihn gegen Ende des August sein Tochtermann Hirzel und der Sohn Bauchers, der noch im Osten der Schweiz zurückgeblieben war, ab zu einer großen Alpenwanderung durch Graubündten. „Genußreich — schreibt Escher — ward ein Tag im Pfefferserbad zugebracht. Die Wanderung durch Oberhalbstein weckte in mir angenehme Erinnerungen an meine erste größere Alpenreise im Jahr 1793. Auch in St. Moritz verlebten wir einen angenehmen Tag. Jetzt aber ging es bei schlechtem Wetter über Sils, die Maloya und den Septimer. Interessant war der Besuch der Eisenwerke im Ferrerathal; die Wanderung dann aber vom Hinterrheingletscher nach Sofreila des abermaligen schlechten Wetters wegen gefährlich und ebenso aus gleichem Grund der Paß über Scaradra in's Blegnothal. Unvergeßlich aber wird uns die Ersteigung des Scopi, der höchsten Spitze des Lukmaniers, bleiben." Der Ruf dieses Berges, der in unsern Tagen so häufig genannt wird, das Muthige der Unternehmung, Eschers anschauliche Beschreibung derselben, der Beweis seiner auch auf die innersten Einzelnheiten sich erstreckenden Kenntniß, die Größe der vor den Reisenden sich entfaltenden Gebirgsnatur und die erhebenden Beobachtungen, die der Darsteller an seine Schilderung knüpfte, werden es begreiflich machen, wenn der Darstellung selbst der betreffende Abschnitt so viel als vollständig enthoben wird.

„Am 4. Herbstmonat — heißt es — machten wir uns mit dem Wirth des St. Maria Hospitiums auf den Weg. Erst gingen wir im mittlern Rheinthal etwas thalabwärts und alsdann über den noch jungen Rhein an dessen rechte Seite hinüber, von der sich nun

der Lukmanier auf einmal steil erhebt und einen völlig begrasten Abhang zeigt, über den man sich mehr als eine Stunde lang in östlicher Richtung hinaufzieht. Ungefähr 1500 Fuß über dem Hospitium, also bereits in einer Höhe von 7500 Fuß über der Meeresfläche, wird der Gebirgsabhang flächer, also sanfter ansteigend, aber die Vegetation verschwindet fast gänzlich; denn auf diesem weniger steilen, westlichen und daher der Sonne minder ausgesetzten Gebirgsabhange weilt der Schnee meist sehr lange, ja in kältern Jahren bleibt er ununterbrochen liegen. Jetzt war noch eine ziemlich ausgedehnte Strecke dieses verödeten Gebirgsabhanges beinahe völlig schneefrei. Wir fanden zuweilen anstehende schwarze Thonschieferlager mit allgemeiner steiler nördlicher Schichtensenkung; häufiger aber war der Boden mit zerspaltenen freiliegenden Thonschiefertafeln und Bruchstücken bedeckt, über die wir in südöstlicher Richtung anstiegen. Bei einer Höhe von ungefähr 8500 Fuß erreichten wir nun die allgemeine Schneeregion, und steil erhob sich an einem schroffen Felsengrath die oberste Piramide des Gebirges, die uns aber meist verdeckt blieb. Zu beiden Seiten hatten wir ausgedehnte Schneefelder, von denen das westlichere gegen den Scopi anstieg, das südlichere hingegen ein weites hohes Thal ausfüllte, welches die südöstlicheren Firsten des Lukmaniers von seiner höchsten Spitze trennte."

„Von da an wurde die weitere Ersteigung des Gebirgs mühsam. Die Schneeabhänge zu beiden Seiten des Felsengrats waren zu steil, um in denselben mit Beruhigung empor zu klimmen und die schroffen schwarzen Thonschiefer-Schichtenköpfe fanden sich nicht ununterbrochen genug, um stets auf ihnen bleiben zu können. Nicht selten sanken wir daher bis über die Knie in den erweichten Schnee zwischen denselben. Allein der vollkommen heitere Himmel und die glänzende Spitze der prachtvollen Piramide, die wir zuweilen über uns erblickten, munterten zu muthigem und vorsichtigem Anklimmen auf. Zuweilen war uns ein etwas flächerer Raum vergönnt, und

wir blickten über die schauerliche Tiefe, welche sich zu unsern Füßen ausdehnte, an die nähern zum Theil vergletscherten Gebirgsketten hin, die bald alle unter unserm Horizont standen und die Aussicht auf entfernter schimmernde Hochgebirge öffneten. Jedoch nur kurze Zeit verweilten wir auf diesen Ruhepunkten, durch das Verlangen nach umfassendern Übersichten höher getrieben. Mehrmals glaubten wir uns der Spitze der Eispyramide nahe; jedesmal aber zeigten sich wieder höhere Absätze. Endlich aber war das Ziel erreicht und wir befanden uns auf dem Gipfel des Luckmaniers, wo alle Alpenfirsten im Umkreise von etwa 4 Stunden zu unsern Füßen lagen. Der Eindruck, den diese außerordentliche Rundaussicht auf uns machte, ist unbeschreiblich. Lange standen wir unbeweglich und blickten über die unzähligen vergletscherten Gebirgsketten hinweg an den fern glänzenden Horizont hin. Endlich erholten wir uns von dem ersten fast betäubenden Eindruck, trugen schwarze Thonschiefertafeln von der verwitterten Spitze des Berges zusammen, auf die wir, um bequemer das hehre Schauspiel genießen zu können, uns lagerten. Das Barometer stand auf 19. 3. 27., das freie Thermometer zu 3. 5. über dem Eispunkt Die Höhe des Scopi beträgt 9830 Fuß über dem Meere."

„Wir befanden uns auf der Schneespitze beim heißesten Sonnenscheine, geblendet durch die in weiter Ausdehnung um uns liegende Schneeregion und da wir alle nähern mit gleich bedeutenden Schneelasten beladenen Gebirge überhöhten, so glänzten uns auch diese blendend entgegen. Lediglich die untern begrasten Abhänge der die St. Maria Scheidecke umgebenden Gebirge boten einige Flächen dar, auf denen das Auge milder ruhte. Die überall mit Schnee bekleideten manigfachen Gebirgsketten aber, welche sich unserm hohen Standpunkte gegenüber wellenförmig hinter einander erhoben, zerflossen vermöge ihres blendenden Schnee's dermaßen ineinander, daß wir sie auch mit Hülfe des Fernrohres nicht deutlich zu entwickeln vermochten. Ich sah über die mir sonst so bekannte Gotthards-

Gebirgsmasse weg, ohne ihre einzelnen Firsten genau erkennen zu können. Nur die Gebirge, welche sich an dem fernen Horizont erhoben, zeigten deutliche Formen und über uns blickten wir in die Unendlichkeit des Himmels auf, der sich gleich einem dunkelblauen dem schwarzen Colorit sich nähernden Gewölbe über die blendende Erde ausbreitete und den ermüdeten Augen beim Aufblicke Erquickung gewährte. Nicht ohne große Anstrengung konnte ich einen Theil der unvergleichlichen Rundansicht zeichnen. Der öftern unentbehrlichen Erholung wegen ging die Arbeit langsam von Statten, auch zogen allmälig kleine Wolken sich in den entfernten Thälern zusammen, welche die Formen der Gebirgsketten noch mehr verwirrten. Südwärts hoben sich die schönen Gletscherkuppen des Hinterrheins über die niedrigen zum Theil begrasten Gebirge des Casacciathals und die schroffen Felsengebirge des obern Theils des Blegnothals am Horizont empor. Diese Hinterrhein-Gletschergebirge senkten sich mit allmäliger Abstuffung in die linke Seite des Blegnothals herab, durch welches hinaus wir an die blaue Gebirgskette des Monte Cenere hin sahen, die jenseits Blegno unseren weiteren Horizont bildete. Näher standen uns in südöstlicher Richtung die schroffen Gebirge, zum Theil unvergletschert, welche sich zwischen den Hintergründen der bündnerschen Lugnez- und St. Petersthäler wie den linkseitigen Nebenthälern des Hintergrundes vom Blegnothal durchziehen; hoch ragten aus diesem Gebirgsstocke die Kuppen der La Greina und ihrer Nachbaren hinaus und über den in dieser Gebirgskette liegenden Scaradrapaß weg sahen wir an die Hinterrhein-Gletschergebirge hinüber. Näher in SSW. Richtung zog sich die fast schneelose Gebirgskette hin, die das Casacciathal und tieferhin das Blegnothal vom Livinerthal trennt. Über ihre Vertiefungen weg zeigte sich die theilweise vergletscherte Hochgebirgskette, welche sich zwischen dem Livinerthal und den Thälern von Verzasca und Maggia durchzieht. Am westlichen Horizont erhob sich über diese und noch mehr andere Ketten, welche die Thäler des Rhodanus

von den piemontesischen Thälern des Toccia trennen, die prachtvolle blendend weiße Masse des Monte Rosa; von ihr aus zog sich westlich die ganz vergletscherte Gebirgskette, welche Wallis von Piemont trennt. Ihrer Entfernung ungeachtet hob sich dieselbe am Horizont hoch empor und blendend glänzten uns ihre Schneeflächen entgegen. Wahrscheinlich sahen wir in dieser Kette die Felsenpiramide des Matterhorns, die Schneekuppe des Combin, vielleicht selbst die Kuppe des Montblanc. Im Vorgrund dieser prächtigen Fernsicht thürmten sich die schroffen und finstern Felsenketten zusammen, welche den Hintergrund des Piorathals umzingeln. Wir sahen auf die verschiedenen Reihen dieser kahlen Felsenhörner herab, welche den Glanz der sich über sie hebenden Rosaketten vollends erhöheten. Das Piorathal bildete einen merklich vertieften Einschnitt der Gebirgsmasse des Vorgrunds. Über dasselbe hoben sich die Gebirge des Canariathals und des Gotthards in verworrenen ziemlich beschneiten Gebirgsketten, über welchen das Bernersche Hochgebirge mit seinen scharfen Felspiramiden am Horizont bedeutsam emporstieg. Das Nesselhorn, das Aletschhorn, die Walliser Viescherhörner, das Finsteraarhorn, der Eiger wie die Schreck- und Wetterhörner zeichneten sich vorzüglich aus. Nordwestlich reihten sich die verschiedenen Gebirgsketten der Quellen des Vorderrheins und des Unteralpthals mit ihren Schneefeldern hinter einander. Kenntlich war mir die schroffe Felspiramide des Sixmaduns, über welche der Galenstock, nördlich der Furka, blendend am Horizont anstieg und dem die Kette der Tristhörner nordwärts folgte. Über die kahlen und finstern Felsenketten des Göschenen- und Mayenthals hob sich der Titlis mit den schwarzen Felswänden, auf deren Kante sich kaum noch eine Spur seines rückwärts abhängigen Gletschers zeigte. Ihm folgten nördlich am etwas sich annähernden Horizont die Gebirge der Surenenalpen. Deutlich erkannten wir die Vertiefung, welche die Oberalpscheidecke zwischen den link- und rechtseitigen Gebirgen des Reußthales durchblicken ließ. Die Nebel des Vierwaldstättersees bargen

uns eine wahrscheinlich weite Fernsicht gegen das Aargau und den Jura hin. Östlich von diesem Alpeneinschnitt hob sich am sehr genäherten Horizont über das tief unter uns liegende Mittler- und Vorderrheinthal weg die rauhe mit einzelnen Gletschern behangene Gebirgsmasse des Krispalts, in der sich eine vorzüglich hohe Piramide auszeichnete. Von da an läuft östlich die breite Hochgebirgskette aus, welche Bündten von Uri und Glarus scheidet. Der Dispeltausch deckte zum Theil das vergletscherte Scheerhorn. Am prachtvollsten aber stellte sich der Dödi dar, uns gleichsam gegenüberstehend, denn alle Zwischengebirge lagen tief zu unsern Füßen. Deutlich erkannte ich die gefährliche Dödischeidecke. Von da entfernte sich der Horizont wieder beträchtlich das Vorderrheinthal abwärts; doch erkennt man noch den Hausstock und die gewaltig vergletscherte Scheibe. Lichte Rheinnebel verwischten den ferneren Horizont. In völlig östlicher Wendung hatten wir jene gewaltigen Gletscher- und Schneemassen, die den wilden Hintergrund des Kristalinenthals bilden, unmittelbar zu unseren Füßen; aus diesen hoben sich jenseits die schauerlich rauhen Gebirge, zum Theil vergletschert, die das Kristalinenthal vom obern Hintergrund des Sonvixerthals trennen. Hie und da zeigten sich mitunter in weiter Ferne über alle Gebirge der rechten Seite des Vorderrheinthals weg einige beschneite Piramiden der Tiroler Gebirge. Die nahen Kuppen von Centovalli und Munteraska schlossen den weit ausgedehnten Alpenkranz.“

„Vier Stunden beinahe verweilten wir auf der Gebirgsspitze des Scopi, seine verschiedenen Fernsichten bewundernd und erörternd. Was uns am meisten anzog, waren die zwei Gebirgsketten des Wallis, als die höchsten Stellen am Horizont. Allein wir sahen über alle die zahllosen Thäler weg, ohne irgend ein Dorf oder eine Hütte in den stillen Ebenen zu erblicken: alles um uns her war erhabene aber todte Natur. Der vor uns ausgebreitete Horizont hatte vom Montblanc bis in die Tirolergletscher über achtzig Stunden Durchmesser und dennoch mochten unsere Blicke keinen Gegenstand

unterscheiden, der auch nur einigermaßen an die Menge Menschen erinnern konnte, die zwischen all' diesen Fels= und Gletscherfirsten leben und sich abmühen. Nur erkannten wir bei näherer Prüfung die parallel neben einander laufenden Hochgebirgsketten, zwischen welchen die großen Längenthäler der Alpen sich hinziehen. Überall sahen wir in den näher zu unsern Füßen liegenden Gebirgen eine Menge Wasserquellen den Gletschern und Schneefeldern entrinnen. Wir sahen diese Quellen sich in den tief eingeschnittenen Querthälern vereinbaren, Bäche und Ströme bilden und den Längenthälern zu= fließen. Dort südwärts erblickten wir die Quellen des Tessins und jenseits der fernen blauen Kette des Monte Cenere erinnerten uns Phantasie und Gedächtniß an die üppigen Ebenen der Lombardei, welche durch die Ausflüsse der uns zur Seite stehenden Gletscher bewässert und fruchtbar erhalten werden. Hier westlich lieferten die blendenden Ketten des Monte Rosa und des Aletsch die Quellen des Rhodans, welcher in weiter Ferne die Gefilde des südlichen Gal= liens befruchtet und ihre Atmosphäre befeuchtet. Näher unserm Standpunkt nördlich vereinbarten sich viele Thäler in den tiefen Kessel des Vorderrheinthals, und weit über die kaum bemerkbare Jurakette weg blickten wir in die Atmosphäre von Deutschland hinaus und dachten uns jene große weite Thalebene, welche der Rhein bis nach Belgien hinab bewässert. Östlich schimmerten die Tiroler Gebirge, welche an den unfernen Inn erinnerten, der in unserer Nähe ent= sprang und seine befruchtenden Gewässer und Verdünstungen durch Deutschland und Ungarn bis in die Türkei verbreitet."

„Einige kleine und örtliche Erscheinungen von wachsenden Glet= schern in einer Folge mehrerer nasser und kalter Jahre haben die ängstliche Besorgniß erregt, die Region der Gletscher dehne sich aus und die Schneegrenze senke sich tiefer gegen die flächere Ebene hinab. Verschüttungen, durch Gebirgsverwitterung veranlaßt, die Schwie= rigkeit, in beträchtlichen Höhen und an steilen Abhängen Waldungen anzupflanzen, welche die Unvorsichtigkeit der Menschen zerstört hatte,

dienten jener ängstlichen Ansicht zu Belegen. Hin und wieder findet man an einzelnen, besonders günstig gelegenen und geschützten Gebirgsabhängen engbegrenzte und vereinzelte Vegetationsplätze hoch über der allgemeinen Schneegrenze. Die freundlichen Vegetations-Eilande in der völlig erstarrten Eisregion wurden als die letzten Überbleibsel einer einst allgemein in dieser hohen Region stattgefundenen Pflanzenbekleidung und mithin als ein sprechender Beweis vom Sinken der Schneegrenze angesehen. Aber wenn die kleinen Büschel der **Arétia helvetica**, welche Saussüre auf dem 10600′ **Col du Géant** antraf, beweisen sollen, daß einst die Pflanzenregion allgemein bis zu dieser Höhe anstieg und daß sie durch das fortschreitende Sinken der Schneegrenze allmälig tiefer rückte und die Vegetation jener Höhen bis auf diese kleinen Pflanzenbüschel verdrängte, so müßte also unser 10000 Fuß hohe Standpunkt auch noch innerhalb der vormaligen Vegetationszone gelegen sein. Allein wir sahen von diesem Standpunkte die Gletscher, welche dem Rhein und dem Tessin ihre bedeutsamsten Quellen liefern, zu unsern Füßen. Diese Gletscher und mit ihnen alle jene ausgedehnten Eisthäler, von denen alle Alpströme ausgehen, müßten also zur Zeit, wo die Schnee- und Eisgrenze der Alpen noch 11000 Fuß über Meer stand, nicht vorhanden gewesen sein. Da aber auch kein einziges über 11000 Fuß hohes Eisthal und nur wenige schroffe Felspiramiden, die jene Höhe übersteigen, vorhanden sind, so wären überall keine Gletscher da gewesen, welche den nach allen Welttheilen ausströmenden Flüssen ihre Quellen liefern konnten. Man denke sich das Ergebniß eines also vorausgesetzten Verhältnisses unserer Gebirge auf die weiten Ebenen des Erdtheiles, auf die Meere und selbst auch auf die Atmosphäre, und man wird ohne Mühe von solchen Träumen zurückkommen. So wie jede Insel im ausgedehnten Ozean mit Pflanzen und Thieren besetzt ist, ohne daß daraus gefolgert wird, es müssen die Inseln demnach Überreste einer einst vorhandenen allgemein trockenen Erdoberfläche sein; so sehen wir

hinwieder auch günstig gelegene und gesicherte Stellen in Mitte der erstarrten Eisregion mit Pflanzen bekleidet und auf diesen einige Insekten angesiedelt, ohne daß darum anzunehmen wäre, es seien solches Überreste einer vormals allgemeinen Vegetationsbekleidung dieser nunmehrigen Eiszone. Sehen wir doch ja auch sogar die höchsten Felspiramiden der Alpen bis an ihren Gipfel mit Flechten bekleidet, ohne darum eine frühere allgemeine Flechtenbekleidung des Alpgebirges anzunehmen. Nur die Alpen mit ihren acht bis neuntausend Fuß hohen Eisthälern haben gerade diejenige Höhe, welche erforderlich ist, um unversiegbare Quellen der größern Festlandströme vermittelst ihrer Gletscher zu erzeugen. Diese Ströme sind unerläßliche Bedingung für die Erhaltung der Meere, welche durch Ausdünstung gerade so vieles Wasser wieder an die Atmosphäre abgeben, als sie von den Strömen erhielten; diese Verdünstung der Meere aber und die Beweglichkeit der Atmosphäre, wodurch diese Meeresausdünstungen über die ganze Erdoberfläche verbreitet werden, sind ebenfalls wieder die Bedingung der Fruchtbarkeit und Bewohnbarkeit der Erde. In dieser bewundernswürdigen Kette von Verhältnissen konnte nie ein einzelnes Glied fehlen, seit die Welt aus dem Chaos hervorgerufen wurde. Zur Zeit, wo die erste Pflanzenbekleidung sich über die Oberfläche der Erde verbreitete, mußte diese befeuchtet werden; also mußten auch die für den Kreislauf der Gewässer durch die Atmosphäre, die Ströme und die Meere unentbehrlichen Gletscher der Keimung und Ansiedlung der Pflanzen vorangehen, und es konnte demnach nie eine allgemeine Pflanzenbekleidung der jetzigen Gletscherregion statt haben, wovon die isolirten Pflanzenbüschel über den Eismeeren die Überreste wären. Diese Betrachtung ergriff uns mächtig beim letzten Überblick der vor uns ausgebreiteten kahlen Eisregion. Sie bekam Leben und hohe Bedeutung in unsern Augen."

„Noch einmal sahen wir in das dunkelblaue über uns ausgedehnte Himmelsgewölbe hinauf, wo Millionen Welten, uns unsichtbar, doch gewiß höhere Zwecke verfolgend, ihre geregelten Kreisläufe

machen. Ob der Mensch nun diese zahllosen Welten zum Vorwurf seiner Betrachtungen wähle, oder ob er die zweckmäßige Bildung unserer Erdoberfläche untersuche, oder dem bewundernswerthen Organismus der Geschöpfe nachspüre, so wird er immer auf die gleiche göttliche Urquelle alles Daseins hingeleitet, die dem Menschen zwar zu fühlen, nicht aber mittels seiner Vernunft zu begreifen vergönnt ist, so lange diese an die Bedingungen von Zeit und Raum für ihre Begriffe gebunden ist."

Unmittelbar nach Eschers Rückkehr von dieser Reise starb sein Bruder. „Noch sah ich — schreibt er in seinem Rückblicke — den 10. September denselben ebenfalls von einer Wanderung freudig zurückkehren und den 11. Morgens hatte ihn ein Steckfluß dahin gerafft. Innig bedauerte ich seinen Verlurst, durch den ich nun genöthigt werde, noch mehr Zeit für die Handlung zu verwenden. Ihm hatte ich die Möglichkeit zu danken, ohne Aufopferung meines Brotberufes mich zuerst während der Dauer der helvetischen Regierung den Staatsgeschäften und nachher der Linthunternehmung hingeben zu können, und noch mehr ist mir der Verlurst des freundschaftlichen Verhältnisses wegen schmerzhaft, in welchem ich mit dem Seligen stand. Unvergeßlich wird mir sein Andenken sein."

Im folgenden Jahr 1820 verlobte sich auch Eschers vierte Tochter*). „Der nähere Umgang mit diesem neuen Tochtermann — schreibt er — ist mir höchst befriedigend. Wir sprechen offen und frei über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, Gott und Zukunft, und unsre Ansichten begegnen sich fast überall. Sein Herz schlägt so warm wie das meinige für Vaterland, Freiheit und Menschenglück, ohne daß diese Gefühle die Liebe und Sorge schwächen, die wir unsern nächsten Umgebungen schuldig sind."

Das nämliche Jahr führte ihn zur Versammlung der Naturfor-

*) Mit Herrn Salomon Heß, damals Pfarrer an der Waisenkirche, später Professor der Theologie.

scher in Genf, für die er eine Abhandlung über die eigenthümliche Bildung der großen Jurakette bestimmt hatte. „Ich hatte — erzählt er — bei dieser Reise theils ganz, theils für einzelne Abschnitte derselben zu Gefährten meine Tochtermänner Hirzel und Bürkli, meinen muntern Sohn Arnold und meine Freunde Horner, Merian, Trechsel, Charpentier und Duby die Söhne. Sie gewährte mir unschätzbaren Genuß. Die schöne Fahrt und Wanderung rheinabwärts, die freundschaftliche Aufnahme von Stehelin in Basel, die Wanderung durch's Birsthal, der Besuch bei Freund Mai in Courtlari, derjenige im Fort Joux und Joigne, besonders auch in militärischer Hinsicht, der Wiedereintritt in's liebe Vaterland bei Balaigue, der Anblick des Genfersee's und die Aufnahme bei Vaucher sind herrliche Momente dieser Wanderung. In Genf wurden wir behandelt wie ältere Brüder, an die sich ein jüngerer lange verlorener herzlich anschmiegt. Die Prozession unter Gesang kräftiger Schweizerlieder in einen Cercle, wo wir zum Kaffee und einer Seefahrt eingeladen wurden, lockte hier lauten Jubel, dort Thränen der Rührung hervor. Wegen meiner lebendigen Theilnahme an diesen gesellschaftlichen Vergnügungen konnte ich freilich den Umgang meiner nächsten Freunde und ihrer liebenswürdigen Familien nur sparsam genießen; doch am letzten Tag beim Besuche des kleinen Salève und des romantischen Mornex warf ich an Vauchers Seite frohe und ernste Blicke auf unsre Lebensverhältnisse zurück. Dann reisten wir in großer Gesellschaft durch Savoyen. Im Bad St. Gervais warnte ich den Hofrath Hamel vor der gewagten Ersteigung des Montblanc. Hätte er meiner Warnung gefolgt, so wären nicht drei Führer bei dieser eiteln Unternehmung zu Grunde gegangen. Über die wilde **Enclave** des **Mont Jouet**, den **Col de Seigne**, Courmajeur, den Crapillon und das Thal Entremonts besuchte ich mir meist schon bekannte Gegenden; aber ich besuchte sie mit erweiterten Ansichten und an der Seite des vortrefflichen Geognosten Charpentier. Besonders die prächtige **Allée blanche** gab mir neuen hohen Genuß. In Bex verlebten

wir bei dem wackern Charpentier einen glücklichen Tag. Besonders erwünscht waren das Wetter und alle übrigen Umstände bei der Wanderung durch's Bagnesthal bis in dessen tiefsten Hintergrund, und die Höhe der **Pierre-à-Voie** gab uns eine unbeschreiblich schöne Alpenansicht. In Sitten trennte sich die Gesellschaft mit schwerem Herzen und ich zog allein mit meinen Söhnen Hirzel und Arnold über die Gemmi, Interlachen und den Brünig mit unschätzbaren Erinnerungen nach Zürich zurück."

Dort angelangt fand er schon ein Schreiben Vauchers vor. „Niemals — heißt es in demselben — werden wir in Genf die glücklichen Tage unsers Beisammenlebens vergessen. Ihnen, theurer Freund, haben wir den Hauptreiz derselben, jenes Erwachen aller Gefühle brüderlicher Freundschaft zu verdanken. Sie haben uns alle begeistert, als Sie ihren Sitz oben an der Tafel verließen und unter die unten gelagerte Jugend hintraten, um mit ihr jene vaterländischen Lieder anzustimmen, die noch lange in unsern Ohren wiedertönen werden. Ihr Triumphzug nach dem Ufer des See's steigerte die Freude auf's höchste, und nie schienen mir der Staatsrath von Zürich und unser Oberpfarrer Picot liebenswürdiger, als da sie an der Spitze der langen Reihe Arm in Arm durch die jubelnde Bevölkerung hinzogen. Das, mein Freund, sind Lichtblicke im Leben. Und wie glücklich sind vollends mein Sohn und sein Freund Duby gewesen, daß es ihnen vergönnt war, Sie zu begleiten und noch länger in Ihrer Nähe zu verweilen. Ihr Einfluß auf unsre Jugend ist so groß, daß, wenn Sie in Genf lebten, Sie bei jedem Erscheinen sich zuverlässig von einer Schaar derselben begleitet sähen." — „Indem ich, antwortete Escher, mir die Vorgänge in Genf noch einmal in's Gedächtniß zurückrief, fragte ich mich selbst mit einiger Besorgniß, ob ich nicht bei jenem Mahle ernster Naturforscher etwas allzujugendlichen Lärm veranlaßt habe? Bald aber beruhigte ich mich wieder. Wenn der Mensch, wie Christus sehr wohl gesagt hat, nicht allein vom Brote lebt, so lebt er eben so wenig allein vom Wissen.

Wir waren eine Gesellschaft von Freunden, Landsleuten und Bundesgenossen. Wir durften etwas Leben, etwas Begeisterung in unserm neuen Vaterlande wecken. So habe ich die Sache angesehen und ich gestehe offen, daß ich, so bald vom Vaterland die Rede ist, das kalte Blut etwa verliere. Ich lasse mich hinreißen und reiße meinerseits auch andre hin. So kam es, daß ich Ihrem lieben greisen Picot meinen Arm darbot, um mit ihm die jubelnde Prozession zu eröffnen. Ich vergaß den Oberpfarrer, wie den Staatsrath von Zürich. Aber, mein theurer Freund, ohne solche Herzensergüsse, die bisweilen einmal über die nüchterne Hausruhe hinausführen, hätte ich nie das Linthwerk unternommen und Wesen und Wallenstadt krankten heut zu Tage noch in ihren Sümpfen."

Im Jahr 1821 erfolgte nun auch die Verheirathung von Eschers vierter Tochter. „Durch diese — heißt es in seinem Nachlasse — ist nun mein nächster häuslicher Kreis ziemlich verwaiset. Um so inniger schließe ich mich der Gattin und den zwei zurückgebliebenen Kindern an und vollen Genuß gewährt mir Arnolds wackeres Fortschreiten*), der pflichttreu und unverdrossen seinen Unterricht benutzt und mit welchem ich nun bei hiesigem Aufenthalte täglich in einer Abendstunde Naturlehre und Naturgeschichte treibe." Auch jetzt wurde die Muße, welche Linth- und Staatsangelegenheiten ihm ließen, zu Wanderungen benutzt, erst mit einem Theil der militärisch-mathematischen Gesellschaft zur Untersuchung der nordöstlichen Gränzgegenden und später mit seinem Sohne in die Thäler von Flums, Weistannen, Calfeusern, dann über Pfäfers in's Prättigau, durch die Gebirgskette des Rhätikon in's Montafunerthal, hierauf zurück durch's Rheinthal und Thurthal. Zwischen diese beiden Reisen fiel dann auch die Versammlung der Naturforscher in Basel, welcher er eine Abhandlung über die Wassermasse vorlegte, die unter der vor-

*) Einer kräftigern Entwicklung der fünften und jüngsten, seither verstorbenen, Tochter stand von Jugend auf anhaltende Kränklichkeit entgegen.

tigen Rheinbrücke durchströmt. „Ich war — schreibt er an Vaucher — in Basel, doch ohne Sie bei der Gesellschaft zu finden. Beinahe mißstimmte mich dieses im Anfang. Um mich zu zerstreuen, verfertigte ich einen Auszug meiner vorgetragenen Abhandlung in französischer Sprache*). Die Gesellschaft war lebhaft genug, auch ohne meine besondere Einmischung. Unterdessen ging alles gut von statten und es fehlte keineswegs an belehrender Unterhaltung. Von dort machte ich in zahlreicher Gesellschaft einen Ausflug nach Mühlhausen, wo ich den Umfang der Manufakturen und die Thätigkeit in denselben bewunderte. Ich fragte diese reichen Herren nach ihren geselligen Vereinen. Wir haben keine, war die Antwort, jeder Zusammentritt von mehr als 25 Personen ist verboten. Da gedachte ich der Fabel vom magern Wolf und vom wohlgenährten Hund an der Kette und der Wolf verließ Mühlhausen und rannte in sein Vaterland zurück. Ich hatte Arnold bei mir und werde auch ihn lehren, vor der Sklaverei des Reichthums zu fliehen."

Auch auf dieses Jahr warf er an dessen Ende den üblichen Rückblick. Es schließt derselbe mit folgenden Worten: „Bei vorrückendem Alter verlieren die Leidenschaften immer mehr ihre Heftigkeit. Einige Anlage zur Herrschsucht in ihren verschiedenen Modifikationen, die ich besaß, wurde schon lange durch die nähere Beobachtung der schwierigen Lage kleiner Machthaber zum größern Theile beseitigt. Ich habe wenig innere Kämpfe mehr auszufechten und keine bösen Neigungen mit Anstrengung zu bekämpfen. Der Reizbarkeit und einigem Hange zu Träumereien entgegenzuwirken, ist das wichtigste, was mir zu thun übrig bleibt. Wahre Humanität zu befördern ist das höchste Ziel, nach dem ich strebe. Meine Ansichten über die höhern Verhältnisse der Menschheit und des Weltalls werden immer fester, je mehr ich die Natur und die Menschen kennen lerne; auch

---

*) Er findet sich im Auszuge im XXVIII. Bande der Abtheilung Sciences et arts der *Bibliotheque universelle*. S. 274 ff.

ist mir in dieser Hinsicht der Umgang mit meinem jüngsten Tochtermann fortwährend erhebend. Gerne ziehe ich mich, so bald es meine Geschäfte gestatten, zu ruhiger Betrachtung in die Stille zurück. Doch dürfen diese kontemplativen Lebensabschnitte nur kurz sein, und auch bei etwas längerm Aufenthalt in dem mir so angenehmen Keffikon, wo das ländliche Leben bei meinen Schwestern und alle Umgebungen mich so sehr wieder an die glückliche Jugend erinnern, fühle ich bald eine gewisse Leere, die mich wieder in den, wenn auch oft so beschwerlichen, Geschäftskreis zurücktreibt. In das neue Jahr trete ich mit dem festen Entschluß angestrengter Pflichtübung gegen das Vaterland, meine Nebenmenschen und meine Familie über. Mit Muth, doch ohne Härte will ich trachten, mich durch die schwierigen Verhältnisse hindurchzuarbeiten, denen ich auch jetzt wieder in mancherlei Beziehung entgegensehe. Die Überzeugung von einer höhern Leitung und die dankbare Erinnerung an den Segen des Himmels, der mich bisher begleitete, sollen mich stärken. Möge ich am Ende desselben und einst auch am Ende meines Lebens mein Tagewerk auf Erde so ruhig und heiter betrachten können, wie ich jetzt den schon zurückgelegten Theil desselben überblicke."

---

9. Eschers Krankheit und Tod. Die Zeitgenossen und das Vaterland über ihn.

Die heitere Stimmung, in welcher Escher das Jahr 1822 angetreten hatte, dauerte fort, während der ersten Monate desselben. Mit Eifer besorgte er seine zahlreichen Geschäfte in der gewöhnlichen Abwechslung. Seinem Freunde Vaucher schrieb er, daß er sich auch mit einem Plane zu neuen Untersuchungen in den rhätischen Gebirgen beschäftige, daß er im Sommer bei der naturforschenden Gesellschaft zu Bern ihn zu finden hoffe und von da sich nach Freiburg zu begeben gedenke, dessen Regierung ihn wegen Korrektion der Sa-

rine zu berathen wünsche. Er freut sich der Aussicht auf die nahe bevorstehende Beendigung des Linthwerks als eidgenössischer Unternehmung, anerkennt dabei, daß freilich noch manches zu wünschen übrig bleibe, daß die Kritik, wenn sie nicht billige Rücksicht auf das Bedürfniß nehmen wolle bei Anlage seiner Arbeiten sich nach den in Aussicht stehenden Mitteln zu richten, wahrscheinlich mehreres an denselben aussetzen werde. „Noch, schreibt er, ist die Hydrostatik nicht auf ihrer Höhe. Wäre ich besserer Mathematiker, so hätte ich zu ihrer Entwicklung Bedeutendes beitragen können. So mußte ich mich begnügen, das nach meinen Kräften mögliche zu leisten. Ich war genöthigt, in meinem Leben so viele Rollen zu spielen, daß ich mich unmöglich auf jede derselben mit gleicher Gründlichkeit vorbereiten konnte. Ich muß mich glücklich schätzen, wenn es mir gelang, mich leidlich aus der Sache zu ziehn. Das Linthwerk aber, hoffe ich, werde der Mängel ungeachtet, in seinem Wesen bestehen.“

Schon im April stellten sich indessen, wol die natürliche Folge aller frühern Anstrengungen, Hämorrhoidalbeschwerden ein, die rasch überhand nahmen und ihm, wie wir bereits sahen, bei der Linth-Konferenz im Mai sehr drückend waren. Nichts desto weniger brachte er am Ende dieses Monats, von seinem Sohne begleitet, noch einige vergnügte Tage in Keffikon zu. Noch wohnte er vor Eröffnung der Tagsatzung in Zürich regelmäßig den Sitzungen des Staatsrathes bei, unternahm nach denselben mit den Gesandten Genfs und Neuenburgs einen kleinen Ausflug an die Glatt und auf den Lägerberg, dann aber wurde das dringende Bedürfniß einer nicht länger aufzuschiebenden Hauptkur empfunden, da ein kurzer Aufenthalt in Baden im Juni ohne Wirkung geblieben war. Von seinem Freunde Usteri wie von seinem Hausarzte waren übereinstimmend die Bäder von Leuk empfohlen worden.

„Den 14. Juli Nachmittags — erzählt er selbst in seinem letzten Jahresrückblicke — begleiteten mich meine Gattin und zwei meiner Töchter bis an das untere Albis. Von hier wanderte ich mit dem

frohsinnigen Arnold und dem treuen Bedienten Alder über den Berg und bei herrlichem Wetter spazierend bis Zug, Tags darauf über die See'n bis Lungern, dann über den Brünig und zum Theil unter Regen bis Frutigen. In Kandersteg heiterte sich am folgenden Tage der Himmel auf und ich entschloß mich zum Besuch des beinahe unbekannten Gasternthals, wo uns recht wohl war. Den 18. Juli überstiegen wir, mit einem guten Führer versehen, wahrhaft spazierend und oft zeichnend den vergletscherten Lötschenberg und zogen noch in's Hauptthal des Wallis herunter und hier dann fahrend bis Leuk. Dann ging's hinauf zu den Bädern, wo ich mit frohen Hoffnungen mich ansidelte. Ich fand hier mehrere Bekannte und Verwandte und überhaupt sehr zuvorkommende Gäste. Ich richtete mich aber so ein, um mit Arnold so wenig Zeit zu verlieren, als möglich. Wir trieben nach einem französischen Compendium Geometrie, zeichneten viel und lasen, oder ließen uns durch Alder vorlesen. Sehr veränderliches Wetter hinderte größere Spaziergänge. Allein die Kur schlug nicht gut an, vermehrte eher meine Beschwerden. Während zweier Tage erfreute ich mich eines Besuches meines vortrefflichen Freundes Baucher, mit dem ich mich lebhaft über die höhern Verhältnisse des Universums und zur Abwechslung über unsre wissenschaftlichen Arbeiten unterhielt. Auch von meinen Tochtermännern Hirzel, Bürkli und Heß erhielt ich kurze Besuche. Mit den zwei letztern bestieg ich den hohen Torrentgrat. Schnell, aber leider ohne wohlthätige Wirkung, war die Zeit meines Aufenthaltes verstrichen."

Noch am letzten Tage desselben, den 10. August, hatte er an den wieder in Genf eingetroffenen Baucher geschrieben: „So lange ich mich noch in voller Beschäftigung an der Linth befand, schien ich mir bisweilen eine unersetzliche Person zu sein; denn wäre ich plötzlich von diesem Wirkungskreise abgerufen worden, so hätte in der That kaum das Werk in der nämlichen Weise fortgesetzt werden können; allein seit diese Hauptaufgabe meines Lebens soviel als beendigt ist, sehe ich in der That nicht ein, welchen besondern Werth dieses noch

haben kann, ausgenommen für einige der Meinigen. Nichts desto weniger hindert mich diese Betrachtung keineswegs, für meine Gesundheit alle mögliche Sorgfalt zu tragen; denn ich bedarf ja derselben, um auch diejenige Zeit, die mir noch zu leben vergönnt ist, so nutzbar als möglich zu machen. Mit dieser Empfindung habe ich den Brief gelesen, welcher mir Ihre Rückkehr von der so wohlthätigen Reise ankündigte, die Sie mir zu Dank und Freude unternahmen. Seit Ihrer Abreise befinde ich mich ungefähr noch immer in dem nämlichen Zustand; allein alle Welt wiederholt, was man mir in Zürich vorher gesagt hat, daß der gute Erfolg der Kur sich erst einige Wochen später zeigen werde. Ich will dieses gerne hoffen und habe keineswegs den Muth verloren. Sie laden mich ein, zu Ihnen zu kommen und die Genfer Ärzte zu berathen. Mit Vergnügen werde ich ein andermal von Ihrer Einladung Gebrauch machen. Vor der Hand erscheint es mir zweckmäßig den Erfolg der Kur abzuwarten. Ist es der gewünschte, so bedarf ich weiters keines ärztlichen Rathes. Im entgegengesetzten Fall werde ich zuerst meinen Hausarzt berathen *), dem ich mein Vertrauen zu schenken alle Ursache habe. Befindet er sich selbst in Ungewißheit über meinen Zustand, dann scheint mir die Zeit zu einer Consulta gekommen. Diese kann Anfangs schriftlich statt finden und wird es dann für nöthig gehalten, so kann ich selbst nach Genf reisen. Sie haben, wie Sie mir melden, auch das eidgenössische Übungslager besucht und diesen Verein von Schweizern der verschiedenen Kantone sehr interessant und erfreulich gefunden. Allerdings haben wir in dieser Beziehung seit den vorrevolutionären Zeiten bedeutende Fortschritte gemacht. Dennoch, wenn man dieses militärische Schauspiel etwas mehr in der Nähe betrachtet, wird man sich einiger Besorgnisse für den Fall eines ernsten Gebrauches der Waffen kaum enthalten können. Unser Volk ist wacker, die Soldaten sind vortrefflich, es ließen sich Helden

*) Den damaligen ersten Stadtarzt Dr. Rahn.

aus denselben bilden; allein es fehlt uns an höhern Offizieren, diese Massen zu leiten und noch mehr fehlt der wahre Nationalgeist in unsern Tagsatzungen und bei einem bedeutenden Theil der Regenten unsrer zwei und zwanzig Kantone. Es ist traurig sehen zu müssen, wie weit z. B. die kleinen Kantone und ihre Hauptführer zurückstehen, wenn man sich den ursprünglichen kräftigen Geist derselben in's Gedächtniß ruft. Würde ein Krieg entstehen zwischen unsern mächtigen Nachbarn, Sie sähen sogleich auch in der Schweiz Parteien sich bilden und diejenigen der wahren Vaterlandsfreunde vielleicht in Minderheit. Das Hauptbedürfniß für unser theures und, in Zeiten äußerer Ruhe, so glückliches Vaterland ist daher den Nationalgeist auszubilden, Volk und Regenten über die wahren Interessen des Vaterlandes aufzuklären, der Liebe zu demselben zum Sieg über allen Egoismus zu verhelfen, und in dieser Beziehung kann ein wackerer Pfarrer in einer unsrer Hauptstädte*) des Guten vielleicht noch mehr leisten als der beßte Bataillonschef. Daher, mein Freund, wollen wir unser Vaterland lieben, alles für dasselbe thun, was in unsern Kräften steht, aber uns keineswegs durch glänzenden äußern Schein täuschen lassen über die zahllosen Gebrechen, an denen auch jetzt noch die wichtigsten Verhältnisse leiden."

Im September gab er dem Freunde dann Nachricht von seiner Heimkehr. „Ich reiste — schreibt er — von Leuk ab nicht besser als ich gekommen war. Ich wanderte den 11. August früh Morgens herunter in's Thal zur Rhonebrücke, wo mich ein bestellter Wagen aufnahm und nach Turtman brachte. Hier bewunderten wir den herrlichen Wasserfall beim Ausgange des Thales. Bald waren wir dann in Brieg, wo ich mit Arnold noch einen Spaziergang an den Fuß des Simplon vornahm. Der Rest des Tages verging unter Zeichnen und Untersuchen von Steinarten. Am folgenden Morgen wanderten wir im Hauptthale der Rhone aufwärts bis zum Ausgange

*) Vaucher bekleidete in Genf dieses Amt neben demjenigen eines Professors.

des Binnenthals. In verschiedenen Beziehungen befand ich mich besser an diesem Tage. Offenbar that mir die Bewegung gut. Ohne Anstrengung setzte ich meinen Weg bis zum Dorfe Binnen fort. Kein Thal der Schweiz hat für mich so viel Reize als das Wallis und Ihnen verdanke ich dieß. Sie sprachen mir immer mit Begeisterung von demselben. Sie gaben mir Rousseaus Briefe und dessen malerische Schilderungen zu lesen und Sie sagten mir bei unserm Scheiden im August 1785, ich solle, beim Rhone-Gletscher angelangt, daran gedenken, daß hier der Fluß entspringe, der Ihnen meine Grüße zuführen werde. Den 13. August verließ ich das freundliche Dorf Binnen, wo ich einen einfachen, aber thätigen an Körper und Geist kräftigen Menschenschlag fand, Leute, die selten aus ihren Bergen herauskommen. Ich fand hier hübschen Dolomit, am Zeichnen hingegen wurden wir durch den Nebel verhindert. Ohne die mindeste Beschwerde stieg ich über das Albrunhorn in's Antigoriothal hernieder, in welchem wir am Ufer eines anmuthigen See's unser bescheidenes Mittagsmahl einnahmen und das Thal zeichneten. Aus diesem gelangten wir dann in's Rosathal. Den 14. stiegen wir herunter durch italienischen Pflanzen- und Baumschmuck nach Domo d'Ossola, wo wir in gutem Gasthof den ganzen Tag zubrachten, um unsre Notizen, Zeichnungen und Steine zu ordnen. Rasch gings am folgenden Tag zu Wagen nach Baveno, wo die Ausmündung des Rosathals am Lago Maggiore eine schöne und belebte Landschaft bildet. Nach dem üblichen Besuche der Borromäischen Inseln gelangten wir nach Arona und am folgenden Tage nach Mailand, wo ich während der zwei ersten Tage meines Aufenthalts einige Besserung zu spüren glaubte. Allein es war nur eine kurze Episode. Bald kehrten alle Beschwerden zurück und nöthigten mich auf so manche Belehrung und manchen Genuß, welche diese reiche Stadt darbietet, zu verzichten. Doch sah ich das werthvolle mineralogische Kabinet des Grafen Borromeo. Nach vier Tagen verließ ich Mailand und bestieg in Como einen Nachen, der uns

über den schönen See führte, dessen Felsenufer zu beiden Seiten uns interessanten Stoff zu Betrachtungen lieferten. Es war Anfangs mein Vorsatz, die neue Straße zu sehen, die durch das Veltlin längs unsern Gränzen nach dem Tirol führt; allein ich befand mich dazu nicht wohl genug. So schlug ich dann die durch die Graubündner ebenfalls in neuester Zeit gebaute Splügenstraße ein, bald zu Fuße wandernd, bald mich des Wagens bedienend, sah noch im Vorüberziehn die Linth und traf nicht ohne Beschwerde in Zürich ungefähr in dem Zustande ein, wie ich dasselbe verlassen hatte. Seither hat sich das Übel eher vermehrt als vermindert und Verstopfungen und Krämpfe sind die Folge davon. Die Theilnahme und Sorgfalt meines Arztes sind unvergleichlich. Von allen Seiten her kommen mir übrigens Rathschläge und ärztliche Gutachten zu, die dann allerdings in der Regel sich geradehin widersprechen. Ich halte mich daher fortwährend an meinen bisherigen Arzt, der von sich aus den Rath meines Freundes Usteri und andrer Männer vom Fache einholt."

Auch Stehelin in Basel war in dieser Zeit thätig für ihn. „Was mich — schreibt er den 20. Oktober — täglich beschäftigt, ist Ihr Gesundheitszustand und deßhalb habe ich aus Ihrem letzten Brief nur die diesen betreffenden Stellen herausgehoben und habe sie unsern zwei ersten Ärzten, Stückelberger und Hagenbach, und zwar jedem besonders, mitgetheilt. Beide finden die Wurzel Ihres Übels in allzugroßer geistiger und physischer Anstrengung und halten Ruhe und Entfernung von Geschäften für das Hauptbedürfniß. Wie wäre es, wenn Sie die Probe mit einem Aufenthalt in Basel machten? Ich lege Ihnen hier Stückelbergers Gutachten, wie er es auf meine Bitte mir ausstellte, eigenhändig bei." — „Herr Staatsrath Escher — lautet dasselbe — soll statt allen Gebrauchs von Arzneien 1) sich von Zürich wegbegeben an einen ihm befreundeten Ort für vier bis sechs und mehr Wochen, je eher je lieber. 2) Die Eselsmilch vorzüglich bei diesem schönen Spätjahr gebrauchen. 3) Alle Amtsge-

schäfte und sonstigen Frohnarbeiten bei Hause lassen. — Will Herr Escher seinen Ausflug hieher nehmen, so erbitte ich mir von ihm, daß er bei mir hospitire. Es steht ihm ein geräumiges Zimmer zu Dienst. Will er zu seinem Vergnügen einen Sohn oder Tochter mitnehmen, so ist eine zweite Lagerstätte sogleich auch für diese zugerichtet. — Mein Tisch ist einfach, er ist es auch. Ist etwas andres erforderlich, so soll es da sein. Er kann sogleich kommen, auch ohne Avis, nur nicht in der späten Nacht. Hagenbach wird in der weitern Berathung mir beistehn. Warum denn nicht? Ihm und mir zu lieb und auch andern."

Allein gerade zu jener Zeit hatte Escher sich zum letztenmal an die Linth begeben, wo er mit Aufbieten aller noch vorhandenen Kräfte für die Vollendung der Arbeiten thätig war. Bei seiner Rückkehr war der günstige Moment für die vorgeschlagene Kur verflossen. Gegen den Schluß des Novembers aber meldete er wieder an Vaucher: „Ich kann Ihnen keine befriedigende Nachricht über den Zustand meiner Gesundheit ertheilen. Das Übel hat in einer Geschwulst in den tiefern Theilen des Unterleibes seinen Grund; daher die oft sehr schmerzhaften Krämpfe und überhaupt die Störung in den regelmäßigen Körperverrichtungen. Unterdessen habe ich weder Fieber noch Kopfschmerz, der Schlaf ist leidlich gut, doch der Appetit unbedeutend. Glücklicherweise bin ich im Stande, wenn ich mich etwas zusammennehme, dieser Beschwerden soweit Meister zu werden, um dem Gang meiner ordentlichen Geschäfte zu folgen. Ich wohne den Rathssitzungen bei, auch denjenigen der verschiedenen Kommissionen, ja ich besuche die naturforschende Gesellschaft und ebenso die militärisch-mathematische. Ich arbeite im Gewerbszimmer. Nur suche ich, um mich zu erleichtern, soviel möglich mit den Arbeiten zu wechseln. So kann ich dem Leben noch Interesse abgewinnen ungeachtet aller seiner Unvollkommenheit. Mit Befriedigung sehe ich jeden mühevollen Tag enden und die Zeit flieht dahin mit der nämlichen Schnelle, wie in den Tagen, wo ich mich vollkommen

wohl befand." Dann geht er auf die Geologie über, beurtheilt Cuviers Schrift über die fossilen Knochen, spricht über die Zustände der Genferakademie und freut sich der Erinnerung an die letzten Unterhaltungen mit demselben in den Bädern von Leuk, wobei er nur den Wunsch aussprach, über Gegenstände der Wissenschaft und Spekulation sich noch bestimmter in französischer Sprache ausdrücken zu können *).

Am 1. Januar 1823 schrieb Escher seinen letzten Jahresüberblick nieder. Derselbe schließt mit den Worten: „Einen Blick vorwärts in die nähere, oder entferntere Zukunft wage ich nicht zu thun. Ich erwarte alles was kommen mag mit ruhiger Ergebung und Vertrauen in die Wege der Vorsehung. Nur den Wunsch hege ich, daß ich fortwährend noch mit Nutzen für das Vaterland und meine Familie thätig sein könne. Lange genoß ich der schönsten und glücklichsten Tage. Jetzt sind die beschwerlichen eingetreten; aber auch diesen wünsche ich erst dann ein Ende, wenn ich unbrauchbar mir und andern zur Last leben müßte. Daß es dahin nicht komme, dieses bleibt meine Hoffnung."

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Auch während der ersten zwei Monate des Jahres 1823 blieb ihm immer noch so viele Kraft, daß er den Sitzungen des Rathes und andrer Behörden beinahe regelmäßig beiwohnen konnte, obwol er sich zu denselben mußte tragen lassen, während hingegen Kommissional-Sitzungen, bei denen nur wenige Mitglieder erforderlich waren, in seiner Wohnung statt fanden. In seinem letzten ausführlicheu Brief vom 22. Februar an Vaucher spricht er zwar noch mit Interesse über die Politik Genfs, so wie über die Lage seiner Akademie und verbreitet sich dann über den muthmaßlich bevorstehenden Krieg Frankreichs gegen die spanischen Cortes und dessen Folgen; allein die unregelmäßigen und zitternden

---

*) Da Vaucher der deutschen Sprache nicht mächtig war, so führte Escher auch seine Korrespondenz mit demselben in französischer.

Schriftzüge weisen deutlich auf das Schwinden seiner Kräfte hin. — „Die starke und anhaltende Kälte dieses Winters, schreibt er, scheint die Ursache zu sein, daß meine Krämpfe schmerzhafter und häufiger wurden. Die Beine werden geschwollen. Mit Mühe nur vermag ich mich aus einem Zimmer in's andre zu schleppen. Noch ist indessen in der Regel der Schlaf ordentlich. Dieser stärkt mich dann wieder, so daß ich des Vormittags die Berufsgeschäfte noch immer aufnehmen konnte. Die Nachmittage sind weniger günstig, der Geist dann auch weniger heiter. Ich benutze sie, Briefe zu schreiben, mein Rechnungswesen in Ordnung zu bringen, oder Auszüge zu machen. Am spätern Abend kommt Arnold mit seinen logischen und mathematischen Heften, die wir durchgehen und uns auf der Höhe des Gymnasialunterrichtes zu halten suchen. Man liest noch ein wenig, setzt sich ohne Appetit zu Tische und ein mühevoller Tag ist vorüber. Unterdessen leistet mein Hausarzt alles mögliche zu meiner Erleichterung, er steht in fortwährender Verbindung mit meinem Freunde Usteri, dessen Scharfblick und reiches Wissen Sie kennen. Dieser hat mich zum eigentlichen Gegenstand seines Studiums gemacht und Rath selbst aus Berlin eingeholt, er will es noch aus Paris thun; allein ich beginne zu glauben, daß es zu allem diesem zu spät sei."

Am 1. März fand jene Rathssitzung statt, in welcher sein Jahresbericht über den Bläsihof vorgelegt ward*). Zum letztenmal erschien er persönlich in der Versammlung und begleitete die schriftliche Berichterstattung noch mit einer einläßlichen mündlichen. Von da an verließ er das Haus nicht mehr. Einige Tage gingen noch in der angedeuteten Weise vorüber. Allein Sonntags den 9. März begannen schon Vormittags die Zeichen stark überhandnehmender Schwäche und allmälig eintretender Bewußtlosigkeit sich zu äußern. Seine Familie versammelte sich um ihn, aber er vermochte nicht mehr

*) Siehe S. 282.

zu sprechen. Noch einmal erhob sich in der Mittagsstunde das Haupt; ein freundlicher Blick ruhete auf den Umstehenden; dann schlossen sich die Augen und er war entschlafen. Dem Leichenbegängnisse wohnten neben den Behörden, deren Mitglied er gewesen war, beinahe seine sämmtlichen Mitbürger der Stadt und der Umgegend in ernster Rührung bei. Die Gesänge der Schüler der Kunst- und der Bürgerschule, deren erster Vorsteher er gewesen war, begleiteten das Grabgebet.

Am Tage nach dem Todesmorgen hatte die Neue Zürcher-Zeitung unter Usteri's Redaktion auch Eschers fernern Mitbürgern den Verlurst verkündigt. „Seine Verdienste um das Vaterland und die Wissenschaft — schloß die Anzeige — müssen in ruhigern Zeiten gewürdigt werden, als die gegenwärtigen nicht sind, in denen nur die Persönlichkeit des Hingeschiedenen seine tief betrübten Freunde beschäftigen kann. Von dieser Persönlichkeit aber ist im hohen Alterthum bezeuget worden: „Der Geist der Weisheit ist freundlich, gütig und mild.“ “

Schon einen Tag später erschien auch aus Glarus ein zweiter Nachruf, ein Wort des innigsten Dankes für alles was Escher jenen Thälern geleistet, eine Mahnung an die Eidgenossen, nicht untergehen zu lassen, was er geschaffen hatte und seinen Geist im Vaterlande lebendig zu erhalten *). Im nämlichen Kanton stellte bald nachher, unfern der Biäschenbrücke, mitten in vormaligen Sümpfen, jetzt in ein fruchtbares Gelände verwandelt, Eschers edler Gehülfe bei'm Linthwerk, der oft erwähnte Rathsherr Schindler von Mollis, auf eigenthümlichem Grundstück ein einfaches seiner Landwirthschaft dienendes Gebäude hin. Über dem Eingange desselben steht eine Tafel mit der Inschrift: „Die ganze Gegend war Sumpf. Hier fuhren beladene Schiffe der Straße entlang. Der Jammer war groß und jedes Jahr größer. Da sah der erbarmende Vater von sei-

*) Schweizerische Jahrbücher. Aarau 1823. I. 383.

nem Himmel herab auf tausende trauernder Kinder und sprach: Es werde trocken. Ich habe mein Werkzeug gewählt. — Es ist trocken. Danket, Menschen, dem rettenden Gotte, danket dem Werkzeug; auch der Name sei Dank: Das Gütchen heiße die Escher-Au."

Schon früher bereits im Sommer 1816 war ihm nebst seinem Sohne von der Glarnerschen Gemeinde Bilten, in Folge einmüthigen Beschlusses, das Bürgerrecht ertheilt worden. Es gehörte diese Gemeinde zu denjenigen, welche das Wohlthätige der Linthunternehmung in vorzüglichem Grade zu würdigen wußten. „Alle Arbeiter — heißt es in einer Mittheilung aus derselben an den Verfasser des Neujahrsblattes der Zürcher'schen Hülfsgesellschaft vom Jahr 1824 — waren ihm äußerst zugethan. Immer erhob sich beinahe ein Jubelgeschrei: Er kommt! er kommt! wenn er sich in weiter Ferne blicken ließ. — Die Nachricht seines Todes verbreitete in unsrer Gegend und ganz besonders bei seinen ehemaligen Arbeitern die tiefste Trauer. Der Anblick seines Bildes preßte nach der Versicherung des Austheilers manchem derselben, selbst rohen und harten Männern, Thränen aus. Hier in Bilten wird es überall in Rahmen und Glas gefaßt und fast in jeder Bauernstube hängt es in sorgfältig gewählter Beleuchtung oft neben dem Haussegen an der Wand. Der hiesigen Gemeinde bleibt er überhaupt ein Schutzengel, nicht bloß ihr Mitbürger; denn er hob und adelte die Gesinnung manches Einzelnen, stiftete in ihr Eintracht, deren Segen noch fortbeglückt und manche bessern Einrichtungen in dieser Gemeinde erhalten hilft, die in andern nicht zu entstehen, oder nicht zu bestehen vermöchten."

Zweimal dann noch in Eschers Todesjahr bewogen Liebe und Achtung seinen Freund Usteri dem Andenken desselben ein Wort der Erinnerung zu weihen: Zuerst in den Schweizerischen Jahrbüchern*) und dann bei der Jahresversammlung der naturfor-

*) Th. I. S. 345 ff.

schenden Gesellschaft in Aarau, mit Hinsicht auf seine Stellung zu dieser. „Es haben — sagt er in den Jahrbüchern — die öffentlichen Charaktere unter den Zeitgenossen und in den Rathssälen der Eidgenossenschaft, wie der Kantone, während des abfließenden Vierteljahrhunderts mehrfache Feuerproben bestanden. Wie viele ihrer sind fleckenlos aus denselben hervorgegangen? Wie viele sind es, die im Wandel und bei der Umkehrung aller Außendinge durch ein unwandelbar treues und festes Beharren die Wahrheit ihrer Überzeugungen und die Richtigkeit ihrer Grundsätze bewährt haben? Und wenn unter den Lebenden keiner wäre, dem alle Stimmen befugter Richter hiefür den doppelten Bürgerkranz zusprechen möchten, wo wäre die vereinzelte Stimme, welche sie Eschern nicht jetzt im Tode erst, sondern auch im Leben schon versagt hätte?“

Auch bei der Jahresversammlung der mathematisch-militärischen Gesellschaft in Zürich wurden durch den Sekretär derselben, den eidgenössischen Stabshauptmann Nüscheler, Eschers Verdienste um diese, seine Sachkenntniß, seine unermüdete Theilnahme an ihren Arbeiten und rekognoszirenden Reiseausflügen, seine geselligen Tugenden, seine bis in den Tod ausharrende Pflichttreue geschildert *).

In der französischen Schweiz erschien aus Vaucher's Feder ein von dem Athem der innigsten Freundschaft durchwehter, gedrängter Lebensabriß des Vollendeten **). Ergänzend unsre eigene Darstellung entheben wir auch diesem noch einige Momente. „Escher war sechszehn Jahre alt, als er zu seiner weitern Ausbildung nach Genf kam. Schon damals zeichnete sich der Jüngling durch eine edle Gestalt, einen vollkommenen Anstand und eine Haltung aus, die auf einen nicht gewöhnlichen Charakter hinwies. — Mit der Schweizergeschichte war er in vorzüglichem Grade bekannt und mit lebendigem Eifer suchte er sich richtige Begriffe über die Verhältnisse der Kan-

---

*) Schweizerische Jahrbücher I. S. 673 ff.

**) *Notice biographique sur Mr. Escher de la Linth*, in der *Bibliotheque universelle*. Abth. Sciences et arts. T. XXII. p. 225 ff.

tone unter sich und der Eidgenossenschaft zum Auslande zu bilden. — Seine Thätigkeit war staunenswerth und mit seiner Zeit wußte er in seltener Weise zu wirthschaften. Auf den Alpenreisen, deren ich mehrere mit ihm unternahm, trug er immer seinen Steinhammer, Zeichnungsapparat, seine Meßinstrumente und einen Sack für gesammelte Mineralien bei sich, in dessen Last er sich häufig und munter mit dem ihn begleitenden Bedienten theilte. So bald wir in der Herberge angelangt waren, ging seine erste Sorge dahin, die aufgefundenen Steine mit Überschriften zu versehen und gemachte Bemerkungen zu Papier zu bringen. Dann schrieb er Briefe, wobei er die seltene Kunst besaß, jeden Augenblick abbrechen und später den Faden wieder aufnehmen zu können, ohne daß er das früher geschriebene wieder zu lesen bedurfte. Nichts desto weniger waren diese Briefe eben so belehrend, als voll tiefer Empfindung, für die er auch immer den glücklichsten Ausdruck fand. Ich habe während vierzig Jahren eine Menge derselben erhalten, bisweilen monatlich, und nie kann ich sie wieder lesen, ohne zum Großen und Guten mich angeregt zu fühlen. — Nie sah ich ihn unfreundlich, oder hart gegen andre, nie mürrisch, wenn ein unangenehmer Zwischenfall eintrat. Stets fand man bei ihm das heitere Wesen und die Ruhe des Bewußtseins, welche die Grundlage seines Charakters bildeten. Ungeachtet seiner steten Bereitwilligkeit zur Hingabe für Vaterland und Menschheit, ungeachtet seiner Uneigennützigkeit, die ihn auf Belohnungen und äußere Vortheile, die er aus seiner Stellung hätte ziehen können, verzichten ließen, glaubte er dennoch nie genug gethan zu haben. — Der Jugend widmete er seine besondere Aufmerksamkeit. Er sah in derselben die Hoffnung des Vaterlandes und verlangte sie deßhalb sittlich und unterrichtet. Manches junge Talent hatte ihm seine Ermuthigung und Unterstützung zu verdanken. Keine Mühe ließ er sich dauern, wenn er hoffen konnte, bei einem etwas Gutes auszurichten. Ich habe Briefe an junge Leute, für die er sich interessirte, gesehen, die man unmöglich ohne Rührung lesen

kann. Dennoch rührte diese ungemeine Güte keineswegs von Geistesschwäche, oder Mangel an richtigem Urtheil her; denn er kannte die Menschen und urtheilte sehr besonnen über dieselben. Offenherzigkeit, Geradsinn und reiner Wille zogen ihn an; aber mit entschiedener Abneigung wendete er sich weg, von Rachsucht, Egoismus, Eitelkeit und leicht verletzter Eigenliebe. Ich habe manche seiner Urtheile über die bedeutendesten Charaktere der Eidgenossenschaft gesammelt, und je näher ich diese selbst kennen lernte, desto mehr mußte ich seinen Scharfblick bewundern. — Ich möchte alle diejenigen, die mit ihm in Verbindung kamen, fragen, ob sie nicht, je häufiger sie um ihn waren, ihn auch um so mehr lieben mußten. Man fühlte sich gehoben, veredelt durch seinen Umgang. Schlüpfrige Reden, oder freche Äußerungen über religiose Angelegenheiten erfüllten ihn mit Unwillen, und wenn er diesen auch nicht immer sogleich laut aussprach, so fällte er bei sich selbst ein strenges Urtheil über den Charakter derjenigen, die sich solche erlaubten. Noch strenger verurtheilte er schlechte Sitten und nie konnte derjenige sein Freund werden, den er wegen solcher im Argwohn hatte. — In seinem Hause waltete ein Charakter alterthümlicher Einfachheit, der sich aber sehr wol vertrug mit Anstand und heiterer Würde. Nie hat ihn der Gedanke an sein Vermögen, das er nicht zu vergrößern nur zu erhalten beflissen war, an einer höhern Pflichtübung verhindert. — Noch sah ich ihn zum letztenmal in den Bädern von Leuk, wo ich zwei Tage an seiner Seite in Unterhaltungen zubrachte, in denen traurige Gefühle mit erhebenden sich mischten. Er sah sein nahes Ende vorher. Es erschien ihm wie ein rettender Hafen nach stürmischem Tagewerk, dessen Mühsalen er sich immer weniger gewachsen fühlte. Umsonst suchte ich ihn zu bewegen, mir nach Genf zu folgen, um unsre Ärzte zu berathen. Er wollte so bald als möglich zu den Arbeiten zurückkehren, in denen er noch den Schluß seiner Lebensaufgabe sah. — So hat sich in dem engen Freundschaftsverbande, in welchem ich mit ihm zu stehen das Glück hatte, Escher mir dar-

gestellt. Ich kenne niemanden, der dem Ideal, das man von einem edeln Manneskarakter sich bildet, so nahe kam.“

Auch die in Paris erscheinende *Biographie universelle* (**T. LXIII**) enthielt einen ziemlich einläßlichen Nekrolog des Hingeschiedenen mit vorzüglicher Berücksichtigung der Thätigkeit desselben im Gebiete der Naturwissenschaft. Der Jugend wurden durch zwei der von den Zürcher'schen wissenschaftlicheu und gelehrten Gesellschaften in lang hergebrachter Übung herausgegebenen Neujahrsblätter seine Verdienste geschildert, durch das Blatt der Hülfsgesellschaft vom Jahr 1824 zunächst diejenigen um die Linthunternehmung, durch das Blatt der Stadtbibliothekgesellschaft der wahre Patriotismus, von dem er als Mitglied der helvetischen Regierung ein so erhebendes Beispiel gab. Und endlich hat einen gedrängten übersichtlichen mit Geist und Liebe abgefaßten Lebensabriß desselben, wie solche mancher anderer ausgezeichneter Schweizer, der gelehrte Mitarbeiter der Encyklopädie von Ersch und Gruber, der Zürcher'sche Professor Heinrich Escher, in dieser reichen Fundgrube niedergelegt.

Aber nicht bloß Eschers zahlreiche Freunde und Verehrer, auch das Vaterland in seinen Stellvertretern und Regenten erkannte die Pflicht, die ihm, wie für Dankbezeugung so zur Erhaltung seines Andenkens oblag. Auf Pergament mit dem Standessigel in silberner Capsel versehen, wurde seiner Familie nachstehender Auszug aus dem Protokolle der Rathssitzung vom 12. Brachmonat 1823 zugestellt:

„Je mehr man sich über das gelungene Nationalunternehmen der Austrocknung der Linthsümpfe zu erfreuen hatte, desto gerechter ist der Schmerz über den Verlurst seines edeln Stifters. Wie der verewigte Escher, stets sich selbst hingebend, nur seines Vaterlandes gedachte, so bleibt nun dieses unzertrennlich von dem Gedanken an ihn. Die tiefe Trauer, welche sich in der höchsten Behörde unsers Kantons über den am 9. März dieses Jahres erfolgten Hinschied

des Hochgeachten Herrn Staatsraths Hs. Konrad Escher von Zürich, gewesenen Präsidenten der eidgenössischen Linthaufsichts-Kommission, auf eine des ausgezeichneten Mannes würdige Weise aussprach, ist auch in dem das Linthunternehmen betreffenden Theil des Ausschreibens des hohen Vorortes Bern auf die dießjährige eidgenössische Tagsatzung vorherrschend, und dessen was derselbe als Gründer der heilsamen Nationalunternehmung und als einsichtsvoller und unermüdeter Lenker seines gesegneten Werkes geleistet hat, wird auf eine solche Weise gedacht, daß der kleine Rath darin den getreuen Ausdruck seiner eignen tiefen Empfindungen wahrnimmt. Indem Hochderselbe der ganzen Angelegenheit, über welche instruirt werden soll, sein Nachdenken widmete, lenkte er auch seinen Blick auf denjenigen Theil des vorjährigeu Tagsatzungsbeschlusses, der sich auf Belohnung der Linthaufsicht bezieht, und auf die Verdienste des Verewigten um unsern Kanton. Ohne der Verfügung, welche die dießjährige Tagsatzung zu Vollziehung des sechsten Artikels des gedachten Beschlusses in ihrer Weisheit zu treffen für gut erachten wird, im mindesten vorgreifen zu wollen, fand die hohe Regierung sich bewogen, auch darauf ihr Auge zu richten, wie ihre Absicht in Anerkennung der großen Tugenden und mannigfachen ausgezeichneten Verdienste ihres verewigten Mitbürgers und Mitrathes, das Andenken an denselben vermittelst eines obrigkeitlichen Aktes bleibend zu ehren, in Erfüllung gesetzt werden könne; und auch dieser Zweck erschien in seiner natürlichen engen Verbindung zu dem Werke, dem der Vollendete mit vorzüglicher Liebe seine umfassenden Kenntnisse und seltenen Kräfte bis an das frühe Ziel seines wirksamen und wohlthätigen Lebens gewiedmet hat. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend beschließt der kleine Rath: Die Staatskanzlei sei beauftragt, künftig in allen betreffenden öffentlichen Schriften, den verewigten Hochgeachten Herrn Staatsrath Hs. Konrad Escher und dessen männliche Nachkommen, als E s c h e r v o n d e r L i n t h zu benennen; — eine Bezeichnung, die jetzt urkundlich um so begründeter festgesetzt wird,

da sie schon, während das Vaterland sich noch des lebendigen Wirkens des Vollendeten freute, von der öffentlichen Meinung aufgefaßt, und von Mitbürgern und Eidgenossen übereinstimmend geübt ward. Da aber nun der geregelte Fluß in dem Gebiete der löbl. Stände Schwyz, Glarus und St. Gallen liegt, und die Bewohner des geretteten Linththals es sind, um welche besonders sich der Verewigte durch jenes große Werk unvergeßliche Verdienste erwarb, so wird den Regierungen der drei genannten hohen Stände von dem gegenwärtigen Beschlusse Kenntniß gegeben, wobei meine Hochgeachten Herren und Obern nicht zweifeln, es werde derselbe zu vollständiger Anwendung die landesherrliche Zustimmung der drei ermeldten hohen Standesregierungen erhalten. Dieser Beschluß wird der hiesigen Ehrengesandtschaft auf die Tagsatzung nach Bern mitgegeben, um davon in geeignetem Zeitpunkt, durch angemessene Eröffnung, Gebrauch zu machen, und eine urkundliche Ausfertigung desselben wird der verehrten Familie des seligen Eschers von der Linth zugestellt. Segnend wird das Andenken an den Hingeschiedenen gefeiert, segnend feiern es das Vaterland und die für sich und ihre kommenden Geschlechter geretteten Einwohner des nun blühenden Linththals!

Actum, Donnerstags den 12. Brachmonat 1823.

Landolt,

erster Staatsschreiber."

Eine zweite Pergamentrolle enthält die Zustimmung der Stände Schwyz vom 19., St. Gallen vom 20. und Glarus vom 23. Brachmonat.

Im August desselben Jahrs kam nun die Angelegenheit auch bei der in Bern versammelten Tagsatzung zur Sprache, von welcher den 14. dieses Monats der nachstehende Beschluß gefaßt ward:

„1) Um das Andenken des sel. Herrn Staatsrath Escher auf eine, seinen großen Verdiensten angemessene Weise im Namen der gesammten schweizerischen Nation zu ehren, soll ihm auf dem Biberlikopf, als demjenigen Punkte, wo man das wohlthätige Na-

tionalwerk, dem er den beßten Theil seines Lebens weihete, am vollkommensten übersieht, ein Denkmal errichtet werden, das den Charakter der edeln Einfachheit an sich trage, der dem Verewigten eigen war.

„2) Mit Beziehung auf dieses Denkmal soll eine Denkmünze verfertigt und seiner Gattin, seinem Sohne und jeder seiner fünf Töchter ein Exemplar in Gold zugestellt, unmittelbar nach Ausprägung dieser sieben einzigen Exemplare aber der Stempel unnütz gemacht werden. Eine Urkunde, auf Pergament geschrieben, wird die der Eidgenossenschaft unvergeßlichen Verdienste des Verewigten würdigen und der Familie den Zweck dieses Geschenkes näher bezeichnen.

„3) Die Ausführung dieses Auftrags wird dem Vorort überlassen und ihm zu diesem Ende hin ein Kredit von eintausend Louisd'or eröffnet."

Verschiedenartige Plane und Vorschläge zur Ausführung wurden nun entworfen. Zu diesen gehört u. a. die geistreiche Zeichnung, welche dem erwähnten Neujahrsblatte der Zürcher'schen Stadtbibliothek vorgesetzt ist; allein der Schwierigkeiten zeigten sich mehrere und zunächst auch solche, welche die ausgewählte Örtlichkeit darbot. In der That wurde von der Tagsatzung des Jahrs 1825 eine Abänderung in dieser Beziehung beschlossen, so daß das Denkmal nicht auf dem Biberlikopf, sondern auf dem Felsblocke gegenüber der Ziegelbrücke anzubringen sei.

Allein auch jetzt erlitt die Ausführung wol hauptsächlich der stürmischen Zeiten wegen, die nun bald hereinbrachen, neue Verzögerung, bis den 21. Herbstmonat 1832 bei der in Luzern unter dem Vorsitz des Schultheißen Eduard Pfyffer versammelten Tagsatzung ein abermals etwelchermaßen abgeänderter aber nunmehr definitiver Beschluß folgenden Inhalts zu Stande kam:

„Die eidgenössische Tagsatzung

„In Betrachtung, daß die Vollziehung des Tagsatzungsbeschlusses vom 14. August 1823, betreffend die Errichtung eines dem Stifter der Linthunternehmung gewidmeten Denkmals, durch verschiedene

Schwierigkeiten bis jetzt verhindert worden ist, sowie daß dessen einzelne Bestimmungen nach den Ansichten verschiedener Sachkundiger schwerlich befriedigend zur Ausführung gebracht werden könnten, eine etwelche Abänderung jener Schlußnahme nothwendig wird;

„In der Überzeugung, daß die Erhaltung und die möglichste Vervollständigung der Linthunternehmung als das schönste und würdigste Denkmal des Stifters angesehen werden müsse,

beschließt:

„1) An dem Felsen des Biberlikopfes soll in der Vertiefung gegenüber der Ziegelbrücke, zunächst der Straße eine (unten folgende) gedoppelte Inschrift zuerst in lateinischer und dann in deutscher Sprache angebracht werden.

„2) Mit Beziehung auf dieses Denkmal soll eine Denkmünze von wenigstens vier Centimeters Größe verfertigt werden, welche auf der einen Seite das Brustbild des verewigten Eschers von der Linth und auf der andern die lateinische Inschrift mit Weglassung des Wortes „Posuit“ enthält.

„3) Von dieser Denkmünze sollen der Familie Eschers von der Linth sieben Exemplare in Gold, nebst einer auf Pergament ausgefertigten Urkunde zugestellt werden.

„4) Der wichtigste Theil des Linthunternehmens, nämlich der Molliser-Canal, soll künftig „Escherskanal“ genannt werden. Dagegen ist was von den am 14. August 1823 für Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Stifters der Linthunternehmung von der Tagsatzung angewiesenen 16,000 Schweizerfranken nach Bestreitung des durch die vorstehenden Artikel des gegenwärtigen Beschlusses angeordneten Auslagen übrig bleiben sollte, für Vollendung und Verbesserung dieses Kanals zu verwenden.

„5) Der eidgenössische Vorort ist mit der unverzüglichen Vollziehung des gegenwärtigen Beschlusses beauftragt.“

Die Ausführung dieses Beschlusses fand indessen erst im folgenden Jahr ihre vollständige Erledigung. Nachdem in der Sitzung der

Tagsatzung vom 25. August derselben sowol die von Bovy in Genf geprägte Medaille, als auch die der Familie Eschers bestimmte zierlich ausgefertigte Urkunde war vorgewiesen worden, erfolgte am 29. Vormittags deren Übergabe an die Hinterlassenen in einfachen amtlichen Formen. Da gerade in jenen Tagen die Gesandten der Stände des aufgelösten Sarnerbundes bei der allgemeinen Tagsatzung wieder eingetroffen waren, so benutzte der Präsident derselben, Herr Bürgermeister Heß, diesen Moment zu einem Erinnerungsmal an das schönste Nationalwerk der vereinigten Eidgenossenschaft, wobei sich denn auch die sämmtlichen Mitglieder der Tagsatzung, einige der Escherschen Familie nebst etlichen andern Geladenen in freundlichem Vereine zusammenfanden. Der abgetretene Tagsatzungspräsident Eduard Pfyffer und der Staatsrath Meier von Knonau erinnerten an Eschers Hingebung für das gemeinsame Vaterland und sprachen Worte der Versöhnung. Ein Abgeordneter eines der Linthkantone brachte der Eidgenossenschaft den Dank dieser dar und Eschers Tochtermann Hirzel denjenigen seiner Hinterlassenen. Da der Kanzler Amrhyn, zwar gegen den buchstäblichen Beschluß der Tagsatzung, neben den Exemplaren der Denkmünze in Gold auch eine Anzahl in Silber hatte ausprägen lassen, so wurden durch solche bei dieser Gelegenheit auch die Anwesenden erfreut.

Der Wortinhalt der der Familie zugestellten Urkunde ist folgender:

„Wir der Präsident der Eidgenössischen Tagsatzung und die versammelten Abgeordneten der XXII Stände der Schweiz

urkunden hiermit:

daß wir mit inniger Rührung anerkennen, wie das Rettungswerk des versumpften Linthbodens zum Lieblingsgedanken des verewigten Herrn Johann Conrad Escher von der Linth geworden, mit welchem entschlossenen Muth er die Ausführung des wohlerwogenen Planes der Entsumpfung begonnen, welche zahllose ihm dabei entgegengetretene Schwierigkeiten er mit unerschütterlicher Festigkeit

überwunden; wie seine treue Beharrlichkeit das große Unternehmen dem Ziele nahe gebracht; mit welcher beispiellosen Hingebung er, den nahen Tod voraussehend, seine Anstrengungen für diesen großen Zweck noch verdoppelt und bis an den letzten Abend seines irdischen Daseins fortgesetzt habe.

„Ist auch das merkwürdige Linthwerk seine Schöpfung, so wie der zunehmende Wohlstand der dadurch dem Elend entrissenen Gegenden Bürge des von Herrn Escher von der Linth erworbenen unsterblichen Nachruhms, so ist die Tagsatzung dennoch der schweizerischen Nation eine öffentliche und feierliche Anerkennung gegen einen durch die schönste Übereinstimmung von Willen und Kraft, durch Tugend und Kenntnisse so ausgezeichneten Eidgenossen schuldig.

„Mit aufrichtigem Gefühl und aus der vollesten Überzeugung sprechen wir daher, Namens der Eidgenossenschaft gegen seine Hinterlassenen, unter Bezeugung des lebhaftesten Bedauerns über den Verlurst dieses trefflichen und ausgezeichneten Mannes, als Schöpfer des Nationalwerkes der Linthunternehmung, den kräftigsten Dank aus, und haben der Familie des Verstorbenen zu stetem Gedächtniß nebst einer zu Ehren des Herrn Escher von der Linth geschlagenen Denkmünze, die gegenwärtige Urkunde auf Pergament zustellen lassen, welche mit dem großen eidgenössischen Staatssigel und den Unterschriften des Tagsatzungspräsidenten und des eidgenössischen Kanzlers versehen worden ist.

„So geschehen in Luzern, den einundzwanzigsten Herbstmonat eintausend achthundert zwei und dreißig.

Die eidgenössische Tagsatzung,
in deren Namen:
Der Schultheiß des Vorortes Luzern,
Präsident derselben:
Eduard Pfyffer.
Der eidgenössische Kanzler:
Am Rhyn.

Die ebenfalls beschlossenen beiden Inschriften aber lauten:

IO. CONRADO. ESHERO.
LINDEMAGICO.
PALUDIBUS. SICCATIS.
DE. PATRIA.
BENE. MERITO.
OB. CIVES. SERVATOS.
HONORIS. ET. VIRTUTIS. CAUSA.
POPULUS. HELVETICUS.
EX. CONVENTUS. DECRETO.
POSUIT.
MDCCCXXXII.

Dem Wohlthäter dieser Gegend,
Johann Konrad Escher von der Linth,
Geb. den 24. August 1767, gest. den 9. März 1823,
Die Eidgenössische Tagsatzung.

Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
Der Fluſs den geordneten Lauf,
Natur und Vaterland hoben sein Gemüth.
Eidgenossen!
Euch sei er Vorbild!

Anhang.

Die ebenfalls beschlossenen beiden Inschriften aber lauten:

IO. CONRADO. ESHERO.
LINDEMAGICO.
PALUDIBUS. SICCATIS.
DE. PATRIA.
BENE. MERITO.
OB. CIVES. SERVATOS.
HONORIS. ET. VIRTUTIS. CAUSA.
POPULUS. HELVETICUS.
EX. CONVENTUS. DECRETO.
POSUIT.
MDCCCXXXII.

Dem Wohlthäter dieser Gegend,
Johann Konrad Escher von der Linth,
Geb. den 24. August 1767, gest. den 9. März 1823,
Die Eidgenössische Tagsatzung.

Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
Der Fluß den geordneten Lauf,
Natur und Vaterland hoben sein Gemüth.
Eidgenossen!
Euch sei er Vorbild!

Escher als Gebirgsforscher.

„Irrthum ist besser als Zweifel", ist der ausgesprochne oder unbewußt befolgte Grundsatz derjenigen Forscher, welchen, ihrer geistigen Organisation zufolge, Verbindung der Ergebnisse ihrer Beobachtungen zu einem harmonischen Ganzen, Hauptbedürfniß ist. „Zweifel ist besser als Irrthum" ist der Grundsatz derjenigen, die sich Auffindung der Wahrheit zur ersten und letzten Aufgabe setzen. In der einen Klasse wie in der andern finden wir Männer ersten Ranges; beide sind also nothwendig zur Entwicklung der Wissenschaft.

Escher, wie aus vorstehender Biographie hervorgeht, äußerst gewissenhaft, gehört der zweiten Klasse an und ist unter ihren Vertretern einer derjenigen, die diesem Prinzipe unwandelbar treu geblieben sind. Die nachfolgende, einfache, durchaus auf Thatsachen sich beschränkende Darstellung sei anmit entschuldigt.

Der einzige Unterricht, den Escher in den mineralogischen Fächern erhielt, waren Beckmann's Vorträge in Göttingen über Mineralogie, durch die er aber von weiterm Studium eher abgeschreckt als angezogen wurde.

Über die Veranlassung seiner ungefähr 1791 begonnenen und bis an's Ende seines Lebens fortgesetzten geologischen Studien äußert er sich selbst in der bereits erwähnten Korrespondenz mit dem Erzherzog Johann von Östreich in folgender Weise: „Erst nahm mich die Ansicht des schönen Alpenkranzes, den wir von unsern benachbarten Hügeln erblicken, so in Anspruch, daß ich mir vornahm

diese anscheinend chaotisch über einander geworfenen Gebirgsstöcke in topographischer Hinsicht kennen zu lernen. Ich machte Wanderungen in denselben, fand überall zusammenhängende Ketten, correspondirende Schichtung, sah also übereinstimmende Anordnung und betrieb nun so viel möglich die geognostische Untersuchung unsrer Hochgebirge."

Für Ausbildung in dieser Richtung war indeß Escher in Zürich fast bloß auf sich selbst angewiesen; denn mit so großem Eifer und Erfolg damals von den Mitgliedern der naturforschenden Gesellschaft verschiedene Zweige der Naturgeschichte, hauptsächlich Zoologie und Botanik, namentlich in ihrer Anwendung auf den Landbau, betrieben wurden, so war doch seit Joh. Jakob Scheuchzers Tode die Mineralogie und Gebirgskunde in Zürich fast völlig vernachlässigt worden, nicht so freilich in Bern, wovon unter andern die Arbeiten von Altmann, Gottl. Samuel Gruner, Wild, Höpfner und Wittenbach Zeugniß geben.

Escher legte der Gesellschaft diesen Übelstand in seinem ersten Vortrage (2. Juni 1794) an's Herz und suchte das Interesse an diesen Zweigen der Naturkunde zu wecken, indem er neben ihrem Werthe für geistige Ausbildung auch ihre technische Wichtigkeit hervorhob und nach einem kurzen Überblicke der Geschichte der Mineralogie auf die Fortschritte und Umgestaltung einging, welche ihr in den letzten Jahren durch Werner zu Theil geworden waren.

Allerdings waren schon damals in Zürich schöne, selbst für unsre Zeit ausgezeichnete Sammlungen, namentlich von Versteinerungen vorhanden; allein diese waren, nach dem damaligen Zustande der Wissenschaft, meist ohne Rücksicht auf ihr geognostisches Vorkommen gesammelt worden und Escher konnte den hohen Werth, den die Versteinerungen zur Bestimmung des relativen Alters der Felsschichten erst in Folge der neuern Forschungen erlangt haben, kaum ahnden.

Unter solchen Verhältnissen hatte er vor Allem aus gesucht sich

die für geognostische Studien unerläßlichen mineralogischen Kenntnisse zu erwerben und hatte es vorzüglich mit Hülfe von **Dr. L.** Karstens Beschreibung der Leske'ischen Mineraliensammlung *) und einer kleinen Sammlung, die er sich anschaffte, bald dahin gebracht, daß er den ältern Knaben der oben erwähnten Gesellschaft **) einen zusammenhängenden, vielen Beifall genießenden Unterricht in der Mineralogie nach Werner'scher Methode ertheilen konnte. Später erweiterte er seine Kenntnisse in diesem Fache namentlich durch das Studium **Hauys Traité de Mineralogie.**

Die Kenntniß der Gebirgsarten strebte er durch eine von Freiberg bezogne Sammlung zu gewinnen und studirte namentlich Saussures Werke und die Schriften der Werner'schen Schule. Mit der Beobachtungsweise der letztern wurde er noch näher vertraut auf einer Reise, die er 1793 mit dem Berghauptmann Gruner von Bern, einem ausgezeichneten Schüler Werners, durch Glarus und Bündten nach dem Veltlin hin unternahm. Escher beobachtete aber schon damals, durch den ihm inne wohnenden Trieb nach Gründlichkeit geleitet, genauer als Gruner, wie aus folgender Äußerung in seiner Beschreibung dieser Reise hervorgeht:

„Beim Gang von Niederurnen nach der Ziegelbrücke fielen mir die verschiednen Schichtensenkungen ob Ammon sehr auf und ich zeichnete sie mir ganz richtig ab, war aber verwundert, daß mein Begleiter von solchen Verhältnissen wenig Notiz nahm und überhaupt für die umständliche Beobachtung der Gebirge geringen Eifer zeigte."

Durch dieses Zeichnen von lehrreichen Gebirgs-An- und Rundsichten, wobei mit Recht auf richtige Darstellung der Schichtenverhältnisse der größte Werth gelegt wurde, hat sich Escher ein vortreffliches Hülfsmittel zur Orientirung in dem so komplizirten, auf

---

*) Leipzig 1789.

**) S. 83.

den damaligen Karten höchst unvollständig und theilweise fehlerhaft dargestellten Alpengebäude zu schaffen gewußt. In Leonhards Taschenbuch I. S. 352 und ausführlicher IV. S. 390 äußert er sich darüber folgender Maßen:

„Diese Art von Zeichnungen erleichtert mir das Studium der Alpen sehr, weil man dadurch immer einige schöne Profilansichten erhält, welche an Ort und Stelle durchzustudiren nicht möglich ist; aber in sorgfältigen Zeichnungen läßt sich dann zu Hause noch Manches auffinden, an das man dort oben, im vollen Genuß der Alpen-Ansicht nicht dachte."

Sehr große Aufmerksamkeit widmete Escher auch der mineralogischen Beschaffenheit der Gesteine, um so mehr, als diese damals neben der Lagerung für den hauptsächlichsten Anhaltspunkt zur Bestimmung des Alters der Schichten galt. Mit Vorliebe verfolgte er die Zerstörungs- und Verwitterungsweise der verschiedenen Steinarten und die daraus hervorgehenden Unterschiede der Bergformen und der Vegetationsdecke, die Entstehungsweise der Schutthalden und Schuttkegel, die Art und Weise der Abrollung der Gesteinsbruchstücke und Ablagerung in Strombetten und Seegründen.

Er erkannte bald, daß diese Verhältnisse einen sehr wichtigen Faktor im Haushalte der Natur bilden und dieses Studium hat ihn, nach seiner eignen Äußerung, hauptsächlich befähigt schon im Jahr 1793 den früher von Hauptmann Lanz entworfnen Plan für die Linthkorrektion als den allein zweckmäßigen zu erkennen und denselben erweitert durchzuführen. Ebenso sind die einfachen, der Beobachtung der Natur entnommenen Rathschläge, die er auf Aufforderung verschiedner Behörden hin in mehrern Gegenden der Schweiz ertheilte, um Versumpfungen abzuhelfen und Erdschlipfen Schranken zu setzen, als eine Frucht dieses Studiums zu betrachten.

Gleiche Aufmerksamkeit wie der Lage und Beschaffenheit der Gesteine widmete Escher der Topographie der durchwanderten, damals zum Theil ganz unbekannten Gegenden und bestimmte die Höhe der

merkwürdigen Punkte durchs Barometer; auch die Beobachtung der Bewohner, ihrer Lebensart und Sitten, der Landesverwaltung wurde nicht vernachlässigt und der militärischen Wichtigkeit der Gegenden im Interesse der Landesvertheidigung besondre Beachtung gewidmet. „Überhaupt verstand Escher, sagt Rengger in der bereits erwähnten Skizze, wie in seinem übrigen Leben, so auch auf den Gebirgsreisen die nicht gemeine Kunst die Zeit zu verdoppeln. Übung noch mehr als körperliche Anlagen, hatten ihn zu einem der unermüdetsten und gewandtesten Bergsteiger gemacht, so daß er unbeschadet der Beobachtung große Tagreisen zurücklegen konnte; seine Ausdauer im Fußgehn ging so weit, daß er einst den bei 22 Stunden betragenden Weg von Bern nach Zürich über Sursee in einem Tage zurück legte. Ein andres Beispiel seiner Ausdauer ist folgendes: Am 17. August 1793 verreiste er nach einem bedeutenden Marsche des vorhergehenden Tages von Riva am Comersee, ging über Cleven und den Splügen nach Hinterrhein (wenigstens 13 Stunden); am 18. Morgens besuchte er den Rheinwald-Gletscher, sammelte dort eine Menge Gebirgsarten, kehrte nach Hinterrhein zurück und ging am nämlichen Tage über den Valserberg nach Ilanz (ungefähr 15 Stunden), um am 19. in Schwanden einzutreffen. — Dieser Stärke und Gewandtheit, verbunden mit seiner frühe erlangten Gebirgskenntniß und seiner Besonnenheit, ist es denn auch zuzuschreiben, daß er den Gefahren, von denen das Bereisen des Hochgebirgs nicht selten begleitet ist, immer glücklich entging." *)

Nach der Rückkehr von Bergreisen benutzte Escher seine erste Mußezeit um die gesammelten Stücke mit genauen Etiketten zu versehen, die aufgenommenen Gebirgsansichten und die in's Tagebuch eingetragenen Beobachtungen auszuarbeiten. Aus diesen Collektaneen ergibt sich klar, daß Escher hauptsächlich durch die Genauigkeit, mit der er von Anfang an die Natur beobachtete und durch

*) Ein Beispiel davon ist S. 203 erzählt.

die Sorgfalt, welche er auf diese Ausarbeitungen verwendete, sich zum gründlichen Geognosten herangebildet hat. Man erstaunt über die Beharrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er selbst an kaum zugänglichen Orten seine Beobachtungen anstellte. So findet sich z. B. der, Faletsche genannte, Abriß der Albiskette bis in eine Höhe von 500—600 Fuß und zur Vergleichung mit diesem das Profil von der Tös zum Schloß Kyburg hinauf Schicht für Schicht beschrieben und aufgezeichnet; so ist das Profil an der Südseite des Gotthard, die Gegend des Schmelzbodens in Davos u. s. f. mit einer Sorgfalt untersucht, wie weder seither, noch viel weniger vorher geschehen ist. Die Darstellung ist durchweg klar und bestimmt; Ansichten über die Deutung der Beobachtungen finden sich selten und gewöhnlich nur bei den wichtigsten; ziemlich häufig sind aber die Gegenstände und Fragen bezeichnet, die bei künftigen Wanderungen genauer untersucht werden sollen; überall endlich tritt hier, wie in seinen gedruckten Schriften, eine entschiedene, auf unbestechlicher Wahrheitsliebe beruhende Abneigung hervor, aus noch unvollständigen Beobachtungen voreilig allgemeine Schlüsse abzuleiten.

Da Escher von 1791 bis 1822 jährlich größere oder kleinere Gebirgsreisen unternahm und jede derselben zu geognostischen Beobachtungen benutzte, so bildete er sich nach und nach drei einander gegenseitig ergänzende Sammlungen, bestehend in etwa 1430 Folioseiten Textes, an 900 größere und kleinere Gebirgsansichten und ungefähr 10,000 Belegstücke von Gebirgsarten. Diese letztern wurden in fünf Unterabtheilungen gesöndert: a. Urgebirge, b. Alpenkalk, c. Juraformation, d. Sandstein und Mergelformation (jetzt Molasse genannt), e. Fündlinge, und in diesen die Stücke geographisch geordnet.

Diese Sammlungen verbreiten sich über den Jura, die flache Schweiz und die Alpengegenden zwischen dem Reschenpaß und Chambery; eine große Zahl von Thälern und Pässen hat Escher zuerst als Naturforscher besucht; so schon 1796 den Paß zwischen dem

Unteralp und Canariathal, den Brunnigletscher, später den Sand-alp-Roseinpaß, die Greina, Scaradra, den Paß zwischen Zerfreila und dem Rheinwaldgletscher u. s. f., zuletzt noch im Jahre 1822 bei dem von den Ärzten verordneten Besuche des Leukerbades und bereits in sehr leidendem Zustande den Paß zwischen dem Gastern- und Lötschthal, wo er den dort anstehenden Granit (das Westende der Zentralmasse des Finsteraarhorns) entdeckte. Im Jahr 1797 hatte er auch den Monte moro überstiegen und im Saasthal die Gegend des erst 1847 durch Herrn Professor Ulrich genau ermittelten Stammortes der in der südwestlichen Schweiz so häufigen Gabbroblöcke aufgefunden.

Eine Übersicht von Eschers Reisen, von denen manche natürlich mehrfach gemacht wurden, gibt die dem Buche beigelegte Karte, aus der, in Verbindung mit dem bereits Gesagten, hervorgehn mag, daß er unter seinen Zeitgenossen mit Recht für den beßten Kenner der Schweiz galt.

Wol mögen Viele bei Betrachtung dieses Netzes von Kreuz- und Querzügen geneigt sein anzunehmen, Escher habe eine Gesammt-übersicht vom Bau der Schweizer-Alpen sich erwerben m ü s s e n. Wer aber mit der Schwierigkeit der Aufgabe etwas vertraut ist und das über Eschers wissenschaftliche Richtung bereits Gesagte bedenkt, wird begreifen, daß er noch im Jahr 1822 Dr. Rengger auf seine und andrer Freunde wiederholte Aufforderung, er solle seine 1796 publizirte geognostische Übersicht der Alpen nach erweitertem Plane umarbeiten und eine Beschreibung der Alpen abfassen, folgende Antwort gab: „Ich weiß nur so viel von den Alpen, um allen-falls irrige Vorstellungen, die man sich von ihrer Zusammensetzung machte, berichtigen zu können; so bald ich aber etwas Besseres auf-stellen soll, sehe ich unübersteigliche Schwierigkeiten vor mir.“

Erfreulich ist es aber, einen Mann, der nach dreißigjährigem müh-seligen Forschen dieses Geständniß ablegt, nicht entmuthigt zu sehn. Ein Brief, in dem er mittheilt, daß vom Tödi bis nach Sa-

voyen hinein die Streichungslinien der Gebirge und der Formationen ziemlich geradlinig fortlaufen und daß in dieser ganzen Erstreckung nördlich eingesenktes Übergangsgebirg auf steil südlich geneigtem Gneis und Glimmerschiefer aufliege, daß aber in Bündten diese Regelmäßigkeit verschwinde und jede neue Reise ihm bis jetzt nur neue Abweichungen gezeigt habe, die er noch weniger als die früher bekannten in ein allgemeines System einzuordnen vermöge, schließt so: „Hier also bedarf es noch sorgfältiger Untersuchungrn aller Art, ehe man sich eine befriedigende Übersicht zu verschaffen im Falle ist, wenn man nicht ein System entwerfen will, das mit der Natur nur in wenigen Punkten übereinstimmt, übrigens aber aus der Luft gegriffen ist. Doch, wenn man sich einerseits vor Übereilung hüten muß, so soll man sich anderseits durch die aufgefundenen Anomalien nicht irre machen lassen, sondern muthig, aber besonnen die Spuren der höhern Ordnung verfolgen, die unzweifelhaft dennoch vorhanden ist.“

Ist Escher aber auch nicht zu einer Übersicht vom Bau der Alpen gelangt, so verdankt ihm nicht nur die Geologie der östlichen Schweiz fast ihre ganze erste Entwicklung, sondern die Wissenschaft als solche verdankt ihm auch die Entdeckung und klare Darlegung einer Reihe von Thatsachen, die Angelpunkte sind und bleiben werden bei der Frage über die Entstehungsweise der Gebirge.

Leider ist es fast unmöglich, eine vollständige und genaue Übersicht der Resultate und Ansichten zu geben, zu denen er wirklich gelangt ist, indem eine solche Zusammenstellung von seiner eignen Hand sich nicht findet. Um indeß dennoch eine annähernde Übersicht seiner Leistungen zu geben, ist es wohl am einfachsten, die Druckschriften aufzuführen, in denen die meisten derselben niedergelegt sind und dieses Verzeichniß durch seinem handschriftlichen Nachlaß entnommene Angaben möglichst zu ergänzen.

In den folgenden sieben ersten Aufsätzen finden sich ungefähr die Hauptresultate, zu denen Escher bis 1806 gelangt ist; für den

vorliegenden Zweck scheint es am besten, die ersten vier besonders zu behandeln.

I. Geognostische Übersicht der Alpen in Helvetien, in Andre's kompendiöser Bibliothek, der Mineralog, 19te Abtheilung, 3tes bis 5tes Heft. Eisenach und Halle 1796, mit berichtigenden Zusätzen wieder abgedruckt in Fäsis Bibliothek der schweizerischen Erdbeschreibung und Statistik, Band II. und in der Alpina Bd. I. S. 266—282.

II. Geognostische Angaben über die Alpen in Helvetien. Vortrag in der naturforschenden Gesellschaft in Zürich den 14. Juni 1802. Alpina Bd. I. S. 283—290.

III. Geognostische Nachrichten über die Alpen, in Briefen aus Helvetien. Erster Brief, Profilreise von Zürich bis an den Gotthard, vom 18. August 1795 im N. bergmännischen Journal von Hofmann. Bd. I.

IV. Zweiter Brief, Profilreise vom Fuß des Gotthards bis in's Urselerthal, Herbstmonat 1797. Beide mit Zusätzen in der Alpina Bd. II. S. 1—58. 1807.

Der erste enthält unbestreitbar die beßte Übersicht der schweizerischen Alpen, die bisdahin erschienen war und aus Eschers Zusätzen zu der im nämlichen Bande der Alpina enthaltenen, von Berghauptmann Gruner herrührenden und denselben Gegenstand betreffenden Abhandlung geht hervor, daß er über die Verbreitungs- und Lagerungsverhältnisse der verschiedenen Formationen weit genauere Kenntnisse besaß als letzterer.

Die Briefe über den Gotthard aber können nach Professor B. Studers Urtheil (Leonh. Jahrb. 1836) als die Grundlage aller damaligen Arbeiten über die Schweizer-Alpen betrachtet werden.

Der für die Geschichte der Wissenschaft wichtigste Inhalt dieser vier Aufsätze läßt sich ungefähr in folgende Punkte zusammendrängen:

1) Die Hauptketten der Alpen erstrecken sich im Allgemeinen von S. W. gegen N. O.; auch die Gebirgsarten, aus denen sie be-

stehn, folgen zwar ungefähr dieser Richtung, setzen aber nicht selten von einer Gebirgskette in die andere hinüber.

2) In den Julier-Bergen findet sich ein eigenthümlicher Hornblende führender Granit.

3) Am Gotthard bilden die Gesteine einen Fächer und zwar so, daß die Felsarten, welche je für die jüngern gehalten wurden, den älter geglaubten als Unterlage dienen. Die Mitte des Fächers, auf der Höhe des Passes, besteht nämlich aus senkrecht stehendem Granit, der dann aber namentlich an der Südseite hinüber gelehnt ist (wie der Verfasser sich absichtlich ausdrückt), auf eine nördlich eingesenkte Schichtenfolge, welche aus wechselnden Massen von Gneis, Glimmer- und Hornblendschiefer, zu unterst bei Airol, aus Gyps besteht.

Escher hat diese merkwürdige Erscheinung im August 1796 beobachtet, ohne zu wissen, daß sie schon 1783 von Saussure war entdeckt worden, indem Letzterer sie erst im Jahre 1796 veröffentlichte. (**Voyages de Saussure** §. 1807—1882). Im August 1797 fand Escher nordöstlich ob Cormajeur eine ähnliche von Saussure nicht erwähnte Auflagerung von steil südlich fallendem Gneis auf dem ebenso eingesenkten Thonschiefer des Ferretthals. In der östlichen Hälfte der Gotthardmasse hat er später auch auf dem St. Maria und dem la Greina-Paß *) die fächerförmige Disposition an nun theilweise aus unzweifelhaften Sediment-Gesteinen bestehenden Felslagen beobachtet, nachdem Herr von Buch sie 1803 an eben solchen im Valserthal aufgefunden hatte. Auch an der Scaletta hat Escher sie nachgewiesen.

Die neuern Ansichten über die wahrscheinlichste Erklärung dieses in den Alpen sehr allgemeinen Phänomens finden sich in B. Studers Geologie der Schweiz. Bern und Zürich 1851.

Es ist auch wol hier der schicklichste Ort zur Erwähnung, daß

---

*) Fröbel und Heer, Mittheilungen aus dem Gebiet der theoretischen Erdkunde. Bd. I. S. 559 und folgende. Zürich 1833.

Escher die Tafelstruktur des Gneises, Glimmerschiefers u. s. f. nicht wie Pini, Storr und neuere Forscher als eine von der Schichtung unabhängige Schieferung, sondern mit Saussure und andern als eigentliche Schichtung betrachtete, eine Auffassung, in der ihn die Kalklagen bestärken mußten, welche er u. a. mitten in der Gneisformation im Mayenthal, im Urserntal, am Nordabfall des Baduz u. s. f. aufgefunden hatte.

4) Die Kalkflözformation nimmt an der Nordseite der Schweizer-Alpen eine Breite von sechs bis zehn Stunden ein und bildet Gebirge bis nahezu 13,000 Fuß Höhe, während sie an der Südseite nur eine Breite von ungefähr zwei Stunden hat und sich nicht über 6000 Fuß erhebt.

5) Die Nummuliten-Formation findet sich bei Pfäfers, am Säntis, an den Aubrigen, am Schwyzerhaken, Roßberg und am Flühli im Melchthal. Im Jahr 1809 entdeckte sie Escher, zu seinem großen Erstaunen, auch nahe beim Gneise in den Clariden an der Westseite der Sand-Alp.

6) Gyps erstreckt sich fast ohne Unterbrechung vom Thunersee bis in die Gegend von Bex.

7) Das Kalkgebirge ist troß seines scheinbaren Aufliegens auf der Nagelfluh doch wohl älter als diese und die nördlichste Kalksteinkette ist wahrscheinlich nur auf das Nagelfluh-Gebirge hinüber gelehnt.

8) Auch auf die Großartigkeit und die Verbreitungsweise der Nagelfluh ist hier zum ersten Male aufmerksam gemacht und es wird hervorgehoben, daß sie außer den Geschieben, deren Stammort höchst wahrscheinlich die Alpen sind, andre von unbekannter Herkunft (Porphyr, Geschiebe von ältern Breccien u. s. f.) enthält. Die Wichtigkeit dieser Angaben wird einleuchtend, wenn man sich erinnert, daß Saussure (§. 1099 seiner Reisen) noch geneigt ist anzunehmen, daß die Geschiebe der Riginagelfluh aus dem Muotathal herstammen, diese indeß nicht in Verbindung bringt mit derjenigen bei Vevey

und keine Ahnung zu haben scheint, daß die von ihm mit so großer Sorgfalt beschriebnen Geschiebe der beiden Emmen aus der Nagelfluh ihrer Thäler herstammen. Auch der unter 6) erwähnten scheinbaren Auflagerung des Kalkgebirgs auf die Nagelfluh gedenkt Saussure nicht.

9) Die Sandstein und Mergelformation der flachen Schweiz (Molasse) ruht an einigen Stellen unmittelbar auf dem Jurakalkstein auf, an andern finden sich Zwischenschichten von Bohnerz haltigem Mergel ein.

V. Bemerkungen über Herrn von Humboldts Anzeigen das Streichen und Fallen der Felsenschichten in den Alpen betreffend, nebst einigen Angaben über das Profil der Granitformation in der Gegend des Gotthard. Alpina Bd. **I.** 1806. S. 35—46.

Herr von Humboldt hatte in Casparis und Bertuchs allg. geographischen Ephemeriden Bd. **IX.** und in von Molls Annalen der Berg- und Hüttenkunde Bd. **II.** die Überzeugung ausgesprochen, daß die „Streichungslinie" aller ältern Gebirgsschichten der ganzen Erdoberfläche sich gesetzmäßig in der Richtung von S. W. nach N. O. halte, und daß ihr Einfallen, obwol weniger beständig als das Streichen, gegen N. W. gerichtet sei.

Escher zeigte nun in diesem Aufsatze, mit vorzüglicher Hinweisung auf das Gotthardprofil bis zum Langensee hinab, daß die Streichungslinie der Granitformation in den Schweizer-Alpen sich eher noch und zwar ziemlich gleichförmig von W. S. W. nach O. N. O. erstrecke, und daß in ihr die nordwestliche Einsenkung weniger häufig sei als die südöstliche, in mehrern Ketten aber sowol die eine als die andere in großartigem Maßstabe vorkomme.

VI. Berichtigung einiger Angaben, die schweizerischen Alpen betreffend, in der Abhandlung: Von dem Streichen der Gebirge aus der Schweiz durch Tirol bis nach Ungarn. In von Molls Annalen der Berg- und Hüttenkunde. Bd. **I.** Alpina **I.** S. 46—54.

In dieser Abhandlung hatte ihr Verfasser, Herr Ployer, die von ältern Naturforschern herrührende Ansicht wieder aufgestellt, daß der Gotthard der höchste Gebirgsrücken der Schweiz und der Mittelpunkt der Alpen sei, von dem aus Gebirgszüge strahlenförmig nach allen Weltgegenden auslaufen. — Escher zeigte nun die Unrichtigkeit dieser Auffassung in topographischer Hinsicht durch Hinweisung auf die neuern genauern Karten; in geognostischer durch die Nachweisung, daß auch die Gesteinsformationen, wie die Gebirgsketten, sich vorherrschend von W. S. W. gegen O. N. O. erstrecken, und daß gerade auch das Granit-Gebirge mit den ihm verwandten Formationen sich nicht in einer einzigen Gebirgskette, sondern in der Breite eines vollen Breitegrades an die Tiroler-Gebirge anschließe.

Escher überzeugte sich indeß schon im nämlichen Jahre (1806) auf einer Reise in's östliche Bündten, daß die letztere Angabe nicht genau sei, indem er dort zwischen der Granitformation ausgedehnte Schiefer- und Kalkmassen fand, die er dem Übergangsgebirge beiordnen zu müssen glaubte. — Über die Existenz einer damals sehr allgemein angenommenen Zentralkette der Alpen äußert er sich bei Beschreibung des Unter-Engadins in folgender Weise: „Allerdings ist von Martinsbrück bis unter Finstermünz hinab ein Gebirgsdurchschnitt, der aber nicht einmal eine Hauptkette, geschweige denn die Zentralkette, wie Einige vermutheten, durchschneidet; letztere liegt wohl weiter südlich, insofern die Natur wirklich eine solche bildete und nicht vielleicht stellenweise mehrere Ketten mit gleichem Recht auf diesen Namen Anspruch machen können.„

VII. Itineraire des salines d'Aigle, Lausanne 1805 und Mémoires sur différens objets relatifs à la géologie, aux mines et aux salines. 1s Cahier. Lausanne 1805.

Alpina Bd. 1. 1806. S. 304—310.

Escher zeigt den Inhalt obiger Schriften an mit Beifügung einiger Zweifel gegen die von Struve, ihrem Verfasser, aufgestellte und

im Briefwechsel mit ihm wiederholt erörterte Hypothese, daß die Gebirgsketten in der Richtung ihrer Abstürze durch eine unterirdische Kraft in die Höhe gehoben worden seien. Siehe über diesen Gegenstand Nr. X.

VIII. Briefe in Leonhards Taschenbuch für die gesammte Mineralogie. Erster Jahrgang 1807. S. 347.

Im ersten Briefe vom Sept. 1805 schreibt Escher: „Der Alpenkalkstein nimmt nur eine geringe Breite der schweizerischen hohen Kalkgebirge ein; die Hauptmasse derselben besteht aus mehrern andern Kalksteinarten, die wol nicht alle mit Herrn von Buch zum Übergangskalk zu rechnen sind. Jene problematischen Arten, die mehrere wesentlich verschiedene Formationen in sich zu begreifen scheinen, nenne ich einstweilen Hochgebirgskalkstein.

Im zweiten vom Oktober 1806 datirten Briefe gibt er Nachricht von seinen dießjährigen Alpenreisen und schließt mit der Mittheilung der Beobachtung, daß der Kalkstein zwischen Genf und Beauvoisin am Wege über Aix, Chambery und les Echelles der Juraformation angehöre, so daß der Jura nicht nach bisheriger Annahme bei Genf endigt.

XI. Über den Bau der Erde im Alpengebirge nebst einigen Beobachtungen über die Gebirge und den Bau der Erde überhaupt; mit geognostischen Karten. Von Joh. G. Ebel. Zürich 1808. Alpina Bd. IV. S. 283—415.

In diesem Werke, das eine Zusammenstellung aller bisher bekannten geognostischen Beobachtungen über die Alpen enthalten sollte, hatte der phantasiereiche Verfasser, geleitet durch seine Ideen über Elektrizität und Magnetismus, in glänzender Weise die Ansicht durchzuführen gesucht, daß der Erdball eine ungeheure voltaische Säule in Kugelgestalt sei und daß die Gesteinschichten den Metallplatten einer galvanischen Batterie entsprechen.

Escher, zwar der Ansicht, daß die Gebirgsschichten große galvanische Wirkungen vielleicht bewirken, nicht unbedingt abhold, aber

von voreiliger und theilweise unrichtiger Verallgemeinerung gewisser Thatsachen und Nichtbeachtung anderer nachtheilige Folgen für den wahren Fortschritt der Wissenschaft befürchtend, wies nun, im Gegensatz zu Ebels Fundamental=Behauptungen, unter anderm nach:

1) Daß die Annahme einer durchaus gleichförmigen Richtung der Lagen des sogenannten Urgebirgs von W. S. W. nach O. N. O. sich z. B. in Rhätien nicht bewährt, indem das Streichen der Schichten dort beinahe rechte Winkel mit dieser Hauptrichtung macht.

2) Daß die Annahme durchweg senkrechter oder wenigstens sehr steiler Stellung dieser Felslagen unzählige Ausnahmen erleidet, so vor Allem am fast wagerecht geschichteten Monte=Rosa.

3) Daß auch in diesem Schichtensystem, namentlich im Glimmerschiefer, nicht selten Biegungen und Krümmungen vorkommen, im Gegensatz zur Behauptung, daß man dergleichen niemals an Urfelstafeln sehe.

4) Daß die sogenannten Urfelstafeln nicht in der Weise unter einander abwechseln und in diesem Wechsel sich im ganzen Urgebirgsgebiete sich stets wiederholen und daß namentlich auch der Kalkstein im Gebiete der Zentral=Alpen nicht zwei so regelmäßige Parallelstreifen bilde, wie Ebel angibt.

5) Ebel stellt in Folge seiner Auffassung der Schichtung die gegenwärtig in vielen Gegenden steile Einsenkung der Kalksteine und selbst der Nagelfluh als eine ursprüngliche, durch die eigenthümliche Art des Niederschlags aus dem supponirten Urmeer hervorgegangene Erscheinung dar. Escher dagegen vertheidigt die von Saussure angenommene und ihm selbst schon im Jahr 1791 bei Betrachtung der Nagelfluh des Rufibergs sich aufdrängende Ansicht, derzufolge sämmtliche aus Wasser abgesetzte Gesteine, vor allem aus Conglomerate wie die Nagelfluhe, anfangs eine nahezu wagerechte Lage gehabt haben müssen, so daß steile Einsenkung derselben von einer später wirkenden Ursache herrühren muß. Er theilt daher auch nicht Ebels Meinung: „daß vom Beginnen der

Felsbildungen an die Meere in ihrer Wassermenge und Ausdehnung stets abgenommen haben und noch stets abnehmen und sich zurückziehen."

Hinsichtlich der zahlreichen andern in der Rezension berührten Punkte müssen wir uns auf die Erwähnung der folgenden beschränken:

1) Escher hielt es nicht, wie Ebel, für wahrscheinlich, daß die Nagelfluh (n in Figur bei X) und der nordwärts folgende gegen Süd eingesenkte Sandstein älter seien als die nördlichste Kalkkette. (1 derselben Fig.)

2) Er findet, daß Ebels Behauptung, die Metallgänge, Kalkspath- und Quarzadern seien von gleichzeitiger Entstehung mit den umgebenden Gesteinen, kaum werde Stich halten können gegen Werners Theorie, nach der die Gangmassen spätere Ausfüllungen einst leer gewesener Spalten und Klüfte sind.

3) Ebels Ansicht, daß sämmtliche Thäler, wenigstens die im Urgebirge, durch die zerreißende und einschneidende Gewalt des Meeres entstanden seien, erscheint Eschern sehr gewagt, da man selbst von den engsten derselben noch nicht bestimmt entscheiden könne, ob sie als Gebirgsspalten durch Austrocknung oder Einsenkung der Gebirge, oder aber durch allmälige Einschneidung der Ströme in die Felsmassen entstanden seien; sie dünkt ihm auch unwahrscheinlich, da das Dasein der Längenthäler in Verbindung steht mit der steilen Stellung der Schichten.

4) Von der Behauptung Ebels, daß aus den nördlichen Kalk-Alpen nirgends Granit, Gneus oder Glimmerschiefer als Berge oder Hügel hervortreten, macht die Gebirgsmasse des Rothhorns zwischen Churwalden und Arosa in Bündten eine Ausnahme.

5) Escher glaubt, daß die Zerstörungen, welche die Bäche und Ströme durch ihr Einschneiden in den Boden hervorrufen, von geringerer Bedeutung seien als diejenigen, welche die Atmosphäre an den Bergen und ihren Abhängen bewirkt, daß aber auch letztere ihre Gränzen finden, so bald die steilen Felsabhänge mit Schutthalden bedeckt und durch sie geschützt werden; die Einwirkung von

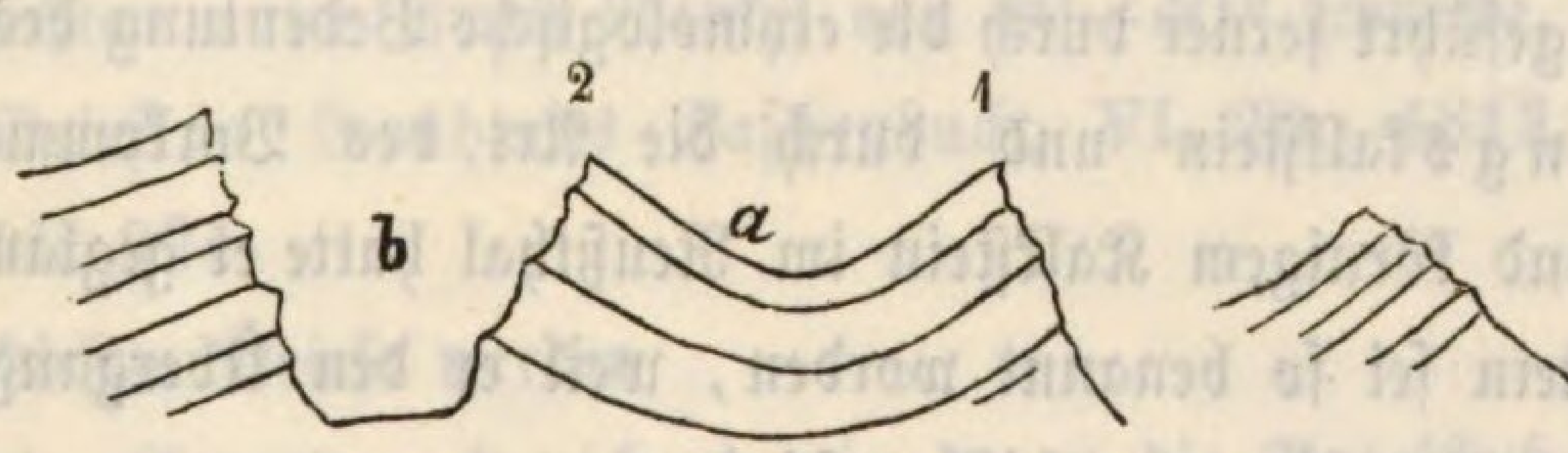
Jahrtausenden sei daher an der Gestalt ausgedehnter Bergkuppen z. B. des Montblanc, Tödi kaum zu bemerken.

X. Brief vom November 1807 in Leonhards Taschenbuch. Dritter Jahrgang. 1809. S. 339—354.

Derselbe enthält Angaben über das Linththal, von denen folgende hervorgehoben werden mögen:

1) Das Linthbett hat sich bei der Ziegelbrücke in Folge der herbeigeschwemmten Geschiebe in Zeit von 50 Jahren um 10 Fuß erhöht, und im aufwärts liegenden flachen Thalboden bestehen große Strecken bis in 3—10 Fuß Tiefe aus einer Abwechslung von nur wenige Zoll dicken Lagen sandigen Schlammes und torfartigen Gemenges von Sumpfpflanzen, als Resultat von successiven Überschwemmungen und von Zwischenzeiten, die der Anbildung von Vegetation günstig waren.

2) Die muldenförmige Lage der Schichten ob Ammon, am Wiggis zwischen der ersten und zweiten Kalkkette erweckt den Gedanken, daß



sich die einst noch weichen Schichten des Alpenkalksteins aus irgend einer Ursache einsenkten und dadurch das zwischen der ersten und zweiten Kalkkette befindliche unregelmäßige Längenthal (a) entstand, und daß auch das zweite ebenfalls unregelmäßige Längenthal (b) durch die Zerreißung gebildet wurde, welche bei der Nichtelastizität des Kalksteins nach dem Einsinken bei (a) erfolgen mußte.

3) In der obern Sandalp findet sich in der Nähe des Gneises Kohlenblende; in derselben Gegend, am Nordfuß des Tödibergs, kömmt ein Kalkstein mit linsenförmigem Eisenstein vor, der die östliche Fortsetzung der Eisensteinlager zu sein scheint, die sich im Reuß- und Maderanthal, wie im Kanton Bern u. s. w. unter fast

ähnlichen Umständen in der Übergangsformation vorfinden. (Diese Eisenrogensteine gehören der Bildung an, die jetzt brauner Jura genannt wird).

4) Als Unterlage der Kalksteinformation, aus der auch die Höhe des Sandgratpasses besteht, zeigt sich am Nordfuß des Tödi ausgedehnt Glimmerschiefer anstehend.

XI. H. C. Eschers Bemerkungen über den Aufsatz des Hrn. Leopold von Buch, vom Splügen, im Magazin der naturforschenden Freunde zu Berlin. 3ter Jahrgang 1809. S. 176.

Irre geführt durch den von einigen der hervorragendsten Geognosten gebrauchten, allerdings nicht zu rechtfertigenden, Ausdruck: „Urgrauwacke", zählt Escher in diesem, 2. November 1805 datirten, Briefe das Conglomerat des Sernfthals nicht mit Herrn von Buch zum Rothliegenden, sondern zur Grauwacke, obgleich er dasselbe als dem Glärnischkalk aufgelagert betrachtet; er macht daraus so zu sagen eine Flöz-Grauwacke.

Irre geführt ferner durch die etymologische Bedeutung des Wortes Übergangskalkstein und durch die Art des Vorkommens von dichtem und körnigem Kalkstein im Reußthal hatte er geglaubt, dieser Kalkstein sei so benannt worden, weil er den Übergang in das sogenannte Urgebirge zu bilden scheine.

In den Noten zu Eschers Mittheilungen hebt Herr von Buch hervor, daß durch diese Auffassung der ganze Gesichtspunkt, den man bei Aufstellung der Urgebirgsformation hatte, verrückt werde, bestreitet auch die Zweckmäßigkeit der von Escher vorgeschlagenen Aufstellung einer Hochgebirgskalkformation; an letzterer hielt Escher indeß fest, um diejenigen Kalkgebilde zusammenzufassen, die ihm jünger als das Übergangsgebirge, aber älter als der Alpenkalk (Stockhorn u. s. f.) zu sein schienen.

Aus dem übrigen Inhalte ist hervorzuheben:

1) Escher befreut sich, daß auch Herr von Buch die S. 271 versinnlichte Theorie von der Entstehung mancher Berg- und Thal-

formen aufstellt und wünscht dessen Ansichten über die Ursachen der Einsenkungen zu erfahren. Herr von Buch aber, dem es später so schön gelungen ist, diese und alle daran sich knüpfenden Erscheinungen auf Ein Prinzip zurück zu führen, entgegnet damals noch unter anderm: „Verläßt uns die Analogie zur Verbindung beobachteter Thatsachen, so muß man die Einbildungskraft zur Ruhe verweisen.“

2) Herr von Buch anerkennt die Richtigkeit von Eschers Bemerkung ganz an, daß in Bündten die Streichungslinie der Alpen sich aus der herrschenden N. N. O.-Richtung mehr nordöstlich umbiege, so daß ein durch Herisau gezogenes Profil nicht nach dem Valserthal, sondern nach der Kette zwischen dem Prättigau und Montafun geht. Dagegen findet er, Escher gehe darin zu ängstlich, daß er nicht nur mit ihm den Rheinwald als ein durch Breite des Bodens und gleichförmig schwaches Gefäll sehr auffallendes Querthal betrachtet, sondern auch das Wallis zwischen Martinach und Siders nicht als Längenthal anerkennt, weil es dort die Richtung der Schichten unter einem Winkel von 30—40° schneide.

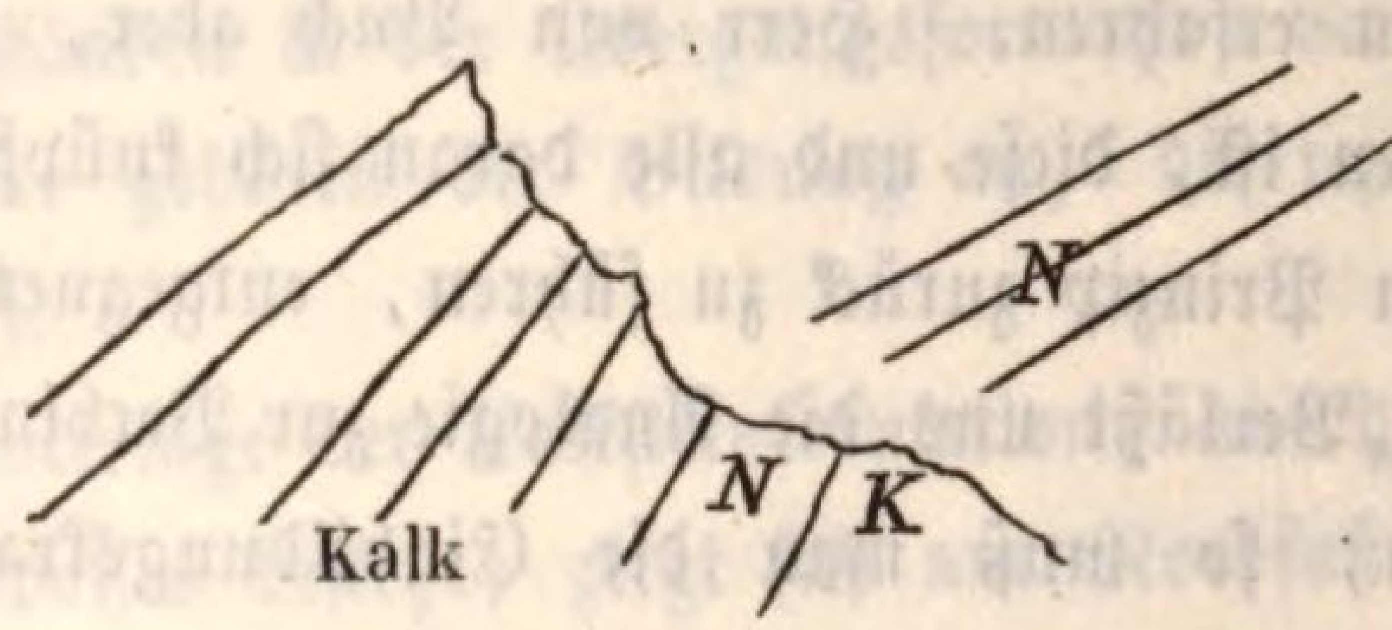
XII. Brief in Leonhards Taschenbuch. **VI.** Bd. 1812. S. 369 bis 394.

In diesem Briefe werden

1) die Gegenden bezeichnet, in denen die Nagelfluh viele Urgeschiebe und die, in welchen sie wenige solcher enthält und wird darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Geschiebe in den zunächst an den Kalk anstoßenden Lagen am größten sind, bis 15 Kubikfuß Inhalt erreichen und daß sie am Rigi viel sanfter und gleichförmiger gegen Süd einfällt als am Speer;

2) theilt Escher in Folge einer in den Miscellen der neusten Weltkunde erschienenen Anzeige Ebels: „daß im Tiefenbachtobel ob Gersau die Auflagerung des Alpenkalksteins auf die Nagelfluh bestimmt zu sehen sei“, die über diesen Gegenstand erschienene Literatur mit und zugleich seine neuesten Beobachtungen, zufolge denen dort

ein etwa 800 Fuß breiter Streifen Nagelfluh zwischen dem Kalk=



gebilde eingeschoben und weiter aufwärts im Thal dem allgemeinen Überblick zufolge die Nagelfluh doch auf den Kalk aufgesetzt erscheint." (Gegenwärtig darf als bestimmt angenommen werden, daß die Nagelfluh viel jünger als das anstoßende Kalkgebirge ist, und daß alle die sonderbaren berührten Lagerungsverhältnisse nur Folge sind der gewaltsamen Ereignisse, welche dem Alpengebirge seine jetzige Gestalt gegeben haben);

3) berichtigt Escher das in Leonhards Taschenbuch, 3ter Jahrgang eingesandte Profil (s. **X.**) und entwickelt näher seine Ansicht, daß das Klönthal eine durch Senkung der beidseitigen Gebirgsketten entstandene Spalte sei;

4) macht er aufmerksam, daß < förmige Biegungen in der Höhe der Berge und steilere Stellung der Schichten als am Fuße derselben in der zweiten Alpenkalksteinkette zwischen dem Sichelkamm am Wallensee und dem Mont d'Arpenaz in Savoyen, und auch in andern Gegenden eine sehr allgemeine Erscheinung seien, und erkennt auch die Wichtigkeit dieser, sowohl mit seinen als den neuern Ansichten über Entstehung der Gebirge ganz übereinstimmenden Thatsache. (Die ungefähr auf der Linie zwischen den zwei genannten Punkten befindlichen Berge können übrigens kaum als Einer Kette angehörend betrachtet werden);

5) hebt Escher die Vortheile hervor, welche das Zeichnen von Panoramen und Ansichten namentlich dem Alpenforscher gewährt.

XIII. Brief in Leonhards Taschenbuch, Bd. **VIII.** 1814. S. 612.

Dieser kurze Brief enthält die in den neuen Denkschriften der

schweizerischen Gesellschaft für die Naturwissenschaften Bd. III. S. 180—182 aus seinen Manuskripten ausführlich eingerückte Beobachtung, daß im Davoserthale in einem mehrere hundert Fuß breiten und mehrere Stunden weit in der Längenrichtung verfolgten Profile unter 45° südlich fallendem Gneise in ganz gleicher Lagerung rothbraune Grauwacke (**Verrucano**) und zu unterst schwarzer, dichter (Versteinerungen enthaltender) Kalkstein liegt.

B. Studer äußert sich S. 182 obigen Bandes der Denkschriften darüber in folgender Weise: „Diese höchst merkwürdige, während eines fünftägigen Aufenthalts im Schmelzboden im Jahr 1813 beinah von Schicht zu Schicht untersuchte Lagerfolge muß als die erste, mit wissenschaftlichem Sinn in den Alpen gemachte Entdeckung der Auflagerung mächtiger Gneismassen auf Flözkalk betrachtet werden."

XIV. Bemerkungen über die in Gilberts Annalen der Physik 1816 mitgetheilten Ideen eines Edinburger Gelehrten und der Herren Pictet und de Luc des jüngern, über Thalbildung in Gilberts Annalen 1816, 6tes Stück. S. 122—137.

Die Theorien, welche diese Bemerkungen veranlaßten, sind einerseits die eines Edinburger Gelehrten, der Berge und Thäler durch die Wirkung der Gewässer entstehen läßt und anderseits die der Herren Pictet und de Luc, welche deren Bildung der von unten nach oben wirkenden plutonischen Kraft zuschreiben.

Escher hebt hervor, daß bei dieser Diskussion der zwischen Längen- und Querthälern bestehende Unterschied übersehen ist. Die Längenthäler, sowohl die muldenförmigen (a in Fig. bei X) als diejenigen, in welchen die Felsschichten zu beiden Seiten vom Thale abfallen (b in derselben Fig.), wie endlich auch die, in welchen die Schichten an beiden Thalseiten nach der gleichen Weltgegend hinfallen, sind abhängig von der Struktur der beidseitigen Gebirgsketten und scheinen also in Übereinstimmung mit Herren Pictet und de Luc's Ansicht von gleichzeitiger Entstehung mit den Gebirgsketten selbst zu sein. — Herr Pictet sollte aber nachweisen, wie es möglich sei, daß

durch die sonst so isolirt oder anscheinend so unregelmäßig wirkenden plutonischen Kräfte Gebirgsketten von 60 und mehr Stunden Länge so regelmäßig gehoben werden konnten, daß man sie z. B. den Rufi= und Rigiberg bei der Betrachtung im Profile, trotz der großen durch Querthäler veranlaßten Unterbrechungen, doch als eine und dieselbe Gebirgskette anzusehn gezwungen ist.

Die Querthäler dagegen erscheinen als Lücken in den Gebirgsketten und zwar in der Art, daß, Lokalausnahmen abgerechnet, die Richtung und Senkung der Schichten an beiden Seiten der Lücken genau übereinstimmen und dieselbe sind wie an andern Stellen der Bergkette. Diese Lücken stellen sich also dar als Durchbrüche, die erst statt hatten, als die Gebirge in ihrer jetzigen Lagerung schon erhärtet waren.

„Diese Durchbrüche, sagt Escher, scheinen von dem gewaltsamen Abflusse der Gewässer herzurühren, die ursprünglich unsre höchsten Längenthäler ausfüllten und durch diesen Abfluß gleichzeitig entstanden zu sein. Ich halte dieses Ereigniß für das nämliche, das jene ungeheuren Felsstücke*) in unzähliger Menge mit sich aus den Alpen herausriß. — Wohin sind aber die Felsmassen gekommen, welche diese Lücken einst ausfüllten? Die in den Längenthälern und längs dem ganzen Fuß der Alpen abgelagerten Geschiebsmassen sind so ungeheuer, daß man eher fragen möchte, wo die großen Lücken in den Gebirgen sind, welche diese unermeßlichen Geschiebmassen geliefert haben mögen." (Diesen an sich schon sehr verwickelten Hypothesen stehn indeß so große Schwierigkeiten entgegen, daß ihnen heut zu Tage kaum noch ein Gebirgsforscher ganz beipflichten wird.

Über den Gestaltungsprozeß der Alpen im Allgemeinen äußert sich Escher 1820 in der Beschreibung eines Besuchs der **Pierre à Voie** folgender Maßen:

„Blickt man in die beidseitigen gegen 6000 Fuß tiefen Thäler

*) Siehe XV.

des Rhodans und der Drance hinab und erhebt dann das Auge wieder gegen die nahen, in die Gletscherregion emporsteigenden Gebirgsketten, so drängt sich dem Beobachter die Idee auf, diese tiefen Thäler seien Spalten, die sich lange nach der Bildung der Gebirge in sie einrissen. Man sieht in den kahlen Felshörnern des Montblanc fast vertikale Schichten und in den nähern Gebirgen zeigen sich die Schichten überall gesenkt. Diese Ansicht führt die Vermuthung herbei, diese Schichten möchten einst horizontal gelagert gewesen sein; durch diese Annahme senken sich die hohen Felshörner, die Thäler schließen sich, und die ganze Hochgebirgsgegend wird zu einem allgemeinen Hochlande umgeschaffen. Dieses Bild scheint nicht ohne natürliche Begründung, aber sogleich wird man wieder von ihm weg in's weite Meer der Hypothesen hinaus geworfen, wenn man sich frägt: wie entstanden diese regelmäßigen Senkungen der Schichten, iu deren Folge sich die Längenthäler bildeten und die Gebirgsketten sich als scharfe Felsengräte in die Gletscherregion erhoben? Nirgends finden sich Angaben zur Beantwortung dieser Frage. Der Geolog sieht neben sich die blendenden Felsenfirsten und unter sich die tiefen Thalschlünde; er staunt sie an, will sich ihre Bildungsgeschichte erklären, findet sich aber in der nämlichen Verlegenheit wie der Metaphysiker, wenn er außerhalb Raum und Zeit, als den Formen unsrer Anschauungen, bestimmte Begriffe sich zu bilden versucht."

In dieser Abhandlung ist ferner hervorgehoben:

1) Daß die Ströme der Längenthäler allgemein ein ziemlich sanftes und gleichförmiges Gefäll, die Ströme der Querthäler dagegen meist ein ungleichförmiges haben; starkes Gefäll haben die letztern und bilden oft Wasserfälle, da wo sie durch die Gebirgsketten durchfließen, auch schneiden sie sich hier je nach der Festigkeit der Gebirgsart schneller oder langsamer ein; wo sie dagegen die Längenthäler quer durchschneiden, fließen sie in dem flach mit Geschieben aufgeschütteten Thalgrunde sanft dahin.

2) Daß das Einsinken der Nagelfluhkette (Rigi, Speer u. s. f.) mit dem Einsinken der Alpenkalkketten wahrscheinlich gleichzeitig war und von derselben Ursache herrührte.

XV. Beiträge zur Naturgeschichte der freiliegenden Felsblöcke in der Nähe der Alpen *). Der naturforschenden schweizerischen Gesellschaft vorgelesen den 28. Juni 1819. Neue Alpina I. S. 1—31. Leonhards mineralog. Taschenbuch 1822. S. 631—676. **Biblioth. universelle. Vol. XXI.** 1822 in's Französische übersetzt von Dr. Rengger, mit einem Nachtrage.

Die so merkwürdige Erscheinung von alpinen Fündlingen in der flachen Schweiz und am Jura hat Eschern von seinen ersten geognostischen Studien an lebhaft beschäftigt und er theilt in diesem Aufsatze die allgemeinen Resultate seiner Beobachtungen mit, nachdem er bereits unterm 15. September 1804 in von Molls Ephe-

*) Der erste Naturforscher, der das Merkwürdige dieser Fündlinge erfaßte, scheint Gottlieb Sigismund Gruner gewesen zu sein, der in seiner 1760 erschienenen Beschreibung der Eisgebirge des Schweizerlandes eine mit der spätern Saussureschen ziemlich übereinstimmende, jedoch unvollkommnere Theorie über die Gletscher aufstellte und aus dem Vorkommen von „Austerbänken und andern Meerschnecken von gleicher Art ohne fremde Beimischung" in der Molasse bei Bern, von versteinerten Bohrmuscheln im Jurakalk überraschend richtige Schlüsse die Bildungsweise der Molasse und die Entstehung mancher Thäler betreffend gezogen hat. — Im obigen Werke sagt er S. 11: „daß von den Geißbergersteinen (Granit und verwandte Felsarten) im mitternächtigen Theil der Schweiz sich allezeit nur Bruchstücke vorfinden, die folglich von ihrem Geburtsorte und von den Felsen, davon sie ehemals Theile ausgemacht haben, nunmehr weit entfernt sind." In seiner 1773 erschienenen Naturgeschichte Helvetiens äußert er sich darüber unter anderm in folgender Weise: „Die Flüsse können sie nicht hergewälzt haben, denn wir finden sie sehr weit von den jetzigen entfernt und an allen Orten des Landes beinahe in gleicher Menge. Sie werden in hohen und niedrigen Landesgegenden angetroffen. — Ja! da dieselben von verschiedner Mischung, und bald mit grünen, bald mit schwarzen, bald mit blauen, bald mit rothen Glimmertheilen und mit einer verschiedenen Menge durchsichtiger Quarzkörner durchmischt sind, so kann man bei der Untersuchung der nun so weit von ihrem Geburtsorte entfernten Bruchstücke immer genau errathen, von welchem Felsgebirge sie ehemals einen Theil ausgemacht haben."

meriden I. S. 438, die hier näher entwickelte Ansicht ausgesprochen hatte. Er schildert zuerst die Verbreitungsweise der Fündlinge in der Schweiz und ihr gleichartiges Verhalten in den verschiedenen Stromgebieten, hebt dann die Ähnlichkeit dieser Verhältnisse mit denen der Ablagerung von Geschieben durch die jetzigen Flüsse hervor: Nämlich:

1) Wo die Ströme zwischen festen Ufern enge zusammengedrängt sind, findet selten eine Geschieb-Ablagerung statt; so wie aber eine Erweiterung des Bettes eintritt, legen sich die Geschiebe ab.

In den Engen der Querthäler zeigen sich selten oder nie Fündlinge, in den Thalweiten dagegen in großer Menge.

2) Entsteht in einem engen Strombett durch ein Hochwasser ein Uferbruch, so entweicht durch diese Seitenöffnung ein Theil des Stroms und viel Geschiebe, selbst wenn der Uferbruch nicht bis in die Tiefe des Strombettes hinabreicht.

Ebenso sehn wir Felsblöcke über Seitenpässe weg in Nebenthäler verbreitet, z. B. Aarblöcke im Thal von Sarnen.

3) Werden bei einer Flußkorrektion Spornwuhre rechtwinklig auf den bisherigen Stromlauf errichtet, so legt das erste Hochgewässer unterhalb des Sporns Geschiebe ab, oft fast so hoch als das Wasser aufschwoll.

Ebenso sehn wir beträchtliche Blockablagerungen unmittelbar unter den Querhügeln, die, ähnlich den Flußsporn, in die großen Thäler hinein ragen, so am Kiemen hinter der Rigi, unter Grynau hinter dem untern Buchberg, im Wehnthal nördlich von der Lägern.

4) Stehen dem Strome ausgedehnte feste Wälle entgegen, so wird er aufgestaut und fließt seitwärts ab. Die Blöcke steigen am Jura am höchsten und sind am zahlreichsten an den Stellen, die der Ausmündung der Alpenthäler gerade gegenüber liegen*).

---

*) Diese Thatsache ist wol zuerst von Herrn von Buch beobachtet und von ihm zu einer Hauptstütze seiner Theorie benutzt worden.

5) Fände der Strom aber in einem solchen Walle eine Lücke, so würde sich ein Theil seiner mit Geschieben beladenen Wassermasse durch dieselbe hindurchstürzen und bald seine Geschiebe absetzen.

Blöcke finden sich hinter der den Alpen gegenüberliegenden ersten Jurakette, da wo sie durchrissen ist.

6) Die Blöcke jedes Wasserbeckens stimmen überein mit den Gebirgsarten, welche in seinem Quellgebiete anstehen.

7) Die Blocküberschüttungen der verschiedenen Stromgebiete, die sich durch die Natur der Blöcke bestimmt unterscheiden lassen, sind, wenige von besondern Lokalverhältnissen herrührende Ausnahmen abgerechnet, bloß an den Gränzen miteinander vermengt.

Escher ist daher mit H. de Saussure und L. von Buch geneigt, das Blockphänomen einer ungeheuren Fluth zuzuschreiben und stellt sich den Hergang ungefähr so vor: Denkt man sich die äußersten Alpenketten, die jetzt von Querthälern unterbrochen sind, geschlossen, wie sie es wahrscheinlich einst waren, so ergibt sich, daß das innere Alpengebiet ausgedehnte Seen enthielt, welche bis auf die Höhe der niedrigsten Stellen anstiegen. Brachen diese Seen auf Einmal durch, so entstand eine Fluth, bei der nach der mitgetheilten Berechnung z. B. die Granitblöcke des Nordendes der Montblanckette mit einer Geschwindigkeit von 157 Fuß in der Sekunde schwimmend nach dem Jura hingelangen konnten.

Escher findet übrigens selbst, daß dieser Hypothese manche Schwierigkeiten, vor Allem die große Tiefe der Seen, entgegenstehen und will sie nicht als wirkliche Erklärung, sondern nur als Gegenstück zu den von Herrn von Buch*) aufgestellten Berechnungen betrachtet wissen. Wären Eschern die erst in neuern Zeiten aufgefundenen Verhältnisse der Blöcke bekannt geworden, welche mit einer rasch wirkenden Kraft unverträglich sind, so hätte er wol die Fluthhypothese aufgegeben und gefunden, daß auch seine Beobachtungen

*) Annal. de Chimie et de Physique. Tom. X.

sich gar wol mit der Annahme vereinigen lassen, nach welcher die Fündlinge durch Gletscher von ihren Stammorten an die jetzigen Fundstellen geführt worden sind.

XVI. Einige geognostische Angaben über das Juragebirge. Der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher vorgetragen in ihrer Versammlung zu Genf am 28. Juli 1820, in Leonhards Taschenbuch. 16ter Jahrgang 1822. S. 315—338.

„Irrig ist bis jetzt das Juragebirg als mit den Alpen parallel laufend angesehen worden; denn in Savoyen liegt der Jura den Alpen so nahe, daß sich ihre Ketten bei Chambery zu berühren scheinen, da sie hingegen bei Schaffhausen und Appenzell durch die hier sechszehn Stunden breite Sandstein- und Nagelfluhformation von einander getrennt sind."

Diese gegen N. O. zunehmende Entfernung rührt aber nicht von einem wesentlichen Richtungsunterschied der einzelnen Ketten dieser zwei Gebirgszüge, sondern daher, daß die in S. W. den Alpen zunächst liegenden Juraketten gegen Ost hin eine nach der andern ausgehen, so daß der Zwischenraum immer größer wird. So endigt 1) die Kette des Salève gegen N. O. mit diesem Berge selbst.

2) Die vom Fort d'Ecluse durch die Dôle und Dent de Vaulion fortsetzende Kette bei Orbe.

3) Die Chasseron-Gisliflukette bei Bruneck.

4) Die Habsburgerkette bei Regensberg.

Als fünfte wird der Jurarücken bei Kaiserstuhl,
als sechste „ „ „ beim Rheinfall,
als siebente „ „ „ bei Schaffhausen,
als achte „ „ „ der Randen betrachtet.

(Diese Auffassung vom Baue des schweizerischen Jura hat zwar durch neuere geologische Untersuchungen, namentlich siehe Greßly's und Alb. Mousson's Arbeiten, bedeutende Änderungen erlitten, bleibt aber in orographischer Hinsicht wenigstens doch richtig in ihren Hauptzügen und war durchaus neu zur Zeit ihrer Veröffentlichung.)

Aus dem übrigen Inhalt der Abhandlung verdient noch besonders folgendes hervorgehoben zu werden:

1) Obgleich der Jura überhaupt aus sehr langen, zum Theil gewölbartigen Parallelketten besteht, so sind doch die zwischen ihnen fortlaufenden Längenthäler häufig von Querrücken unterbrochen, daher auch kein Strom lange Strecken weit in dem gleichen Thale fortrinnt. Finden die Thalgewässer kein Querthal, so fließen sie unterirdisch ab und sprudeln in tiefen Längenthälern als starke Quellen hervor.

2) Von der Reihenfolge der Schichten des Juragebildes hat Escher noch keinen Begriff; auch „das geognostische Verhältniß des Jura zu den Alpen kennt man noch nirgends." Erst in seinem Journal von 1821 findet sich bei Beschreibung der Gegend zwischen Rheinfelden und Basel die Ansicht ausgesprochen, „daß die dort am Rheinufer entblößten wechselnden Lagen von rothem Sandstein und Schieferthon mit dem bunten Sandstein der deutschen Geognosten am besten übereinzustimmen scheinen, so daß der auf ihm liegende Jurakalkstein dem Muschelkalk Werners entspräche, was sich auch bei Vergleichung sowohl der Kalksteinarten als der Versteinerungen als wahrscheinlich herausstellt." Escher hat also ganz richtig geurtheilt; nur hat er, wie damals auch die übrigen Geognosten noch nicht zu erkennen vermocht, daß im Gebirgszug des Jura sowohl der Muschelkalk als die ihm aufgesetzten, jetzt Keuper und Juraformation genannten, Gebilde vorkommen.

3) Escher wagt trotz des Vorgangs des Berghauptmanns Gruner (Alpina **I.** S. 250) und L. v. Buchs (Magazin der naturforschenden Freunde zu Berlin 3ter Jahrgang S. 176) doch nicht „die verschiednen Abtheilungen der zwischen den Alpen und dem Jura liegenden Sandsteinformation" als Eine geognostische Formation zu betrachten, obgleich er selbst sagt, daß die Nagelfluh in der Quellengegend der Tös u. s. f. einerseits mit der Sandsteinformation zunächst am Jura, anderseits mit der den Alpen zunächst liegenden Nagelfluh

in Verwandtschaft zu stehn scheine und obgleich er (Manuskript von 1819) vermuthet, „daß das Längenthal von Adligenschweil bei Luzern, welches die nördlich fallende Molasse von der südlich eingesenkten scheidet, vielleicht durch diese Trennung oder Spaltung der Schichten entstanden sei.“

4) In den weit offen stehenden Jurathälern Savoyens scheint die Sandsteinformation nicht zu solchen Höhen anzusteigen, welche die horizontalen Sandsteingebirge der nördlichen Schweiz erreichen und in den höhern juraischen Thälern der westlichen und nördlichen Schweiz kommen nur schwache Ablagerungen davon vor.

XVII. Gegenbemerkungen über die von Herrn Toussaint von Charpentier aufgestellte Erklärung des Vorwärtsgehens der Gletscher, in Gilb. Annalen der Physik. 1821. S. 113—125. Meißner's naturwissenschaftlicher Anzeiger IV. 1821. S. 81—84.

Herr T. von Charpentier hatte das Vorrücken der Gletscher aus der Ausdehnung hergeleitet, welche durch das Gefrieren des im Gletscher angesammelten Wassers entstehen müsse.

Escher dagegen vertheidigt die von G. S. Gruner und Saussure aufgestellte Ansicht, daß die Gletscher vermöge ihres Gewichts durch die Thäler hinabglitschen, eine Theorie, die im Wesentlichen durch die neuern Arbeiten als völlig richtig erkannt worden ist.

Unter den übrigen geognostischen Resultaten, die sich Eschers Manuskripten entnehmen lassen und die von ihm selbst nicht veröffentlicht, aber doch zum Vortheil der Wissenschaft bekannt geworden sind, sind namentlich noch folgende von allgemeinerm Interesse:

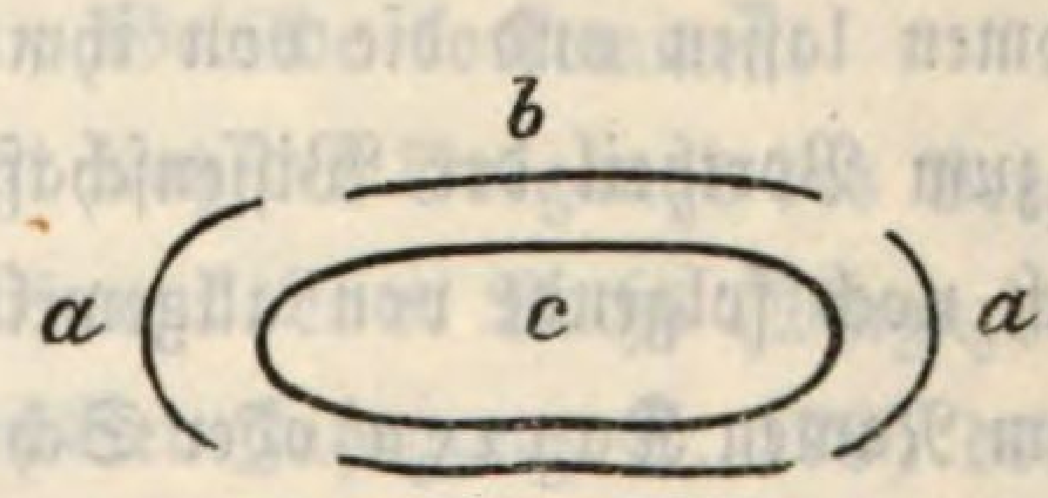
1) Die unter dem Namen Karren oder Schratten bekannten größern oder kleinern Rinnen, von denen besonders ausgezeichnet diejenigen kahlen Kalkflächen durchfurcht sind, welche zwei Drittheil bis drei Viertheil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, rühren ohne Zweifel von der Auflösung und Auswaschung her, welche das langsam abfließende Schneewasser bewirkt.

2) Das aus den sogenannten „Schieferkohlen" bestehende Lager bituminösen Holzes bei Utznach liegt fast wagrecht in übergreifender Lagerung auf senkrecht stehendem Molassesandstein, ist also ein von diesem ganz unabhängiges, wol weit jüngeres Gebilde.

3) Über die oft sehr zahlreichen und ziemlich regelmäßigen Klüfte, von denen stark geneigte und senkrecht stehende Molassesandsteine ungefähr rechtwinklig auf die Schichtablosungen durchzogen sind, äußert Escher, und wohl mit Recht, die Vermuthung, daß sie wahrscheinlich zur Zeit der einst wagerechten Lagerung entstanden seien als senkrechte Spalten, deren so zahlreiche in gegenwärtig horizontalen Lagen vorhanden sind.

4) Bei einer Besteigung des Gonzen im Oktober 1816, namentlich aber bei einem Aufenthalte in der Gegend von Sargans im Mai 1818 wurde ihm die höchst merkwürdige Thatsache klar, daß die Kurfürsten, der Falknis und der Calanda zusammen einen halbmondförmigen Gebirgskranz bilden, dessen einzelne Schichten überall nach außen hin abfallen.

Der enge Zusammenhang dieses Gebirgshalbrings am Ostende der jetzt nach dem Finsteraarhorn benannten Zentralmasse mit dem Gestaltungsprozeß der Alpen ward indeß erst recht anschaulich, seit Professor Studer auch an ihrem Westende ähnliche Verhältnisse aufgefunden und nachgewiesen hat, daß diese aus Sedimentgesteinen bestehenden Halbringe a in Ketten b fortsetzen, die der Hauptrichtung



der Alpen folgen und daß auf diese Weise das krystallinische Gebiet der Zentralmassen c umgeben ist von einer Zone Sedimentgesteine, deren Schichten auf die mannigfaltigste Weise aufgerichtet und gewunden sind. Escher selbst setzt die Entstehung des Wallenseethals

in Verbindung mit Senkungen und Querspalten, denen er zugleich das Dasein des Linththals und die theilweise Ungleichartigkeit seiner beiden Gehänge zuschreibt; er hat ferner bemerkt, daß die bei Ammon muldenförmig gebognen Schichten sich zugleich auch gegen den Schlund des Wallensees hinab senken.

5) Das Niveau der meisten Schweizerseen ist bestimmt durch die Höhe der Schuttkegel, welche am untern Ende derselben durch Seitenströme abgelagert worden sind; so ist das Niveau des Zürichsees bestimmt durch die Geschiebsmassen der Sihl, des Genfersees durch diejenigen der Arve u. s. f. (So plausibel diese Ansicht auf den ersten Blick erscheint, so ist es doch zweifelhaft, ob sie völlig richtig sei, indem in diesen Geschiebmassen eine Menge Stücke vorkommen, die kaum durch die Seitenströme herbeigeschwemmt worden sind. In der That scheint das Niveau mehrerer Seen in Verbindung zu stehen mit der Ablagerung der unter XV. besprochenen Fündlinge).

Unter den mehr in's Gebiet der Technik einschlagenden Arbeiten, zu denen Escher durch sein Bestreben, die Resultate der Wissenschaft auf's Leben überzutragen, geführt worden ist, sind noch einige von theils bergmännischer, theils hydrotechnischer Art anzuführen.

In ersterer Beziehung hat er während der Existenz der helvetischen Republik an der Oberaufsicht über die als Regal behandelten Salzwerke von Bex Theil genommen, diejenige über die Steinkohlengruben, Schieferplatten- und Steinbrüche großentheils selbst besorgt; früher schon hatte er den damaligen Bohnerzbau bei Aarau genau verfolgt; später untersuchte er die Bergwerke im Lauterbrunn-, Davos- und Ferrerathal und am Rothhorn ob Parpan und veröffentlichte darüber folgende Aufsätze:

XVIII. Über das bernerische Eisenbergwerk im Aarauer Erzberg in Höpfners Magazin über die Naturk. Helvetiens 1797.

Dieser Aufsatz enthält eine umständliche Darstellung der Bohnerzlagerstätte am westlichen Ufer der Aare bei Aarau und hatte haupt-

sächlich zum Zweck, im Interesse der National-Ökonomie dieser und ähnlichen bergmännischen Unternehmungen das Wort zu reden, dabei aber zugleich auf die Nothwendigkeit kunstgerechten Betriebes hinzuweisen.

Der Abbau dieser Bohnerze ist dann aber schon im Anfang des jetzigen Jahrhunderts eingestellt worden.

XIX. Nachrichten von dem bernischen Bergwerk bei Trachsellauinen, in Fäsis Bibliothek der schweizerischen Staatskunde. 2ter Jahrgang. 1797. S. 117—131.

XX. Materialien zu einer naturhistorisch-technischen Geschichte des Bergbaus in Trachsellauinen im Lauterbrunnerthal, nebst Plan. Alpina Bd. II. 1807. S. 236—324.

Letzterer Aufsatz, der eine sehr ausführliche Beschreibung obigen 1805 eingestellten Bergbaues enthält, ist von Escher im Auftrage der Gewerkschaft, namentlich in der Absicht geschrieben worden, „um die dabei gemachten Beobachtungen und Erfahrungen der Nachkommenschaft für allfällig künftige Baulustige aufzubewahren."

Über das Bergwerk in Davos (Bleiglanz und Zinkblende), welches wesentlich auf Eschers Ermunterung hin im Jahr 1806 nach langer Unterbrechung wieder aufgenommen wurde, findet sich von ihm eine Notiz in C. U. von Salis-Marschlins Bergbau in Bündten, im Bündtner Sammler, Bd. II. 1806. Im Jahr 1813 unterwarf er dasselbe einer abermaligen weit umständlichern Untersuchung und schreibt den damals sehr mißlichen Zustand der Unternehmung hauptsächlich der planlosen und verkehrten Betriebsweise zu. Bei dieser Gelegenheit machte er die unter XIII. besprochene Entdeckung.

Von mehr hydrotechnischer Natur sind folgende Aufsätze:

XXI. Über Bergschlipfe, mit besondrer Hinsicht auf die Bergschlipfe im Nollathal hinter Thusis und im Plessurthal hinter Chur in Bündten. Chur 1809 und Bündtner Sammler Bd. IV. S. 236—268, wieder abgedruckt in Leonhards Taschenbuch 1821. S. 631—674.

Eschers Auffassung derartiger Unglücksfälle ist in der Einleitung zu diesem Aufsatze in folgenden Worten ausgesprochen: „Würden unsre Gebirge nicht verwittern, so wäre die ganze Alpenkette kahl und unbewohnbar. Wenn also auch zuweilen durch Bergfälle u. s. f. Verheerungen entstehen, so müssen wir diese Wirkungen nicht als eine fehlerhafte Natureinrichtung, sondern als eine hie und da zerstörende Folge im Ganzen genommen sehr wohlthätiger Naturgesetze ansehen. Ist aber der Einzelne, oder eine Gemeinde, oder selbst ein Thal zu schwach zur Abhülfe, so trete der Staat zu, um die Wirkungen der Natur nicht hie und da schädlich werden zu lassen.“

Als Ursachen der seit längrer Zeit schon vor sich gehenden, im furchtbarsten Maße aber im November 1807 eingetretenen und seither fortdauernden Hervorwälzung von Schutt durch die Nolla, wodurch zugleich das Dorf Cepina, Thusis und das ganze Domletschg beständiger Gefahr ausgesetzt sind, werden aufgeführt: Die leichte Verwitterbarkeit des Gesteins der ganzen Umgegend, vielleicht von Gyps herrührende und Sumpfwasser enthaltende Bodenvertiefungen auf dem obern flachern Theile des Bergrückens, übel angebrachte Bewässerung von Wiesen und vernachlässigte Forstpolizei; vielleicht ist auch der Lüschersee, der keinen oberflächlichen Abfluß hat, ein Hauptgrund der Durchwässerung und Aufweichung des Bodens.

Als Rettungsmittel schlägt Escher, ohne jedoch bei dem so weit vorgerückten Übel den Erfolg zu gewährleisten, vor:

1) Den oberflächlichen Gewässern vollständigen Abzug zu geben.

2) Die Erdspalten auszufüllen und mit Rasen zu belegen.

3) Die steilen Gehänge möglichst auszugleichen, die Bergwasser in bestimmten Betten gegen die Thalrinne hinab zu leiten, den Boden möglichst schnell zu bepflanzen und die neuen Anlagen sammt dem noch stehenden Wald gegen Beschädigung zu schützen.

4) Nöthigenfalls dem Lüschersee durch einen Stollen gegen das Savienthal hin Abfluß zu verschaffen.

Den vorigen ähnliche Verhältnisse haben auch am Batzokelberge ob Chur ähnliche Gefahren, nur in geringerm Grade, hervorgerufen, daher auch ungefähr gleiche Vorkehrungen anempfohlen werden.

XXII. Rapport sur l'état de la Reuse daus le val de Travers Canton de Neuchâtel, avec un projet de correction pour ce torrent. 1816. Juin. Neuchâtel.

Die Geschiebe, welche der Reuse von ihren Quellen zugeführt werden, bewirken ganz ähnlich wie in so vielen andern Thälern, Erhöhung des Strombettes, daher zeitweise Überschwemmung und beginnende Versumpfung des flachen Thalbodens.

Als Mittel zur Abhülfe werden angerathen: Regulirung der Zuflüsse der Reuse, namentlich der Bütte, möglichste Schonung der Waldungen, Bepflanzung der Schutthalden und Korrektion des Laufs der Reuse selbst.

XXIII. Bericht über den Bergschlipf im Goldingerthal im Kanton St. Gallen. Der naturforschenden Gesellschaft in Zürich vorgelesen am 2. September 1816, im schweizerischen Museum S. 561—574.

Escher fand die Ursachen dieses Bergschlipfs, dessen Flächeninhalt 109 Juchart betrug und bei dem 18 Menschen sammt den Wohnungen begraben, 9 aber gerettet wurden, darin, daß das 30 Fuß dicke und 15—20° nordwestlich eingesenkte Nagelfluhlager, welches die linke Thalseite bildet, auf einem ähnlich eingesenkten, in Wasser sich erweichenden Mergellager aufliegt, und darin, daß dieses Nagelfluhlager von zahlreichen Spalten durchzogen war, die vermuthlich von der theilweisen Erweichung und Auflösung herrührten, welche der in der Unterlage befindliche Mergelschiefer durch das seit Jahrhunderten ihn durchsickernde Wasser erlitten hatte. — In Folge der starken Regengüsse vom Frühjahr 1816 glitschte dann endlich die Nagelfluhmasse in einer Breite von 400—600 Fuß dem Thalgrunde zu und bewirkte eine Aufschwellung des Thalbachs, der sich jedoch bald wieder Abfluß verschaffte.

Dieser Bergschlipf unterscheidet sich von dem durch ähnliche Ursachen herbeigeführten von Goldau dadurch, daß erstrer in der Mitte, letztrer am Rande eines Felslagers statt fand, so daß hier der freiere Spielraum in Verbindung mit der größern Ausdehnung und der höhern Lage des unterwaschenen Lagers eine weit schauervollere Wirkung hervorbringen mußte.

XXIV. Bericht über die Verhältnisse des Bagnethals im Wallis; von Escher, Trechsel und von Charpentier; auch in's Französische übersetzt. Zürich 1821. 66 S.

Er enthält die Darstellung der auf Seite 272—275 geschilderten, im Jahr 1818 im Bagnethal erfolgten Zerstörungen und deren Ursache und räth, da den neuesten Untersuchungen der Kommission zufolge kein, sichern Erfolg versprechendes, Hülfsmittel aufgefunden werden konnte, ab von ausgedehnten und kostspieligen Arbeiten. — (Glücklicher Weise ist es aber Herrn Venetz dann gelungen ein sehr einfaches, zweckdienliches Hülfsmittel zu entdecken, indem er auf den über der Drance befindlichen Gletscher Wasser hinleitete; dieses höhlte sich im Eise Furchen aus und veranlaßte so, daß Eismassen sich ablösten und in die Drance fielen; durch zweckmäßige Leitung des Wassers ist es ihm geglückt, im Laufe der nächsten, zum Glück warmen, Sommer diesen Gletscher ganz zu zerstören).

Eschers letzte größre wissenschaftliche Arbeit sind seine

XXV. Angaben über die aus dem Wasserbecken des Rheins in den Alpen und dem Jura bei Basel jährlich abfließende Wassermenge, vorgetragen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Basel im Juli 1821. Meißners naturwissenschaftlicher Anzeiger V. S. 17—24.

Dieser in mehrfacher Hinsicht interessanten Arbeit liegen zu Grunde:

a) täglich von 1809 bis 1820 angestellte Pegelbeobachtungen bei der Rheinbrücke zu Basel;

b) ziemlich übereinstimmende in den Jahren 1793 und 1819 ausgeführte Profilmessungen des dortigen Rheinbettes;

c) Geschwindigkeitsmessungen, ausgeführt von Herrn Landskommissär Schäfer;

d) theilweise nach Eytelweins Formeln vorgenommene, auch jetzt noch als wahrscheinlich sich darstellende Berechnungen der Geschwindigkeit des Wasserlaufs für diejenigen Wasserstände, bei denen die Geschwindigkeit nicht gemessen worden war.

Als Resultat ergibt sich:

1) Daß der Rhein bei Basel bei Ein Fuß Pegelhöhe in jeder Sekunde ungefähr 14,500, beim höchsten, 1801 eingetretenen, Wasserstande von 22 Fuß Pegelhöhe, dagegen ungefähr 136,900 Kubikfuß, also etwa zehn Mal mehr in jeder Sekunde abführt.

2) Daß die im Jahr 1809 abgelaufene, ungefähr 942 Millionen Kubikklafter betragende Wassermasse in einem Wasserbecken mit flachem, ebnem Boden von 15 Stunden Länge und 5 Stunden Breite eine Höhe von 78 Fuß einnehmen würde, daß folglich der Rhein während mehrern Jahren in das als leer gedachte Becken des Bodensees fließen müßte, um dasselbe bis auf seine jetzige Höhe auszufüllen.

3) Während des Zeitraums obiger Beobachtungen zeigt das Jahr 1819 die kleinste abgeflossene Masse mit ungefähr 897 Mill. Kubikklafter,
1816 die größte „ „ „ „ 1312 „ „
1817 betrug sie „ „ „ „ 1262 „ „
also trotz der außerordentlichen Höhe, zu welcher der Bodensee und alle wichtigern Zuflüsse des Rheins in Folge der starken Schneeschmelze während des Sommers angestiegen waren, doch 50 Millionen Kubikklafter weniger als im regenreichen Jahre 1816.

Als Mittel aus den 12 Jahren ergaben sich 1047 Millionen Kubikklafter für das Jahr.

Unter diesem Mittelwerthe blieben die Jahre 1809, 1810, 1811, 1814, 1818, 1819, 1820, woraus der Verfasser den Schluß zieht, daß wenigstens aus dieser Übersicht sich kein bestimmtes Verhältniß

zwischen der Wärme und Fruchtbarkeit der Jahrgänge und der Größe der abfließenden Wassermasse nachweisen lasse*).

* * *

Werfen wir zum Schlusse einen Rückblick auf die hier angeführten Resultate, so werden wir finden, daß durch sie nicht nur die geognostische Kenntniß der Schweiz in hohem Grade gefördert, sondern auch in manchen derselben die Vorbereitung zu später erfolgten Entwicklungen der Wissenschaft enthalten ist. Dem Auslande gegenüber stellt Escher sich dar als ein nachahmungswerther Vertreter einheimischer Forschung und durch Gründlichkeit der Beobachtung, wie durch Behutsamkeit in seinen Schlüssen als würdiger Nachfolger von Saussure. Seine Arbeiten sind auch wegen ihres Inhalts und wegen der Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung von den Zeitgenossen sehr geschätzt worden, was sowol aus veröffentlichten Äußerungen als aus seinem Briefwechsel mit Voigt, Hoffmann dem Herausgeber des neuen bergmännischen Journals, L. von Buch, Ebel, der ihm selbst nach der scharfen Rezension seines Werkes doch wie vorher befreundet blieb, Gimbernat, Struve, de Luc, Leonhard, Selb, Brochant, Brongniart, d'Aubuisson, Conybeare, Joh. von Charpentier, Lardy u. s. f. hervorgeht.

Neben den naturwissenschaftlichen Gesellschaften der Schweiz ernannten ihn theils zum wirklichen, theils zum korrespondirenden Mitgliede die Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, die Societät für die gesammte Mineralogie in Jena, die wetterauische Gesellschaft für Naturkunde, die **Société royale des Sciences** in Harlem, die kaiserliche Leopold-Karolinische Akademie der Naturwissenschaften und das Kollegium der Professoren des **Musée d'histoire naturelle** in Paris.

---

*) Über die Resultate der seit dieser Zeit fortgesetzten Pegelbeobachtungen s. Herrn Rathsherrn Merian's Mittheilung in den Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel von 1840.

Die Sehnsucht aber, mit der Escher, so bald Pflichtgeschäfte es ihm erlaubten, zu seinen geognostischen Studien zurück kehrte, beweist wol, daß auch ihm bei seinen Forschungen und Entdeckungsreisen in reichem Maße das erhebende Gefühl zu Theil geworden ist, welches Niebuhr und, unter Berufung auf ihn, namentlich auch in Rücksicht auf die Geologie, Lyell*) in den Worten aussprechen: „Daß derjenige, welcher das Verschwundene wiederum in's Leben ruft, eine Wonne empfindet, die der eines Schöpfers gleich ist.“

*) Lyell Lehrbuch der Geologie.

CONRAD ESCHERS GEOGNOSTISCHE REISEN

• Standorte der wichtigsten von E: aufgenommenen Panoramen.



Reduction 1 : 1200000

Topogr. Anst. v. J. Wurster u. Comp. in Winterthur.

Das Linthwerk in hydrotechnischer Beziehung.

Über die Entstehung des Linthwerkes, über die Einleitung, den Fortgang und die Vollendung der Kanalarbeiten, so wie über die vielfachen technischen und finanziellen Schwierigkeiten mit denen der Führer dieser merkwürdigen Nationalunternehmung zu kämpfen hatte, sind in der vorstehenden Biographie und in den Linth-Notizenblättern alle Angaben vollständig enthalten; dagegen mangelt noch eine Zusammenstellung der wissenschaftlichen Grundsätze, die bei der Anlegung der Linthkanäle zur Anwendung gekommen sind. Diesen Mangel nun in so weit zu ersetzen als die noch vorhandenen handschriftlichen Notizen gestatten, ist der Zweck der gegenwärtigen Mittheilung, die nicht bloß den Kundigen im Fache erwünscht sein wird, sondern auch alle anderen Freunde Escher's ansprechen dürfte, weil sie einen Blick auf seine Geistesthätigkeit und Willenskraft in einer bisher weniger bekannten Richtung eröffnet.

Durch die vielen Gebirgsreisen, die Escher für geognostische Forschungen unternommen hatte, und die dabei angestellten Beobachtungen über den Einfluß der Gebirgsformationen auf den Zustand der von den Hochgebirgen ausgehenden Thäler und Flüsse, erlangte er eine so klare und richtige Kenntniß dieser Verhältnisse, daß er besser als kein Hydrotechniker vom Fache im Stande war, die unglückliche Lage des Linththales, die Veranlassung und Natur des Übels und die Mittel zur Abhülfe zu schildern. Sein im Jahr 1807 erlassener Rettungsaufruf war daher auch Jedermann verständlich und erweckte durch seine herzliche, eindringende Sprache eine allgemeine Begeisterung für das Rettungswerk.

Als dann aber im gleichen Jahre die Tagsatzung die Korrektion

der Linth beschloß und zu der Ausführung des Werkes geschritten werden sollte, zeigte sich ein fühlbarer Mangel an technischen Kräften und Hülfsmitteln. Der Flußbau stand zu jener Zeit in der Schweiz auf einer niedrigen Stufe; Hydrotechniker waren überall nicht vorhanden; es fehlte an geübten Bauaufsehern und die gewöhnlichen Arbeiter waren mit vielen bei der Linthkorrektion vorkommenden Arbeiten, wie Faschinenbau und dgl. nicht bekannt. Escher selbst hatte wohl durch seine naturwissenschaftlichen Studien manche in das Gebiet des Wasserbaues einschlagende allgemeine Kenntnisse erworben, aber die Theorie und Praxis der Hydrotechnik waren ihm völlig fremd, und noch niemals hatte er Bauten irgend welcher Art geleitet. Der Beschluß der Tagsatzung, der ihn als Vorstand der für die Ausführung des Linthwerkes bestellten Aufsichtskommission ernannte, also an die Spitze der Unternehmung stellte, erregte ihm daher sehr großes Bedenken und nur das Gefühl der Pflicht und die Hoffnung bei dem wohlthätigen Unternehmen, für dessen Verwirklichung er so lange gekämpft hatte, nützlich wirken zu können, vermochte ihn eine Stellung anzunehmen, deren Wichtigkeit und Schwierigkeit er vollkommen einsah*). Sein Bestreben war nun zunächst darauf gerichtet, theils durch Beiziehung technischer Kenntnisse und Kräfte die wissenschaftlich richtige Grundlage des Werkes zu sichern, theils durch eigenes Studium die Fähigkeit zu erwerben, auch in technischer Beziehung das Werk leiten zu können.

Die erste Vorarbeit, eine genaue Abwägung des Gefälles der Linth, von Näfels an den Wallensee und vom Wallensee bis an den Zürichsee wurde im Jahr 1807 dem durch seine mathematischen und astronomischen Arbeiten, so wie als Lehrer der Ingenieurwissenschaft in weiteren Kreisen rühmlich bekannten Schanzenherrn Johannes Feer von Zürich übertragen**).

---

*) S. erster Bericht der Linthaufsichts-Kommission an die Aktienbesitzer.

**) Der Verfasser dieser Zeilen, damaliger Schüler des Hrn. Feer, nahm als dessen Gehülfe an dieser Arbeit Theil.

Für den hydrotechnischen Theil der Unternehmung berief die Tagsatzung den großherzoglich badischen Rheinwuhr-Inspektor und Ingenieur-Major Johann Gottfried Tulla. Es war dieses eine überaus glückliche Wahl. Tulla, in guter Schule gebildet, besaß nicht bloß alle erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse, sondern hatte sich bei den Wuhrbauten am Rhein, namentlich aber an den geschiebführenden Bergströmen des Schwarzwaldes Erfahrungen gesammelt die ihn für die Lösung der wichtigen Aufgabe an der Linth ganz vorzüglich befähigten.

Tulla kam im September 1807 begleitet von einem Gehülfen, Hrn. Ingenieur Obrecht, an die Linth und unternahm sofort zahlreiche Profilmessungen für Bestimmung der bei verschiedenen Wasserständen abfließenden Wassermenge der Linth, bestimmte, begründet auf dieselben, die Querprofile der Kanäle und bearbeitete sonach die Kanalprojekte nach ihrer Längenrichtung, ihrem Gefälle und der ihnen zu gebenden Konstruktion.

Escher nahm mit dem lebhaftesten Interesse Theil an den Messungen, und verfolgte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Gang der Berechnungen und die Bearbeitung der Kanalprojekte. Es lag ihm alles daran, gründliche Kenntnisse auf dem Gebiete der Hydrotechnik zu erwerben, weil Tulla nicht auf längere Zeit von seinen Amtsgeschäften in Baden entfernt bleiben durfte, und Escher voraussehen konnte, in dessen Abwesenheit selbstständig handeln zu müssen. Seine Auffassungsfähigkeit, verbunden mit großer Willenskraft, erleichterten ihm die Fortschritte auf diesem Gebiete der Wissenschaft. Nach kurzer Zeit erlangte er eine so richtige Ansicht der von Tulla eingeführten neuen Bauwerke an der Linth, daß er mit Leichtigkeit darüber sprechen, und dieselben in seinen offiziellen Berichten beschreiben konnte. Hierüber äußerte sich Tulla gegen ihn schon in einem Briefe vom 23. Februar 1808:

„Ich habe das dritte Notizzenblatt mit Aufmerksamkeit gelesen. Sie haben in solchem Alles so gründlich beschrieben, daß ich weiter

nichts beizusetzen wüßte. Besonders haben Sie die Wirkungsart und Vortheile der Fangspornen (welche von Herrn Landbaumeister Meerwein im Badischen zuerst in Vorschlag gebracht wurden) so gründlich beschrieben, daß diese Beschreibung einem jeden Wasserbaumeister Ehre machen würde."

Zu den hydrometrischen und hydrotechnischen Arbeiten übergehend ist nun zunächst das Längenprofil der Linth anzuführen:

Bezeichnung der Flußstrecken:	Längen in Fuß.	Gefäll in Fuß.	Fall auf je 1000' d. Länge.
I. Abtheilung.			
Von der Näfelser Brücke dem Wallenberg entlang bis an die Sumpfgrenze	9550'		
Von der Sumpfgrenze bis an den See	3450'		
	13000'	38',000	
II. Abtheilung.			
Von der Ziegelbrücke bis zu der Sebastiankap.	7754'	12',821	1',652
Von der Sebastiankap. bis an den Biltnerbach	5847'	9',536	1',631
Vom Biltnerbach bis zum Hängelgießen	5808'	7',363	1',268
Vom obern bis zum untern Ende des Hängelgießen	5154'	5',395	1',047
Vom Hängelgießen bis zum untern Fahrhause	7089'	7',967	1',124
Vom untern Fahrhause bis zur Spettlinth	6419'	5',550	0',865
Von der Spettlinth bis zum Rieselgießen	8122'	8',980	1',106
Vom Rieselgießen bis Schloß Grynau	7453'	2',554	0',343
Vom Schloß Grynau bis an den Zürichsee	8940'	3',796	0',425
Summen der II. Abtheilung:	62586'	63',962	

Aus diesem ersten Nivellement konnten nun schon die Hauptgrundlagen der Unternehmung abgeleitet werden. Für die vollständige Entsumpfung der Ortschaften Weesen und Wallenstadt, so wie der übrigen flachen Uferstellen wurde eine bleibende Senkung des

Wasserspiegels des Wallensees um wenigstens 6 Fuß für nothwendig erachtet. Dieses Maaß der Senkung verstärkte das Gefäll des von der Näfelser Brücke an den See zu führenden Molliser-Kanales und verminderte um eben so viel dasjenige für die unteren Kanäle.

Für den Molliser-Kanal war nach Nivellement Nr. I. das Gefäll zu 38 Fuß gefunden worden, es sollte aber das Linthbett bei der Näfelser Brücke um 2 Fuß tiefer gelegt, hinwieder aber der Seespiegel um 6 Fuß gesenkt werden. Das zu benutzende Gefäll betrug daher:

$$38' - 2' + 6' = 42'$$

die Länge des Kanales war 13000', folglich auf jede 1000' Länge ein Gefäll von:

$$\frac{42 \times 1000}{13000} = 3',23$$

und es beträgt die Kanallänge, auf welche der Fall Eins ist

$$\frac{13000}{42} = 309',52$$

Für die unteren Kanäle wurde das Gefäll und die Länge für die Strecke von der Ziegelbrücke bis Grynau in folgender Weise bestimmt: Das Gefäll nach Abzug der für die Senkung des Wasserspiegels des Wallensees und für die Gefällsverstärkung des Wes'ner-Kanales erforderlichen Vertiefung bei der Ziegelbrücke zu 44',8. Die Länge, in der Voraussetzung, daß die Kanäle möglichst gerade geleitet werden, zu 39200'. Die Kanäle erhalten daher auf jede 1000' Länge ein Gefäll von

$$\frac{44,8 \times 1000}{39200} = 1',1428$$

und die Kanallänge, auf welche der Fall Eins ist, beträgt

$$\frac{39200}{44,8} = 875'.$$

Das Nivellement der Linth von der Ziegelbrücke an den Zürichsee hatte die Form der Kurve, die in der Regel bei den un-

mittelbar aus den Gebirgen herkommenden und in die Thalebenen ausfließenden Bächen und Strömen vorkömmt, nämlich ein starkes Gefäll näher am Gebirge und ein bedeutendes Abnehmen desselben bis in die Thalebene.

Dieses Verhältniß kam der Linthunternehmung sehr zu statten. Das starke Gefäll von der Näfelser Brücke, dem Wallenberg entlang, verstärkt durch das Maaß der Tieferlegung des Sees, war durchaus nothwendig für den Molliser-Kanal, dessen Bestimmung sein mußte, alle Geschiebe der Glarner-Linth in das Becken des Wallensees zu fördern. Die unteren Kanäle dagegen, die nur das Wasser des Wallensees ohne Geschiebe abzuführen hatten, bedurften keines so starken Gefälles; es konnte daher das vorhandene unnöthig große Gefäll von der Ziegelbrücke gegen den Hängelgießen hinab auf das Vortheilhafteste für die Senkung des Wallensees und für die nothwendige Verstärkung des Gefälles des Wes'ner-Kanales benutzt werden. Angenommen der Seespiegel müsse um 6 Fuß gesenkt werden, der Wes'ner-Kanal, dessen Gefälle nach der Maag nur 2 Fuß betrug, bedürfe auf seine Länge von 9000′ wenigstens 9′ Gefäll, also 7′ mehr als bisher, und bei der Ziegelbrücke sei eine weitere Sohlenvertiefung von 5′ erforderlich, so ergab es sich, daß das alte Linthbett bei der Ziegelbrücke um volle 18′ tiefer gelegt, und diese Vertiefung thalabwärts durch die neuen Kanäle fortgesetzt werden müsse. Ferner konnte sogleich bestimmt werden, daß diese Austiefung die erste Arbeit des Unternehmens sein müsse, daß man zwar gleichzeitig den Bau des Molliser-Kanales unternehmen, denselben aber nicht eröffnen und die Glarner-Linth dem Wallensee nicht zuführen dürfe bis ein bedeutender Theil der Austiefung bei der Ziegelbrücke bewerkstelliget sein werde.

Alle bisher angeführten, für die Kanalprojekte wichtigen Bestimmungen hatten also lediglich aus dem Nivellement und den Längenmaßen abgeleitet werden können; für die weitere Berechnung bediente sich Tulla der Eitelwein'schen Formel, jedoch aus dem

rheinländischen auf den badischen Fuß (zu drei Decimeter) übergetragen, und mit Vergrößerung des Coeffizienten, nämlich

$$\text{I.)}\quad v = 100 \sqrt{\left(\frac{q \times h}{P \times L}\right)}$$

wo q das Profil des Kanales,

h das Gefäll,

P die Grenzlinie des Profiles unter dem Wasserspiegel oder der benetzte Umfang des Profiles,

L die dem Gefäll h zugehörige Länge und

v die mittlere Wassergeschwindigkeit in einer Zeitsekunde bezeichnen.

Wird h = 1 angenommen, und mit L die dem Fall Eins entsprechende Länge bezeichnet, so wird die Formel

$$\text{II.)}\quad v = 100 \sqrt{\left(\frac{q}{P \times L}\right)}$$

Ferner sei

$\frac{q}{P} = r$ der mittlere Halbmesser des Profiles, so wird

$$\text{III.)}\quad v = 100 \times \frac{\sqrt{r}}{\sqrt{L}} = \frac{100}{\sqrt{L.}} \times \sqrt{r.}$$

Diese III. Formel als Beispiel auf die Kanäle abwärts der Ziegelbrücke angewendet führt auf folgende Berechnungen:

Für diese Kanäle ist oben, die Länge auf welche der Fall Eins ist, oder L gleich 875′ gefunden worden; der erste Theil der Formel III wird daher:

$$\frac{100}{\sqrt{L}} = \frac{100}{\sqrt{875}} = \frac{100}{29',58} = 3{,}38 \text{ als Coeffizient}$$

und die Formel wird für diesen Fall

$$v = 3{,}38 \sqrt{r.}$$

Werden nun für r. die Werthe von 1′ bis 16′ substituirt und für jeden derselben v. gesucht, so erhält man:

Mittlerer Halbmesser des Profils.	Mittlere Geschwindigkeit.	Differenzen.
für r = 1′	v = 3′,38	
2′	4′,78	1,40
3′	5′,85	1,07
4′	6′,76	0,91
5′	7′,56	0,80
6′	8′,28	0,72
7′	8′,94	0,66
8′	9′,56	0,62
9′	10′,14	0,58
10′	10′,69	0,55
11′	11′,21	0,52
12′	11′,71	0,50
13′	12′,21	0,50
14′	12′,65	0,44
15′	13′,09	0,44
16′	13′,52	0,43

Aus den Untersuchungen des alten Linthbettes hatte es sich ergeben, daß die Kanäle eine untere Breite von beiläufig 70 Fuß erhalten, und in der weiteren Voraussetzung, daß die Dossirung der Ufer einfüßig werde, berechnete man mit Hülfe vorstehender Tafel die Elemente des Profiles für verschiedene Wasserstände und nahm hiefür folgende mit den Formeln übereinstimmende Bezeichnungen an.

t. Die Tiefe des Kanales.

q. Die Profilfläche für die Wassertiefe t.

P. Die Grenzlinie des Profiles unter dem Wasserspiegel.

r. Der mittlere Halbmesser.

v. Die mittlere Geschwindigkeit in der Sekunde.

M. Die in der Sekunde abfließende Wassermenge.

Für t. werden die Werthe von 1′ bis 16′ angenommen.

q. besteht für jede Kanaltiefe aus einem Parallellogramme und zwei ähnlich gleichen rechtwinklichten Dreiecken, und wird mit der unteren Kanalbreite von 70′ und den Werthen von t nach der Formel $q = ((70 \times t) + t^2)$ berechnet.

P. die Grenzlinie oder der benetzte Umfang berechnet sich nach der Formel $P = 70 + 2 \sqrt{2 . t^2}$

r. ist gleich $\frac{q}{p}$

v. ist gleich $3,38 \sqrt{r}$ und wird durch die Werthe von r vermittelst Interpolation aus der oben berechneten Hülfstafel abgeleitet,

M. die Wassermenge ist gleich $q \times v$.

Hieraus ergeben sich folgende Werthe:

t.	q.	P.	r.	v.	M.
1′	71 □′	74′,0	0′,96	3′,32	236 C′
2′	144 =	75′,6	1′,90	4′,64	668 =
3′	219 =	78′,4	2′,79	5′,63	1233 =
4′	296 =	81′,2	3′,64	6′,43	1903 =
5′	375 =	84′,0	4′,46	7′,13	2674 =
6′	456 =	86′,8	5′,25	7′,74	3529 =
7′	539 =	89′,6	6′,02	8′,29	4468 =
8′	624 =	92′,4	6′,75	8′,78	5479 =
9′	711 =	95′,2	7′,47	9′,23	6563 =
10′	800 =	98′,0	8′,16	9′,65	7720 =
11′	891 =	100′,8	8′,84	10′,05	8955 =
12′	984 =	103′,6	9′,50	10′,41	10243 =
13′	1079 =	106′,4	10′,14	10′,76	11610 =
14′	1176 =	109′,2	10′,77	11′,09	12666 =
15′	1275 =	112′,0	11′,38	11′,40	14509 =
16′	1376 =	114′,8	12′,00	11′,71	16512 =

Gleiche Berechnungen wurden auf 80 und auf 92 Fuß für die untere Breite des Kanales angestellt, um aber bestimmtere Angaben für die dem Kanale zu gebende Breite zu erhalten, wurde eine geeignete Stelle in der alten Linth aufgesucht, um durch Profil und Geschwindigkeitsmessungen die abfließende Wassermenge auf praktischem Wege zu ermitteln. Eine solche Stelle fand sich in der Gegend des Biltnerschachens, an welcher das Gefäll sehr nahe demjenigen gleich kam, das man dem neuen Kanal zu geben beabsichtigte.

Profilmessung der Linth am Biltnerschachen. Geschwindigkeitsmessung mit dem Woltmann'schen Flügel.

Der Wasserstand an dem Merkpfahl (Pegel) blieb während der Messung unverändert.

Perpendikularen.			Tiefe des Instrumentes unter dem Wasser.		Geschwindigkeit, ein Flügelumgang = 0′,666.		
			½′	2′	In der Tiefe von		
N⁰.	Entfernung v. linken Ufer.	Ganze Wassertiefe.	Umgänge des Flügels in 20 Sekunden.		½′	2′	Im Mittel.
1	20′	2′,6	110 112	95 90 85	3′,70	3′,00	3′,35
2	40′	2′,6	149 138	117 118	4′,78	3′,91	4′,34
3	60′	2′,6	151 157	119 129 134	5′,13	4′,24	4′,69
4	80′	2′,8	173 175	153 139 145 145	5′,80	4′,85	5′,32
5	100′	3′,1	192 190	181 179	6′,37	6′,00	6′,18
6	120′	3′,2	183 190 192	180 171 168	6′,28	5′,77	6′,02
7	140′	3′,5	169 177	157 166 161	5′,77	5′,38	5′,57
8	157′	Ufer	—	—	—	—	—
		20′,4	: 7		37′,83	33′,15	35′,47 : 7
		2′,9	Mittlere Tiefe		5′,4	4′,73	
						Mittel	5′,07

Demnach ist die ganze Flußbreite	157′,0
die mittlere Tiefe	2′,9
folglich die Profilfläche	455′,0 □′
die mittlere Geschwindigkeit beträgt	5′,07
die in der Sekunde abfließende Wassermenge beträgt mithin	2307 C′

Bei den höchsten Wasserständen steigt aber die Linth noch um 4′,3 höher, die mittlere Tiefe wird daher

2′,9 + 4′,3 = ...	7′,2
die Profilfläche vermehrt sich auf	1152′,0 □′

Für die Bestimmung der mittleren Geschwindigkeit wird angenommen, daß sich die mittleren Halbmesser wie die Quadrate der Geschwindigkeiten verhalten, wenn also

v die Geschwindigkeit im gemessenen Profil,

v^1 die Geschwindigkeit im Hochwasser-Profil,

r der mittlere Halbmesser im gemessenen Profil,

r^1 der mittlere Halbmesser im Hochwasser-Profil bezeichnen, so erhält man

$$r : r^1 :: v^2 : (v^1)^2$$

$$\text{daher } v^1 = v\sqrt{\left(\frac{r^1}{r}\right)}$$

und die gefundenen Werthe substituirt

$$v^1 = 5'07 \sqrt{\left(\frac{7,2}{2,9}\right)} = \qquad 7',99$$

Diese Geschwindigkeit mit der Profilfläche von 1152 □′ multiplizirt, giebt die in der Sekunde abfließende Wassermenge beim Hochwasser der alten Linth zu 9204 C′

Wenn nun die untere Breite des neuen Profiles zu 70 Fuß und für die Ufer einfüßige Dossirungen angenommen werden, so ist das in der oben berechneten Tabelle für 14 Fuß gefundene Profil des neuen Kanales von 1176 □′ nahe gleich dem ange-

nommenen Hochwasser-Profil der alten Linth von 1152 □'. Der neue Kanal muß aber mehr Wasser abführen als die alte Linth, weil sein mittlerer Halbmesser größer ist; derselbe erhält nämlich nach der Tafel für die Kanaltiefe von 14' den Werth von 10',77. Der mittlere Halbmesser im Hochwasser-Profil der alten Linth ist nur $\frac{1152}{169,4} = 6',8$, folglich muß die Geschwindigkeit im neuen Kanal, bei einer Profil-Fläche von 1152 □'

$$7,96 \times \sqrt{\frac{10,8}{6,8}} = 10',07 \text{ pr. Sekunde betragen}$$

und daher der neue Kanal eine Wassermenge von

$$1152 \times 10,07 = 11600 \text{ Kubikfuß}$$

abführen.

Das Ergebniß dieser Untersuchung bestätigte demnach die Voraussetzung, daß das Kanal-Profil mit einer unteren Breite von 70 Fuß bei hinlänglicher Vertiefung genügen werde, die Hochwasser der Linth abzuführen.

Die gleiche Profil-Messung wurde noch im Weiteren als Probe über die gefundenen Werthe und zur Prüfung der Richtigkeit der Formel benutzt, indem man das Gefäll an der Profil-Stelle maß und die Geschwindigkeit aus der Formel berechnete.

Abwägung des Gefälles in der Flußstelle ob und unterhalb des gemessenen Profiles am Biltener Schachen:

Beobachtungspunkte.		Abwägung der rückwärts liegenden Punkte.	Entfernung zwischen den Punkten.	Abwägung der vorwärts liegenden Punkte.	Partialgefäll.	
Wasserspiegel	der Linth	7',410	315'	7,805	0,395	
id.	id.	7',805	315'	8,215	0,410	0,755
id.	id. Profil	8',215	315'	8,560	0,345	
id.	id.	8',560	315'	9,270	0,710	
			1260'		1',860	

Das Gefäll von 315′ oberhalb bis 315′ unterhalb der Profil-Stelle beträgt demnach 0,755 und hieraus ergiebt sich die Länge, auf welche der Fall Eins ist, oder

$$L = \frac{630'}{0',755} = 834'.$$

Die Geschwindigkeit bestimmt sich aus der Formel **III.**, wo $r = 2,9$ nach der Profil-Messung und also $L = 834$, folglich

$$v = 100 \sqrt{\left(\frac{2,9}{834}\right)} = 5,897.$$

Nach den wirklichen Geschwindigkeitsmessungen mit dem hydrometrischen Flügel, hatte man aber gefunden

$$v^1 = 5,07.$$

Werden nun diese beiden Geschwindigkeiten in ein Gleichverhältniß gebracht, um den Coeffizienten der Formel abzuleiten, so erhält man

$$v \text{ (nach der Theorie)} : v^1 \text{ (nach der Erfahrung)} : : 100 : x.$$

$$x = \frac{v^1 \times 100}{v} \text{ also } \frac{5,07 \times 100}{5,897} = 85,976 \text{ oder } 86.$$

Demnach wäre die Formel genauer und mit der Erfahrung übereinstimmender,

$$v = 86 \sqrt{\left(\frac{r}{L}\right)}$$

nimmt man für r beim Hochwasserstand, wie oben 7,2 und $L = 834'$ an, so wird

$$v = \sqrt{\left(\frac{7,2}{834}\right)} = 7',99$$

folglich übereinstimmend mit der oben gefundenen Geschwindigkeit.

In dieser Weise sind die Berechnungen für die Bestimmung des Profiles der Linthkanäle angestellt worden. Nach wiederholten Profil- und Geschwindigkeitsmessungen an verschiedenen andern Stellen der alten Linth, die annähernd gleiche Resultate geliefert hatten, wur-

den dann für das Kanal=Profil von der Ziegelbrücke abwärts folgende Maße festgesetzt:

70 Fuß Breite der Kanalsohle.

8 „ Tiefe des eigentlichen Flußbettes.

Die Böschung der Ufer einfüßig, mithin

86 „ obere Breite des eigentlichen Flußbettes.

45 „ Breite jedes der beidseitigen Dammplätze.

6 „ Höhe der Hinterdämme.

Die Böschung der Hinterdämme zweifüßig, mithin

200 „ Abstand der Dammkronenränder.

Die Profil=Fläche des eigentlichen Flußbettes war daher $\frac{70 + 86}{2} \times 8 = 624\ \square'$ und konnte bei einer Wassergeschwindigkeit von 7′ in der Sekunde 4368 Kubikfuß abführen.

Die Profil=Fläche zwischen den Dämmen, angenommen, daß das Wasser bis an einen Fuß die Dammkrone nicht erreichen werde, erhielt $\frac{200 + 176}{2} \times 5 = 940\ \square'$ und konnte bei einer Geschwindigkeit von 8′, die für das Hochwasser anzunehmen war, in der Sekunde 7520 Kubikfuß abführen; folglich gewährte das ganze Profil die Ableitung einer Wassermasse von 11888 Kubikfuß in der Sekunde.

Nach diesen Dimensionen wurden die Kanäle bis zum Gießen hinunter angelegt; dieselben änderten aber in Folge der fortschreitenden Vertiefung bei der Ziegelbrücke ihre Gestalt und gingen nach und nach in ein normales in die Ebene des Thalgrundes eingeschnittenes Flußbett über.

Anders verhielt es sich bei dem Benknerkanal vom Gießen bis Grynau, der durch das niedrig gelegene Benknerrieth geführt werden und daher stets als künstlicher Kanal fortbestehen mußte. Das so eben angegebene Profil mit 200′ Abstand der Dammkronenränder, zweifüßiger Dammböschung, Dammplätzen u. s. w., wurde

auch für diesen Kanal beibehalten, nur wurde die Breite der Kanalsohle vom Gießen bis Grynau allmählig von 70′ auf 86′ vergrößert.

Behufs Bestimmung des Profiles des Molliser-Kanales wurden an einer normalen Flußstelle in der Gegend der Näfelser-Brücke Profil- und Geschwindigkeitsmessungen vorgenommen.

Die Flußbreite war 80′, die Tiefe nahe gleichförmig 4′,6, die Profil-Fläche 370 □′, die mittlere Geschwindigkeit 8′,8, demnach betrug die in einer Sekunde abfließende Wassermenge 3256 Kubikfuß.

Bei einer zweiten Messung an der gleichen Stelle aber bei zwei Fuß höherem Wasserstand war:

Die Flußbreite wieder 80′, die Tiefe nahe gleichförmig 6′,6, die Profil-Fläche 528 □′, die mittlere Geschwindigkeit 9′, folglich die in der Sekunde abfließende Wassermenge 4725 Kubikfuß.

Für das Kanal-Profil wurde nun ebenfalls bestimmt, daß das eigentliche Flußbett nur das Mittelwasser abzuführen, hingegen ein oberes Bett, aus beidseitigen Dammplätzen und Dämmen gebildet, die Hochwasser der Linth aufzunehmen habe. Das Profil erhielt also folgende Maße:

56 Fuß Breite der Kanalsohle.
8 „ Tiefe des eigentlichen Flußbettes.
Die Böschung der Ufer einfüßig, folglich
72 „ obere Breite des eigentlichen Flußbettes.
25 „ Breite jedes der beidseitigen Dammplätze.
8 „ Höhe der Hinterdämme.
Die Böschung der Hinterdämme zweifüßig, demnach
154 „ Abstand der Dammkronenränder.

Die Profil-Fläche des eigentlichen Flußbettes betrug daher $\frac{56 + 72}{2} \times 8 = 512$ □′ und konnte bei einer mittleren Geschwindigkett von 9′ in der Sekunde 4608 Kubikfuß abführen.

Das Profil zwischen den Dämmen, vorausgesetzt, daß das Hochwasser bis einen Fuß nahe die Dammkrone erreichen werde, erhielt den Flächenraum von $\frac{122 + 154}{2} \times 7 = 966$ □′ und vermochte bei einer angenommenen Geschwindigkeit von 10′ in der Sekunde 9660 Kubikfuß abzuführen.

Beide Profil-Theile zusammengenommen erhielten also den Querschnitt von 1478 □′ und da die mittlere Geschwindigkeit eines Hochwassers, das bis an einen Fuß die Dammkrone erreicht, wenigstens zu 11 Fuß pr. Sekunde angenommen werden darf, so werden in diesem Profil 16258 Kubikfuß abfließen können, daher auch dasselbe für die Abführung der höchsten bekannten Wassermasse der Linth genügen.

Über die Richtung, Bauart und übrigen Verhältnisse des Molliserkanales enthalten die Linthnotizenblätter so vollständige Angaben, daß es überflüssig wird hierüber näher einzutreten. Hingegen wird noch der Korrektion der Linth oberhalb der Näfelser Brücke erwähnt, weil bei derselben auf einige seltener vorkommende Verhältnisse Bedacht genommen werden mußte.

Der Molliserkanal erhielt, wie oben angegeben worden, auf je 1000 Fuß seiner Länge 32 Zoll Gefäll; nun ergab es sich aber, daß thalaufwärts der Näfelser Brücke das Gefäll der Linth sich beträchtlich verstärke und bis auf 50 Zoll pr. 1000 Fuß Länge ansteige; es war daher zu besorgen, daß dieser Theil der Linth schwerere Geschiebe dem Molliserkanal zuführen als derselbe mit seinem schwächeren Gefäll zu fördern im Stande sein werde, und daß hieraus eine schädliche Anfüllung dieses Kanales entstehen könnte. Bei dem Flößen oder Rollen der Geschiebe in Flußbetten wirken das Flußgefälle und die Wasserhöhen mit vereinter Kraft, je größer diese beiden Faktoren sind, um so schwerere Geschiebe wird der Fluß bewegen und fortführen können. So nahm man an, daß die Linth bei Netstal mit 50 Zoll Gefäll bei 7 Fuß Wasserhöhe ein

Geschiebe von 25 Pfund Gewicht leicht fortzuschaffen vermöge, während im Molliserkanal mit 32 Zoll Gefäll und 8 Fuß Wasserhöhe solche Geschiebe liegen bleiben müßten. Man suchte daher das Gefäll und das Profil der Linth oberhalb der Näfelser Brücke in der Art anzuordnen, daß durch Ermäßigung der Stoßkraft das Fortrollen der größeren Geschiebe langsamer als bisher stattfinde, und damit eine Verkleinerung derselben bis zum Eintritt in den Molliserkanal bewirkt werde.

Für diesen Zweck wurde das Gefäll thalaufwärts in folgender Weise bestimmt:

		Gefäll auf 1000′ Länge.
Der Molliserkanal erhält bis zum Bogenanfang unterhalb der Näfelser Brücke, das bestimmte Gefäll von		32 Zoll.
Auf die folgenden	800′ aufwärts	35 "
" " "	1000′ "	38 "
" " "	1000′ "	42 "
" " "	1000′ "	46 "
" " "	2200′ "	50 "
Ganze Länge	6000′ bis in die Stockländer.	

Ferner wurden im Kanal-Profil folgende Abänderungen getroffen:

In dem eigentlichen Flußbett vermehrte man die Breite der Kanalsohle von 56 Fuß am Molliserkanal allmälig bis in die Stockländer auf 68 Fuß, verminderte dagegen die Kanaltiefe von 8 auf 7 Fuß. Die Dammplätze erweiterte man von 25 auf 28 Fuß, so daß die Dammkronen statt 150 Fuß den Abstand von 170 Fuß erhielten.

Vermittelst dieser Gefällsregulirung und Profil-Erweiterung erreichte man, wie das Notizzenblatt berichtet, den Zweck, die Rollkraft des Stromes in so weit zu ermäßigen, daß die für den Molliserkanal zu schweren Geschiebe länger zurückgehalten blieben, und erst nach erfolgter Verkleinerung durch die Reibung des darüber rollenden kleineren Geschiebes in den Molliserkanal gelangten.

Für die Bestimmung der Verbindungsbogen zwischen zwei unter einem Winkel sich treffenden Richtungslinien des Kanales, bediente man sich der Gleichung des Kreises, nach welcher die Coordinaten berechnet wurden. War der Krümmungshalbmesser sehr groß, folglich der Bogen flach und die Ordinaten kurz, so nahm man die Sehne des ganzen Bogens als Abscissenlinie an; bei kürzeren Krümmungshalbmessern hingegen wurde der Bogen durch mehrere Sehnen abgetheilt und für jede derselben die Berechnung angestellt. Das Verfahren bedarf um so weniger einer näheren Erläuterung, als in neuerer Zeit das Abstecken ungleich größerer Bogenlinien bei den Eisenbahnlinien häufig vorkommt, und mit noch größerer Genauigkeit als bei Flußkorrektionen ausgeführt werden muß.

* * *

Alle bezeichneten Voruntersuchungen und Vorarbeiten an der Linth und die vollständige Entwerfung und Ausarbeitung der Projekte für die Kanäle und Flußkorrektionen leistete und lieferte Tulla in der kurzen Zeit vom Monat September bis zum Monat November 1807, und es hat sich also derselbe durch diese schnelle, und wie der Erfolg gezeigt hat, glückliche Lösung einer so wichtigen und schwierigen Aufgabe als ausgezeichnet erfahrner Meister im Fache des Wasserbaues bewährt. Die Vollständigkeit dieser ersten Arbeiten geht auch daraus hervor, daß Tulla nur noch einmal, im Jahr 1808 sich veranlaßt fand, einige Wochen auf der Baustelle zuzubringen um einige Theile seiner Projekte zu ergänzen.

Ingenieur Obrecht war in den gleichen zwei Jahren je während fünf Monaten bei den Lintharbeiten angestellt. Derselbe beschäftigte sich mit der Ausarbeitung der Kanalprojekte, hauptsächlich aber mit Anordnung und Leitung der Buhnenbauten am Ziegelbrückkanal. Für den mechanischen Theil dieser letzteren Arbeiten wurden zwei geübte Faschinenleger aus dem Badischen beigezogen, unter deren Anleitung die Arbeiter der Gegend im Faschinenbau Unterricht erhielten; Obrecht unternahm auch die Triangulation des Linththales

und berechnete die Coordinaten der Dreieckspunkte, die später zu Entwerfung der diesem Anhang beigefügten Karte benutzt worden sind.

Die technischen Vorarbeiten und die Feststellung der Bauprojekte war zwar ein wichtiger, aber doch nur ein kleiner Theil der Geschäfte, welche die Ingangsetzung und Betreibung der Bauten erforderten. Die Nothwendigkeit einer raschen Erledigung der meisten derselben gestattete unmöglich eine kollegialische Behandlung durch die Aufsichtskommission; die ganze Last fiel daher auf ihren Präsidenten. Escher entwickelte nun eine bewundernswürdige Thätigkeit und eine Energie, die jedem aufmerksamen Beobachter die Gewißheit gab, daß das Unternehmen, aller Größe und aller Schwierigkeiten ungeachtet, unter seiner Leitung zu Stande kommen und gelingen müsse.

Er übernahm die ganze Rechnungsführung, schloß persönlich alle Verträge mit den Materiallieferanten und den Arbeitsunternehmern ab, überwachte auf das genauste die Erfüllung der Vertragsbedingungen und besichtigte beinahe täglich alle Baustellen. Daneben führte er die weitläufige Korrespondenz mit den Kantonen über die Aktiensammlung, mit der Linthschatzungskommission über die Landabtretungen und die Ausscheidung des Sumpf- und Mehrwerthsbodens, mit der Linthschifffahrtskommission über die Schifffahrtsverhältnisse und die Reckwege, und bearbeitete die ausführlichen Berichte an die Aktienbesitzer und an die Tagsatzung über den Fortgang der Unternehmung.

Diese Verwaltungsgeschäfte waren in den ersten zehen Jahren des Baues so außerordentlich zahlreich, daß ihre Besorgung die ganze Zeit eines sehr thätigen und gewandten Geschäftsmannes in Anspruch nehmen mußte. Escher vermochte aber noch weit mehr zu leisten. Er übernahm vom Jahr 1808 an auch alle und jede technischen Anordnungen. Während kaum 1½ Jahren hatte er sich durch Theilnahme an den Arbeiten von Tulla und Obrecht so

gründlich und vollständig in das technische Fach hineingearbeitet, daß er nun auch diesen Theil des Unternehmens mit Sicherheit leiten konnte. Die Richtungen der Kanäle wurden von ihm selbst abgesteckt, das Gefäll der Kanalsohlen nach von ihm aufgenommenen Nivellements bestimmt und auf dem Terrain angegeben, die Kanal-Profile durch ihn bezeichnet und berechnet, die Kanalausgrabungen an Arbeitskompagnien akkordirt und die Faschinenbauten nach seiner Anordnung durch Arbeiter der Gegend ausgeführt.

Von allen den großen Verdiensten, die Escher um das Linthwerk sich erworben hat, verdiente daher auch noch dasjenige besonders herausgehoben zu werden, daß er um die übernommene große Aufgabe zu lösen, bei schon vorgerückten Jahren, in ein ihm fremd gewesenes Gebiet der Wissenschaft sich hineingearbeitet hat und ein tüchtiger Wasserbaumeister und Arbeitsführer geworden war.

Inhaltsverzeichniß.

CARTE DES UNTEREN LINTHTHALES
und der zu Entsumpfung der Thalebene ausgeführten Canäle



H. Pestalozzi del.

J. J. Goll